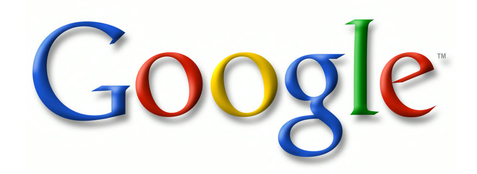
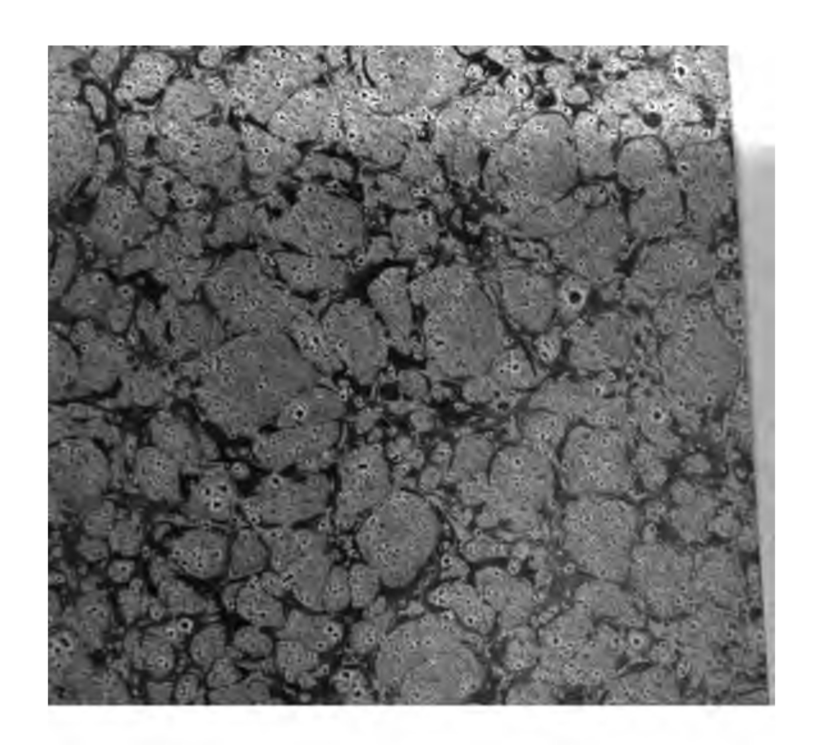






Aus meinem Leben.

Mittheilungen

von

Dr. H. Martensen,
Bischof von Seeland.

Erste Abtheilung.

1808—1837.

Aus dem Dänischen von A. Michelsen.

Karlsruhe und Leipzig.
Verlag von H. Reuther.
1883.

Aus meinem Leben.

Mittheilungen

von

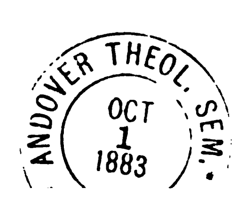
Dr. H. Martensen,
Bischof von Seeland.

Erste Abtheilung.

1808—1837.

Aus dem Dänischen von A. Michelsen.

Karlsruhe und Leipzig.
Verlag von H. Reuther.
1883.


ANDOVER THEOL. SEM.
OCT
1
1883

Vorwort des Verfassers.

Eine vollständige Selbstbiographie zu schreiben, welche auch Konfessionen nach Augustins Vorbilde enthalten müßte, fühle ich mich weder aufgelegt noch fähig. Wird auch die Darstellung einen einigermaßen vollständigen Rahmen meines Lebens geben, so ist mein Hauptzweck doch nur dieser: von meiner inneren Entwickelung einzelne Stücke mitzutheilen, die vielleicht für Jüngere von Interesse sein können, welche sich in einem ähnlichen Zustande der Gährung und des Suchens befinden, wie derjenige war, in welchem ich mich befunden habe, und sodann auch einzelne Punkte meines öffentlichen Lebens zu beleuchten. Wenn man einmal einer öffentlichen Beurtheilung sich nicht entziehen kann, so ist der Wunsch sehr natürlich, in seiner eigenen Sache ein Wort mitzureden. Was hiermit nicht in unmittelbarem Zusammenhange steht, gedenke ich in großer Kürze zu behandeln, während ich mir jedoch

eine gewisse Freiheit der Mittheilung vorbehalte, jenachdem die Stimmung es mit sich bringen wird.

Uebrigens übernehme ich durchaus keine Verpflichtung. Die Fortsetzung und Vollendung des hiermit Angefangenen, welche ich mir allerdings vorgenommen habe, liegt dennoch nur als eine Möglichkeit vor mir; und wieweit diese sich auch verwirklichen wird, ist in meinem Alter sehr unsicher. Ich bitte daher den geneigten Leser, gegenwärtige erste Abtheilung, welche die Kindheits- und Jugenderinnerungen enthält, als ein kleines Ganzes zu betrachten, welches vielleicht mit einer gewissen Selbständigkeit auftreten darf, auch unabhängig von der möglichen Fortsetzung.

Da ich nicht im Besitze schriftlicher Aufzeichnungen, Tagebücher u. dgl. bin, sondern Alles aus der Erinnerung schreiben muß, so ist es immerhin möglich, daß diese im Detail mir einmal untreu geworden ist. Für die Wahrheit in allem Wesentlichen glaube ich einstehen zu können.

Martensen.

Vorerinnerung des Uebersetzers.

Das gegen Ende des vor. Jahres in Kopenhagen im Gyldendalschen Verlag erschienene Büchlein: „Af mit Levnet. Meddeleser af H. Martensen. Förste Afdeling“ wurde in weiten Kreisen des Nordens als eine willkommene Weihnachtsgabe begrüßt. Man freute sich nicht nur der reichen Fülle interessanter Züge, welche hier aus dem Jugendleben und den mancherlei persönlichen Beziehungen des nachher zu so hervorragender Stellung und Wirksamkeit geförderten Mannes mitgetheilt werden, sondern erkannte auch das Belehrende und Vorbildliche einer Entwickelungsgeschichte, in welcher sich geistige Kämpfe abspiegeln, wie sie auch heute jeder nach selbständiger Ueberzeugung Strebende mehr oder weniger durchzukämpfen hat, eine Geschichte, welche zugleich sich öfter zu einem Bilde der betreffenden Zeit erweitert. Ich habe mich daher entschlossen, die Schrift zu übersetzen. Und ich glaube, den Vielen, die unter uns

den Verfasser der „Christlichen Ethik“ liebgewonnen haben, und längst ihn als den Unseren zu betrachten gewohnt sind, hiermit einen Dienst zu erweisen. Sie werden ihn gewiß gerne auf den Wegen seines Jugendlebens begleiten, an den wechselnden Bildern der Natur und des Menschenlebens, für welche beide er einen so unbefangen offenen Sinn offenbart, sich mit freuen, namentlich auch mit Interesse die verschiedenen Persönlichkeiten, sowohl Dänen als Deutsche, sowohl Gelehrte als Künstler, kennen lernen, welche in der einen oder anderen Art bildenden Einfluß auf ihn geübt haben.

Im Anschluß an diese „Jugenderinnerungen“, gedenkt Herr Bischof Dr. Martensen, in weiteren zwei Bändchen auch noch Mittheilungen über seine akademische und kirchliche Wirksamkeit, und was hiermit zusammenhängt, alsbald zu veröffentlichen. Hoffentlich werde ich in der Lage sein, so wie jetzt den Anfang, auch die Fortsetzung und den Schluß der vorliegenden Lebensskizze s. Z. den deutschen Lesern zugänglich zu machen.

Lübeck, im April 1883.

A. Michelsen.

Inhalt.



Kindheit und Schulzeit
1808—1827.

Flensburg und Kopenhagen.

Hans Lassen Martensen ist den 19. August 1808 in Flensburg geboren. Mein Vater, Hans Andersen Martensen, war als Glied einer Bauern=familie in Rurup, Kirchspiel Branderup, im Haders=lebener Amte, geboren. Meine Mutter, Anna Maria Truelsen, war eine Flensburgerin, Tochter eines Bücherantiquars, Niels Truelsen. Mehrere Jahre war mein Vater Schiffer. Als er während der Kriegs=zeit zu Getreidefuhren nach Norwegen gebraucht wurde, gerieth er in englische Gefangenschaft, in welcher seine Gesundheit völlig untergraben wurde. Er mußte daher einen neuen Lebensweg versuchen; und da er in Allem, was zu Schifffahrt und Handel gehört,

wohl bewandert war, so versuchte er sich hierin als Schriftsteller und gab eine Reihe von Schriften heraus, die damals in diesem Zweige der Literatur eine Lücke ausfüllten, und erwarb sich eine nicht geringe Anerkennung. Da er nun seine Schriften in dänischer Sprache verfaßte, so meinte er, die Bedingungen dieser seiner Thätigkeit würden sich wohl in Kopenhagen günstiger gestalten, als in Flensburg; und so siedelte er im Jahre 1817 mit meiner Mutter und mir nach Kopenhagen über und schlug hier seinen Wohnsitz auf.

Meiner Kindheitserinnerungen aus Flensburg sind nicht viele, auch gerade keine ausgiebigen. Um mit dem Aeußerlichsten zu beginnen, so will ich erwähnen, daß ein Natureindruck sich bei mir bis auf diesen Tag erhalten hat: die Aussicht über den Fjord nach dem Kupfermühlen-Gehölz und nach der drüben liegenden Kielswiese, der Ballastbrücke und Jörgensby. Zwar habe ich in späteren Jahren Flensburg öfter gesehen; aber unauslöschlich haftet in meiner Seele jener erste Kindheitseindruck, wenn ich an schönen Sommerabenden auf der Schiffsbrücke stand, und die sinkende Sonne eine so wunderbare Beleuchtung über die Gegend ausbreitete, wodurch ich momentan in eine Art von Verzückung gerathen konnte. Ich war ein gesundes und glückliches Kind und hatte ein gutes Heim

bei rechtschaffenen, wenn auch armen Eltern. Wohl mochte die Frömmigkeit meiner Eltern kaum weit hinausgehen über den ersten Glaubensartikel, den Glauben an Gottes Vorsehung, seine Regierung und Führung in guten wie in bösen Tagen, und der letzteren hatten sie nicht wenige erlebt. So lernte ich denn aber auch von meiner Mutter, zu unserem Vater im Himmel beten.

Frühzeitig wurde ich in eine Bürgerschule gegeben, an der Ecke der Storgade (Große Straße) und des Schloßganges, welcher aufwärts nach Duborg und der Schloßruine führt, wo öfters Scheibenschießen stattfanden. In dieser Schule herrschte das Hochdeutsch, während die gewöhnliche Flensburger Sprache, wenigstens in meiner Umgebung, das Plattdeutsche war, worin ich glaube mich heute noch ausdrücken zu können. Meinen Vater hörte ich jedoch oft dänisch sprechen, die Sprache, in welcher er sich am besten ausdrücken konnte, wie er denn auch dänisch von Pastor Barfod konfirmirt war, dessen er stets mit großer Verehrung gedachte. Auch meine Großmutter mütterlicherseits, Frau Truelsen, sprach oft dänisch, wußte auch einzelne dänische Reime, ja sogar Bruchstücke alter Heldenlieder (Kempeviser), wie „König Erik der junge" — „Das Schloß, das ist gewonnen". Ich habe sie — vielleicht

in einem etwas späteren Zeitpunkte — von Rahbek[1]) reden hören, welcher ihr als der erste aller Gelehrten Dänemarks galt. Bei meiner Mutter war das Dänische schwächer, wiewohl es bei einzelnen Gelegenheiten auch aus ihrem Munde kam. Aber in der Schule wurde das Dänische wie eine fremde Sprache behandelt. Nur ein paarmal wöchentlich hatten wir eine Stunde Unterricht in dieser Sprache, nach einem dänischen Lesebuche, welches mit deutschen Anmerkungen von dem Pastor der dänischen Kirche herausgegeben war. Diese Kirche, nur besucht von einigen Dienstboten aus Jütland, habe ich in jener Zeit niemals besucht. Wir gehörten zur Mariengemeinde, und in der Marienkirche (der nördlichen unter den Kirchen Flensburgs, welche mit Ausnahme der kleinen dänischen Kirche sämmtlich deutsche waren) bin ich getauft worden.

Der Geist der Schule, die ich besuchte, war nach Allem, was ich wahrgenommen habe, der rationalistische. Der Unterricht interessirte mich nicht sonderlich, am wenigsten die Brocken von Physik und sonstiger Naturwissenschaft, welche man — vermuthlich als Gegengewicht gegen den Aberglauben — uns Kindern bei-

[1]) R., Professor der Aesthetik zu Kopenhagen, beliebter Wochenblattsschreiber, auch Dichter, doch ohne Tiefe (geb. 1760 gest. 1830). A. M.

zubringen suchte. Ich erinnere mich nur, einige deutsche Verse von Gellert, Pfeffel u. A. auswendig gelernt zu haben.

Von meinem Leben außer der Schule ist mir besonders eine Erinnerung geblieben, daß ich nämlich an jedem Sonntag=Nachmittag von dem nördlichen Stadttheile, wo wir wohnten, durch die lange Storgade mit ihren rieselnden Quellen, welche in große, mitten in der Straße stehende Wasserbehälter sprangen (meines Wissens jetzt nicht mehr vorhanden), nach dem südlichen Stadttheile wanderte, nach der Angelbogade, wo mehrere Anverwandte mit gleichaltrigen Geschwisterkindern von uns wohnten (von mütterlicher Seite, denn meines Vaters Familie habe ich nicht gekannt). Auf dieser verhältnißmäßig langen Wanderung — wo die Stille des Sonntag=Nachmittags einen starken Kontrast gegen das Leben und Treiben der Wochentage bildete, wo nur hier und dort ein Bürger, seine Pfeife rauchend, auf der Bank vor seiner Hausthüre saß, in seine bürgerlichen Betrachtungen versunken — hatte ich allerlei dämmernde Gedanken und Phantasien. War ich in der Angelbogade angekommen, so hatte ich gute Stunden. Wir spielten auf dem Mönchsberge, welcher sich hinter den Gärten erhob, von wo eine schöne Aussicht über die Stadt

hin war, und auch rings um den Mühlenteich. Bei diesen Besuchen fand ich nicht blos mein Vergnügen, sondern ich gewann hier auch eine gewisse Bereicherung an Kultur und Sitte, soweit mein Alter hierfür empfänglich war. Jedenfalls kam es mir so vor, daß meine Vettern und Cousinen an Bildung höher standen und von der Welt mehr als ich wußten. Die Sache ist diese, daß in der südlichen Hälfte von Flensburg das deutsche Element weit stärker vertreten und herrschender war, als in der nördlichen. Hiermit waren aber unstreitig dort auch einige Bildungselemente hineingekommen und hatten in den Familien ihre Wirkungen abgesetzt. Dazu kam, daß ich zu Hause an sehr dürftige Verhältnisse gewöhnt war, und bei den Verwandten mir ein viel bedeutenderer Wohlstand entgegentrat. Es würde geringes Interesse gewähren, wollte ich dies im Einzelnen nachweisen, in meinen damaligen, noch sehr kindlichen und kindischen Verhältnissen, in unseren Spielen, unseren Gesprächen und Disputen, unseren kleinen Kriegen und Friedensschlüssen. Lieber will ich von den Kulturelementen in der Angelbogade eines von allgemeinerer Bedeutung erwähnen, nämlich ein altes Gemälde, welches in einem Vorzimmer hing, mit Inschriften, die heute noch in meiner Erinnerung sich erhalten haben. Es stellte die

vier Stände dar, einen Geistlichen, einen Offizier, einen Bürger und einen Bauer. Unter dem Geistlichen stand geschrieben: „Wir Geistlichen sind frei", unter dem Offizier: „Wir Soldaten geben Nichts", unter dem Bürger und Bauer:

„Wir Bürger und Bauern müssen geben,
Damit sie alle können leben."

Hiermit bekam ich denn schon eine Art Socialpolitik, welche sicherlich die vorherrschende Denkweise in dem bürger- und bauernfreundlichen, das Geld hoch schätzenden und genau berechnenden Flensburg ausdrückte.

Von politischen Erinnerungen kann ich diese anführen, daß ich einmal, mitten in großem Menschengewühle auf der Straße stehend, Friedrich den Sechsten durch die Stadt fahren sah, als er von dem Wiener Kongresse zurückkehrte (jedoch ganz sicher bin ich nicht, ob er damals von Wien herkam, oder dorthin ging). Er saß in seinem Reisewagen, einfach gekleidet, den Kopf mit einer Mütze bedeckt. Alle betrachteten ihn mit tiefer Ehrfurcht; aber von dem Wiener Kongresse selbst und von Napoleon oder, wie ich ihn nennen hörte, Bonaparte, hatte ich nur eine sehr unklare, höchst märchenhafte Vorstellung.

Als eine andere Erinnerung will ich Folgendes anführen. Im Jahre 1814 reiste ich mit meiner

Mutter nach Rendsburg, wo wir Verwandte hatten. In einer Nacht erwache ich und finde mich in dem großen Zimmer ganz allein. Draußen vor den Fenstern war eine auffallende Helligkeit, als könnte wohl Feuer in der Stadt sein, und unaufhörlich hörte ich Kanonenschüsse. Es war die Leiche Christians VII. (gest. 1808), welche in dieser Nacht von Rendsburg nach Seeland übergeführt wurde. Alle waren ausgegangen, um der Illumination und der Feier zuzusehen, und hatten mich allein gelassen. Ich blieb jedoch ruhig liegen und erhielt erst Tags darauf die Aufklärung. Wenige Tage vorher hatte ich Christians VII. öffentlich ausgestellten Sarg gesehen, welchen ich später so manches Mal in der Roeskilder Domkirche gesehen habe.

Aber im Herbste 1817 mußte ich einen sehr schmerzlichen und wehmüthigen Abschied von meiner freundlichen Geburtsstadt im Thale nehmen (der Thalstadt, wie Voß und Stollberg sie genannt haben), und zugleich von meinen kleinen Freunden und Freundinnen in der Angelbostraße. Mit Vater und Mutter segelte ich dahin auf einem der Fahrzeuge, welche damals gewöhnlich zwischen Flensburg und Kopenhagen hin und her fuhren und ein Täfelchen mit der Inschrift: „Will's Gott nach Kopenhagen“

trugen. Und wir kamen ohne Unfall nach Kopenhagen.

In Kopenhagen empfing ich viele Eindrücke, die ich im Vergleich mit dem, was ich bisher kennen gelernt hatte, große heißen durften. In dem Jahre, als ich dorthin kam, wurde ein großes Fest gefeiert: das dreihundertjährige Jubelfest der Reformation. Ungefähr an der Ecke der Chorherrenstraße (Kannikegade) stehend, schaute ich wieder König Friedrich VI. in einer prächtigen Glaskutsche, von seinen Ministern und anderen hohen Herren begleitet, nach der Trinitatiskirche hinziehend. Jedoch war dieses Aeußere das Einzige, was ich von dem Feste hatte. Von der Innenseite desselben bekam ich nichts.

Wo ich im geselligen Leben erschien, wurde ich als ein neulich aus Holstein angekommener kleiner Junge begrüßt. Ich mochte dagegen sagen, ich sei aus Flensburg, das half nichts. Schleswig war nach der herrschenden Vorstellungsweise gänzlich aufgegangen in Holstein. Hierüber lassen sich politische Betrachtungen anstellen, auf welche ich indeß jetzt nicht eingehen will. Man gab mich in die Brändstrup- von Westensche Schule in der großen Kaufleutestraße (Kjöbmagergade) gegenüber der Seidenstraße (Silkegade), zuerst

in eine sog. Handelsklasse (für künftige Gewerb- und Handeltreibende), nachher in eine sog. studirende Klasse, in welcher ich Latein und Griechisch lernte. Die Grammatik schmeckte mir nicht sonderlich, wenn ich sie auch einigermaßen lernte. Im Ganzen fand ich damals an den klassischen Studien keinen weiteren Geschmack. Die Fabeln des Phädrus waren fast das Einzige, was mich interessirte. Als Disciplinen, die mir besonders Noth machten, muß ich Rechnen und Mathematik nennen. Demnach schien ich von den mathematischen Anlagen meines Vaters nichts geerbt zu haben und ganz anders beanlagt zu sein. Dagegen hatte ich großes Interesse für die dänische Sprache und Literatur, soweit diese mir zugänglich ward, und das konnte ein Erbstück meines Vaters sein, eines echten Nordschleswigers, welcher sich stets zu dem dänischen Elemente hingezogen fühlte, und nicht allein in seinen zur Veröffentlichung bestimmten Schriften, sondern auch bei allen mehr persönlichen Aufzeichnungen sich der dänischen Sprache bediente. Mit lebhafter Theilnahme las ich Malling's „Große und gute Thaten der Dänen, Norweger und Holsteiner“ und fand großes Gefallen an Rahbek's dänischem Lesebuch, welches Bruchstücke aus vielen dänischen Autoren sowohl in Prosa als Poesie enthielt. Völlig

hingenommen wurde ich von den Abschnitten, die sich aus Oehlenschläger's Dichtungen, als Hakon Jarl, Aladdin, Helge, vorfanden, sowie aus Ewald's „Fischer" und „der Tod Baldur's", ferner Grundtvig's Bearbeitung von „Danmark, deiligste Vang og Vänge" [1]). Nichts lag mir mehr im Sinne, als Oehlenschläger's Bücher geliehen zu bekommen, was mir indeß nur sehr unvollkommen gelang. Jedoch hatte ich das Glück, zu dem ersten Theil seiner poetischen Schriften zu gelangen, mit dem „Altar der Freia" und der „Reise auf Langeland", und — erinnere ich mich anders recht — auch der Tragödie „Palnatoke". In der Bibliothek meines Vaters war nichts von der neuesten, d. h. Oehlenschläger'schen Poesie. Er hatte nur Sachen von Baggesen, Wessel, Rahbek u. A.[2]) Ich fand hier Baggesen's Reimbriefe, welche mir sehr

---

[1]) Ad. Gottl. Oehlenschläger, der gefeiertste, auch einflußreichste der neueren dänischen Dichter, geb. 1779, gest. 1850. Joh. Ewald, origineller Lyriker und Dramatiker, geb. 1743, gest. 1781. Grundtvig, der „Prophet des Nordens", geb. 1783, gest. 1872. A. M.

[2]) Hans Baggesen (auch der deutschen Literatur angehörig), geb. 1764, gest. 1826 (in Hamburg). Joh. Herm. Wessel, geb. 1742, gest. 1785; besonders bekannt durch seine Komödie: „Kjerlighed uden Strömper" (Liebe ohne Strümpfe). Knud Lyne Rahbek (s. S. 4, Anm.), welcher auch als Kritiker auf die Bildung des Geschmacks Einfluß gewann. A. M.

zusagten. Den berühmten Reimbrief an Oehlenschläger: „Noureddin an Aladdin", lernte ich beinahe auswendig, obgleich ich ihn nur sehr unvollkommen verstand und vom Aladdin nur einzelne Scenen kannte. Die Poesie wirkt ja häufig auf uns allein durch die Macht der Töne und durch die Ahnungen, die sie erweckt.

Um jene Zeit entbrannte in der Literatur der bekannte Streit zwischen Baggesen und Oehlenschläger. In den beiden Blättern, die mein Vater hielt: „Der Tag" und „Die Schilderung" (Skilderiet), sah ich beständig Gedichte von Baggesen mit Angriffen oder bitteren Ausfällen gegen Oehlenschläger und die Oehlenschläger'sche Partei, besonders gegen Tylvten.[1]) Ein Nachklang dieses Kampfes ließ sich in der Schule vernehmen. Der Nachahmungstrieb wirkt mächtig in der Schuljugend. Wir Schulknaben stellten ebenfalls Federkämpfe an. Da wir eigentlich selbst nicht wußten, worüber wir in Fehde lagen, so lief das Ganze auf Scheltreden und gegenseitiges Aufziehen hinaus. Mit Recht schalten uns die Lehrer, als sie den Unfug entdeckten.

Zugleich war damals die Zeit der Privattheater: die Borups Gesellschaft, Thalia, die Dramaturgie,

---

[1] Tylvten, ein Dichter untergeordneten Ranges. A. M.

dramatische Proben u. a. m. Auch hiervon drang ein Wiederhall in die Schule, und wir legten uns darauf, Komödie zu spielen. Wir spielten in den Lokalen, die wir eben bekommen konnten, bald am Tage, bald Abends bei Licht, die Scenen aus verschiedenen Schauspielen, mit denen wir fertig werden konnten, unter anderen auch Scenen aus Holberg's Komödien. So aus „Jeppe vom Berge", worin ich selbst den Schuhmacher Jakob vorgestellt habe. Mein Vater konnte dieses Komödienspiel nicht leiden und verbot es mir, ohne Zweifel in der Besorgniß, ich möchte mich nach gewissen jungen Herren ausbilden, die auf Privattheatern ihre Zeit vergeudeten und darüber im wirklichen Leben nichts wurden. Dagegen erlaubte er mir, daß ich einige Male als Zuschauer ins königliche Theater gehen dürfte. Freilich geschah dies nur selten, schon aus ökonomischen Gründen. Kam es aber dazu, so betrat ich diesen Tempel der Musen stets mit tiefer Ehrfurcht. Von dem Augenblicke an, wo das Haus geöffnet wurde, stand ich erwartungsvoll und blickte nach dem Vorhange, lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit der Ouvertüre, bis der Vorhang aufging. Eine der ersten Vorstellungen, denen mein Vater mich beiwohnen ließ, war „Die Herbstfeier (Höstgildet) von Thaarup", welche auf

lange Zeit einen unauslöschlichen Eindruck zurückließ. Ich konnte die Schulze'schen Melodien nachsingen.

Blicke ich auf die Zeit zurück, die ich in der v. Westen'schen Schule zugebracht habe, so darf ich mich durchaus nicht meines Fleißes rühmen, muß mich vielmehr des Gegentheils anklagen und kann nicht umhin, meine damalige Existenz als eine Art Bummlerleben zu bezeichnen. Ich las wohl ziemlich viel, aber mehr nach Gefallen, als nach Pflicht. Ich las alles Poetische, dessen ich habhaft werden konnte, außerdem eine Menge historischer Schriften, z. B. auch Fr. Sneedorf's vortreffliche geschichtliche Vorlesungen. Dies kam mir allerdings in der Schule zugute, wo ich oft durch eine Geschichtskunde, welche über die der Anderen hinausging, die Klasse überraschte. Zu Hause war ich mir selbst sehr überlassen — ich hatte ja keine Geschwister — und verbrachte einen großen Theil meiner Zeit mit Violinspiel. Mein Vater liebte dieses Instrument und wollte, daß ich mich auf demselben üben sollte. Bald wurde ich selbst von Enthusiasmus dafür ergriffen. Ich machte gute Fortschritte, und bedaure, daß ich in späterer Zeit das Violinspiel habe liegen lassen. In seinem Zimmer auf- und niedergehen und auf der Violine spielen, kann nicht allein manche gute Stunde schenken, sondern

auch dazu dienen, manche unbehagliche Stunde zu vertreiben.

Unter den Lehrern in v. Westen's Schule seien folgende genannt: Chr. Thorkildsen, ein braver und tüchtiger Mann, bei welchem ich noch als Bischof (denn er ward nachher Pfarrer im Stifte Seeland) Visitation gehalten habe, welcher aber damals die griechische Grammatik uns auf eine wenig Lust erweckende Art einpaukte; Christ. Winther, der nachherige berühmte Dichter[1]), welcher uns begeisterte mit seinem Regentengesange: „Hier unter des Nachthimmels schweigendem Schatten", wo er u. A. von „den Herrschern im Reiche der Geister" redet, und G. P. Brammer, später Bischof Brammer, welchen wir sehr lieb hatten, weil er seinen Schülern eine wahre Theilnahme zeigte. Unter ihm habe ich meine ersten Aufsätze geschrieben. Ich hatte damals keine Ahnung, daß er mir später ein lieber Kollege und treuer Freund werden sollte. Von Mitschülern muß ich J. H. Paulli (später Stiftspropst und königl. Confessionarius) erwähnen, zu welchem ich in einem nachfolgenden Abschnitte meines Lebens in das innigste Freundschaftsverhältniß trat.

---

[1] Christ. Winther, geb. 1796, gest. in Paris 1876. A. M.

Im Jahre 1822 starb mein Vater und hinterließ meine Mutter nicht nur in tiefer Trauer, sondern auch in bedrängten Umständen. Mit mir stand sie nunmehr ganz allein, und die Aussichten waren dunkel. Was jedoch in nicht geringem Grade ihr hülfreich ward und dazu beitrug, sie aufrecht zu halten, das war ihr glückliches Naturell und diesem entsprechender Charakter. Sie besaß eine angeborene Lebensfreudigkeit und ein seltenes Gleichgewicht des Gemüthes; und es war ihr gegeben, alle Tage eine stille, genügsame Freude am Leben zu haben, verbunden mit einem vertrauensvollen Blick in die Zukunft. Sie lebte und webte in einer Anschauung, die wesentlich als eine optimistische zu bezeichnen ist, mit welcher aber der Trieb zur Thätigkeit, zum Wirken verbunden war, sowie der frische Muth, gegen Widerwärtigkeiten anzukämpfen. „Das ist der Welt Lauf, das gehört mit dazu!“ so pflegte sie zu sprechen, wenn Widerwärtigkeiten eintraten; und sie wußte, daß diese zuletzt zum Guten dienen müssen. Was ihr nach dem genannten großen Herzeleid zuvörderst am Herzen lag, war dies, mich weiter in der v. Westen'schen Schule zu halten, damit ich meine Studien fortsetzen und vollenden möchte, was doch nur durch treuer Freunde Beistand möglich ward. Im nächsten Jahre gelang es ihr, mich

in die Metropolitanschule zu bekommen, wo ich Aussicht hatte, frei von Schulgeld zu gehen und Stipendien zu erhalten.

Das Leben, das ich mit meiner Mutter lebte, war still und einförmig, hatte aber doch seinen inneren Reichthum und seine Freude. Ich liebte meine Mutter, und sie lebte ganz für mich. Obschon ihrer Bildung Vieles mangelte, redete ich doch zu ihr von Allem, was mich interessirte und erfüllte, und suchte ihr zu erklären, was sie nicht verstand. Ihr guter, natürlicher Verstand brachte sie auch in mehreren Fächern weiter. Soll ich von der Erziehung, die ich zu Hause erhielt, Etwas sagen, so mochte ein Umstand weniger günstig wirken, nämlich, daß ich keine Geschwister hatte (ein Bruder, den ich gehabt hatte, war frühe gestorben), und daher mehr als wünschenswerth mir selbst überlassen blieb. Mein Naturell zog mich zum Still- und Innenleben; und während ich in meiner inneren Welt lebte und ungestört mich dieser hingeben konnte, ward die Außenwelt mir gleichgültiger, als gut war. Hätte ich Geschwister gehabt, so wäre das anders gewesen. Mein ganzes Leben hindurch empfand ich es als eine Entbehrung, daß ich keine Schwester gehabt habe. Diese — wie ich sie mir denke und wie sie manchmal mir innerlich vorgeschwebt hat —

hätte viel für mich sein können. Ein Zweites, was für meine Erziehung nicht ganz ersprießlich sein mochte, war, daß alles Aeußere durch die Liebe meiner Mutter für mich zurecht gelegt wurde und von selbst mir entgegenkam, was nicht die beste Vorbereitung ist für das Leben in der Welt, wo es oft ganz anders zugeht. Dergleichen entdeckt man erst in einem späteren Zeitabschnitte und erhält hierdurch Aufgaben für seine Selbsterziehung, um den Mängeln selbst einer liebreichen Erziehung abzuhelfen.

Der Metropolitanschule gedenke ich mit wahrer Freude und Dankbarkeit. Ich bekam sofort den Eindruck, daß ich hier in eine höhere und edlere Sphäre aufgenommen sei, als diejenige war, in welcher ich bisher mich bewegt hatte. Schon die Schullokale machten auf mich einen veredelnden Eindruck, im Vergleich mit den kleinen, eingeengten, halbdunkeln Lokalen in der Hintergasse bei v. Westen. Später habe ich oft Gelegenheit gehabt, zu sehen, welche Bedeutung reinliche, geräumige und helle Schullokale auf das innere Leben der Schüler ausüben, sowohl in moralischer als in intellektueller Hinsicht. In dieser Schule fing ich zuerst an, mich zusammenzunehmen

und unter die Pflicht zu stellen, welche sich jedoch bald mit der Liebe zur Sache vereinigte. Denn voll wahrer Lust und Liebe machte ich Bekanntschaft mit Herodot und Homer, mit Ovid, mit den Reden Ciceros, seinen tusculanischen Quästionen und seinen Briefen. Das philosophische Studium schwebte meiner Seele bald als ein Ideal vor. Aus der Zahl der Lehrer nenne ich hier den genialen, unvergeßlichen Paul Müller, zu welchem wir Schüler bewundernd emporblickten, und welcher, ohne es darauf anzulegen, einen so befruchtenden Einfluß auf uns ausübte. Von den anderen Lehrern erwähne ich besonders P. A. Plum, welcher später Pastor zu Spjellerup geworden ist. Er war unser Religionslehrer, Schüler des Professors H. N. Clausen.[1]) Sein Unterricht war geeignet, unser Selbstdenken zu wecken; und oft hat er mich durch den Beifall ermuntert, den er meinen, mitunter eine philosophische Richtung nehmenden Religionsaufsätzen spendete. Der Lehrer, von dem wir am wenigsten lernten, war allerdings unser Rektor N. L. Nissen, welcher in der obersten Klasse das Griechische und Lateinische traktirte. Sein Grundsatz war, daß wir selbst arbeiten sollten, und er war nur der Zu-

[1] Dr. theol. Heinr. Nikol. Clausen, geb. 1793, gest. 1877, einflußreicher Theologe, auch Politiker. A. M.

hörer, überhörte nur die Pensa, die wir auf eigne Hand durchgearbeitet hatten. Bei den Klassikern mochte es nun mit solcher Selbstarbeit einigermaßen gehen; aber es wäre doch nicht übel gewesen, hätte er uns mitunter, z. B. zum Horaz und Virgil, einige Erklärungen gegeben, welche uns nöthig, jedenfalls sehr wünschenswerth gewesen wären. Indessen erinnere ich mich, wie er beim Virgil einmal Lessings Laokoon nannte, und von dieser Schrift uns sagte, daß sie „über die Malerei und die Poesey“ handele. Das einzige Buch, zu welchem er uns ausführliche Erläuterungen gab, war das Neue Testament, indem wir das Evangelium Matthäi lasen; hierzu gab er uns dann eine Menge natürlicher Wundererklärungen. Ich glaube nicht, daß es uns eigentlich schadete: denn das Unnatürliche dieser „natürlichen“ Auslegung war zu handgreiflich und ward oft der Gegenstand unserer Privatkritik. Seine Quelle scheint der Heidelberger Paulus gewesen zu sein. Jedoch darf ich, nach diesem Tadel meines alten Rektors, nicht unterlassen, hinzuzufügen, daß er bei aller Steifigkeit und Kälte, welche seiner Persönlichkeit anhaftete, als Leiter der Schule ausgezeichnet war, daß er Disciplin und Auktorität in der Schule handhabte, ohne daß die Humanität und die wünschenswerthe Freiheit dadurch beseitigt

wurden. Was die eigentliche Schuldirektion betrifft, verdankt man gerade ihm, nach einstimmigem Urtheil, sehr Vieles. Zu den Vorzügen der Metropolitanschule gehörte, daß die Schüler nicht mit Arbeiten überladen waren, und daß neben der Zeit, welche die Pflichtarbeit erforderte, ziemlich viele Zeit zu freieren Beschäftigungen blieb. Hierdurch ward es mir möglich, mein poetisches Interesse zu befriedigen und namentlich zu Oehlenschläger zurückzukehren. Meine Liebe zu diesem Dichter, welchen ich mit inniger Dankbarkeit nenne, hat sich gerade in jener Zeit entwickelt und fürs ganze Leben Wurzeln geschlagen. Ich kenne die meisten der bedeutenden Dichter der Welt, kenne auch die Einwendungen, die mit Recht oder Unrecht gegen Oehlenschläger erhoben sind. Nichts hat aber meine Jugendliebe zu ihm, wenn diese auch momentan zurückgedrängt wurde, jemals zu ersticken vermocht. An Reichthum und Fülle der Phantasie, deren überströmende Quelle in seinem Innern sprudelte, an Schönheit und Frische der Bildersprache, wie sie noch in seinen letzten Werken ihm geblieben ist, wird er meines Dafürhaltens von Keinem übertroffen. Hierzu kommt das reiche Gemüth und das große Herz. Damals hatte es überdies für mich den verlockenden Reiz der Neuheit und Ueberraschung, mich in eine Dich-

tung Oehlenschläger's zu vertiefen; und jetzt war ich auch nicht mehr in Verlegenheit, wenn ich seine Dichtungen zu bekommen wünschte. Zu Hause sah ich oft den Komponisten Berggreen, welcher bei meiner Mutter logirte. Er besaß Oehlenschläger's Werke, borgte mir Alles und war selbst sein enthusiastischer Verehrer. In der Schule, wo öfter aus diesen Werken vorgelesen wurde, hatte ich auch einen Freund, Frederik Christian Bornemann, Sohn des Juristen M. H. Bornemann, und später selbst als solcher berühmt geworden, mit welchem ich nicht allein die im strengeren Sinne wissenschaftlichen, sondern auch die ästhetischen Studien theilte, und welcher mich aus der Bibliothek seines Vaters mit Büchern versorgte. Während dieser unserer Schuljahre schwelgten wir in der Fülle geistiger Genüsse. Neben unserer Bekanntschaft mit den Alten, zu welchen schon der Schulunterricht uns hinführte, und welche uns viele Freude gewährten, auch mannigfachen Gedankenaustausch veranlaßten, kannten wir die dänische Literatur beinahe ganz, dazu einen großen Theil der fremden. Außer Shakespeare, nach Foersom's Uebersetzung, kannten wir das Meiste auch von Schiller und Goethe, sowie auch von den Romantikern Werner, Tieck, Novalis. Um jene Zeit war es, wo ich anfing,

in das Bornemann'sche Haus zu kommen, in welchem ich später so viele glückliche Stunden, besonders als Student verlebt habe.

Indessen war die humanistische und ästhetische Erweckung nicht die einzige, welche während der Schulzeit mir widerfuhr. Dringt doch leicht — wie ich vorhin schon Gelegenheit hatte, zu bemerken — in die Schule ein Nachklang oder Wiederhall von dem, was sich in der großen Welt außerhalb der Schule regt. So ging es hier mit Grundtvig's bekanntem Angriff auf Clausen in Sachen der Kirche und ihres Bekenntnisses, ein Angriff, der auch in der Schule seine Resonanz bekam. Nicht nur darüber wurde unter Lehrern und Schülern debattirt, ob Clausen abgesetzt werden müsse oder in seinem Amte bleiben könne, obgleich er nicht orthodox sei (Orthodoxie und Heterodoxie waren die einzigen uns bekannten Kategorien); sondern auch die religiöse Frage selbst wurde in Bewegung gesetzt, und bei Mehreren von uns kam es zu einer religiösen Anregung des Gemüthes. Die Frage: „was dünket euch von Christo? weß Sohn ist er?“ wurde damals gleichsam aufs Neue vorgelegt, und auch wir fingen an, uns zu besinnen, ob wir die volle Antwort darauf hätten. Einer der Lehrer an

der Schule, J. C. Lindberg[1]), welcher schon in v. Westen's Schule mein Lehrer im Hebräischen gewesen war, machte hier seinen Einfluß geltend. Dieser Mann, eine hohe, bleiche Gestalt mit dem Aussehen eines alten Kämpen, hat bekanntlich einen sehr üblen Namen bekommen in Folge seiner höchst ungerechten, fanatischen und advokatenmäßigen Polemik gegen Clausen. Jedoch will ich bei dieser Gelegenheit die Bemerkung nicht unterlassen, daß er auch seine guten Seiten hatte. Viele wissen von seiner Dienstfertigkeit und Treue gegen Freunde zu erzählen. Und daß er verstand, die Herzen der Schüler zu gewinnen, wenn er wollte, davon giebt es auch viele Beweise. In der Schule trieb er eine stille Propaganda für den Grundtvigianismus in seiner damaligen Gestalt, in welcher die ernstkonservativen Principien, welche auf das Lutherthum und den Glauben der Väter drangen, noch nicht von dem wirren Freiheitsgeschrei und jenem Wahn der „unvergleichlichen Entdeckung" in den

---

[1] J. C. Lindberg, geb. 1797, gest. 1847, ein Mann von wissenschaftlicher Bedeutung (z. B. Ehrenmitglied der Archäologischen Gesellschaft zu Madrid), in Folge seiner leidenschaftlichen Theilnahme an dem (Grundtvig-Clausen'schen) kirchlichen Kampfe seines Amtes als Adjunkt 1830 entsetzt, später in kirchlichen Aemtern thätig, wiederholt Mitglied des Reichstags, ungemein fruchtbarer Schriftsteller. A. M.

Schatten gestellt waren. Mir erzeigte er viele Güte; an Empfänglichkeit fehlte es mir nicht, und er zog mich näher an sich. Er beantwortete mir oft meine religiösen Fragen, welche mir bei der Lesung des ersten Buches Mose kamen, und ließ sich in ausführliche Gespräche ein, in welchen er Grundtvig als das größte geistige Licht unter uns schilderte, dem alle Wahrheitsfreunde folgen müßten. Er ließ mich dessen kleine „Weltchronik" von 1812 lesen, borgte mir mehrere von Grundtvig's Schriften und brachte mir zuweilen eine Nummer von desselben „Dannevirke". Vieles blieb mir unverständlich; ich wurde aber wie von Lichtstrahlen und Blitzen getroffen, welche in meinem Innern eine starke Bewegung hervorriefen.

So befand ich mich, besonders in der letzten Zeit meines Schullebens, in einem Zustande nicht blos überhaupt geistiger, sondern zum Theil christlich-religiöser Erweckung, wenn diese auch, wie im Folgenden sich zeigen wird, längerer Zeit bedurfte, um auszugähren. Mein Rektor Nissen, welcher auf Lindberg's propagandistische Bestrebungen aufmerksam geworden war, und namentlich entdeckt hatte, daß er mir Grundtvigsche Schriften mitgebracht hatte, nahm mich vor und warnte mich in väterlichem Tone vor gefährlichen, wenn auch talentvollen Männern wie Lindberg und

Grundtwig, vor Orthodoxie und Obskurantismus. Natürlich nützten diese Ermahnungen nichts, da ich von seinem eigenen Verständniß dieser Dinge eine so unendlich geringe Meinung hatte.

Unabhängig von Lindberg, fiel damals eine andere Schrift, ich weiß nicht wie? in meine Hände: Steffens' Buch „von der falschen Theologie und dem wahren Glauben". Auch diese Schrift verstand ich keineswegs von Grund aus. Nichts destoweniger zog sie mich mächtig an und kam mir bei weitem zugänglicher vor, als Grundtwig's Abhandlungen. In dieser Schrift von Steffens handelt es sich um die Wunder im Neuen Testamente, und sie enthält eine Widerlegung der naturalistischen Wundererklärungen, sowie auch ausführliche Erörterungen über die mythische Auffassung des Christenthums. Sehr fesselten mich seine Betrachtungen über die Mythologie und die dichtende Einbildungskraft, welche aus einer Quelle entspringe, weit höher als der Verstand. Von dem wahren Christenthume redet er in höchster Begeisterung, hierbei auch von manchen inneren Zuständen des christlichen Lebens, inneren Erfahrungen, die ich nicht kannte, deren Beschreibung ich aber lauschte wie den Klängen einer wundervollen Musik. Ich will mich hier nicht auf eine Beurtheilung dieser Schrift ein-

lassen, welche, ohne Schleiermacher's Namen zu nennen, hauptsächlich gegen ihn gerichtet ist, und bei welcher wohl Manches zu erinnern wäre. Ich rede hier nur von den damals empfangenen Eindrücken. Und da darf ich sagen, daß ich durch diese Schrift in ihrer Totalität eine Ahnung davon empfing, daß es eine Welt- und Lebensanschauung geben müsse, in welcher alles, was im Bereiche des Daseins Bedeutung hat, Natur und Geist, Natur und Geschichte, Poesie, Kunst, Philosophie, sich harmonisch zusammenfaßt zu einem Tempel des Geistes, in welchem das Christenthum den Alles beherrschenden und Alles erklärenden Mittelpunkt bildet.

In diesem dämmernden, einer Zukunft zustrebenden Zustande ging ich im Jahre 1827 zur Universität ab. Beim Aufnahme-Examen erhielt ich den ersten Charakter mit Auszeichnung, eine Ehre, die auch bei den nachfolgenden Examen mir zuerkannt wurde. Im Latein wurde ich von Madvig geprüft, welcher kurz vorher als Docent angestellt worden und Gegenstand unserer Bewunderung war, als Einer, der neues Licht in die Philologie bringen werde.

Studenten- und Kandidatenjahre.

Auf der Universität hörte ich in den ersten Jahren philologische und philosophische Vorlesungen, von welchen die von Madvig und Sibbern mich am meisten interessirten. Aber schon im letzten Schuljahre hatte ich den festen Entschluß gefaßt, Theologie zu studiren, womit ich denn im ersten Jahre auf eigene Hand den Anfang machte. Mein theologisches Studium fiel in eine Zeit (Ende der Zwanziger und Anfang der Dreißiger), von welcher man mit Recht gesagt hat, daß damals durch die ganze protestantische Christenheit neue Ideen sich verbreiteten und die Geister weckten, christlicher Glaube und christliche Weltanschauung wieder eine Macht wurden, und der Rationalismus, welcher bisher geherrscht hatte, eine Niederlage nach der anderen erlitt, wie wohl er in einer späteren Zeit noch einmal wieder aufkommen sollte.

In wissenschaftlicher Hinsicht war die Zeit wie überfluthet durch die Systeme Schelling's und Hegel's; und Schleiermacher's neue Theologie schlug dem Rationalismus, ungeachtet der Koncessionen, welche sie demselben in gewissen Punkten machte, dennoch mehr als eine tödtliche Wunde, und bildete den Uebergang zu einer tieferen christlichen Richtung, sowohl im religiösen Leben als in der Theologie. In Dänemark ward Grundtvig's „Protest der Kirche" (Kirkens Gjenmäle), so rücksichtslos und unbillig das Schriftchen auch gegen Clausen vorging und so unklar es auch in sich selbst war, jedenfalls zu einem wesentlichen Anstoße für ein Erwachen, eine Bewegung der Geister und der Gemüther, welche eine Rückkehr zum ursprünglichen, positiven Christenthume bedeutete. Jedoch darf hierbei nicht vergessen werden, welche Wirksamkeit hier ein anderer Mann, nämlich Bischof Mynster in Wort und Schrift entfaltete, an seinem Theile mitwirkend zur Erneuerung des christlichen Lebens. Es ist eine Illusion und einem Parteistandpunkte zuzuschreiben, wenn öfter behauptet wird, daß in der bezeichneten Periode Grundtvig der Einzige gewesen sei, von dem belebende Wirkungen ausgingen. Während meiner Studentenjahre — die Zeit als ein Ganzes betrachtet — gab es zwei von einander unabhängige Ausgangs-

punkte für die neue christliche Strömung: Mynster und Grundtvig.

In solchen Erweckungszeiten wiederholt sich das Phänomen, daß die davon Ergriffenen sich in zwei Klassen theilen. Einige nehmen alsbald einen durch die Erweckung bestimmten Typus an, welcher sich immer fester ausprägt. Sie werden ziemlich geschwind mit der Gestalt ihrer Lebensweisheit fertig, werden z. B., man möchte sagen, im Umsehen fertige und stereotype Grundtvigianer fürs ganze Leben. Andere dagegen bekommen durch die Erweckung nur einen Stoß, einen Impuls zu einer weiteren Entwickelung, zu einem fortgehenden Suchen, welches vielleicht erst auf vielen Umwegen und unter neuen Kämpfen sie das Ziel gewinnen läßt. Meine Natur führte mich zu einem Suchen, das längerer Zeit bedurfte, und sich durch verschiedene Umwege durchwinden mußte, welche sogar etwas labyrinthisch waren. In meiner Individualität lag — was meine jetzt zurückgelegte Bahn erkennen läßt — ein Trieb, nicht sowohl Schüler eines einzelnen Lehrers zu werden, als vielmehr die verschiedenen Hauptrichtungen der Zeit in mich aufzunehmen, sie auf meine eigene Weise zu verarbeiten, und hierdurch mir eine Ueberzeugung und einen Standpunkt herauszubilden, den ich meinen eigenen nennen könne.

Meine ersten Anfänge im theologischen Studium deuteten beinahe dahin, daß ich ein Grundtvigianer werden sollte. Der Lehrer Lindberg lud auch mich in seine Cirkel, in welchen sich Studenten der Grundtvigschen Richtung unter seiner Leitung zusammenfanden. Er war gegen uns im höchsten Grade gastfrei und zuvorkommend. Allein sonderliche theologische Ausbeute hatte ich von diesen Zusammenkünften nicht. Lindberg war nur in sehr geringem Maße Theolog, wenn er uns gleich einige Winke zum Verständniß des Alten Testaments gab, und wenn auch die glossirte Bibelübersetzung, die er herausgab, als eine tüchtige und achtungswerthe Arbeit anerkannt werden muß. Ein Punkt, auf welchen er beständig zurückkam, war der Brief Jakobi. Er brannte fast von einem fanatischen Eifer, diesen Brief für unecht zu erklären, für eine Schrift, auf welche man sich schlechterdings nicht berufen dürfe. Der alte Streit über Glauben und Werke bildete nämlich damals einen hauptsächlichen Streitpunkt dem Rationalismus gegenüber. In diesen Lindberg'schen Cirkeln trat mir übrigens der Parteigeist in einer wenig wohlthuenden Gestalt entgegen. In Tabakswolken eingehüllt saßen wir da beisammen und schleuderten unsere Bannstrahlen gegen den Rationalismus, wobei unsere Angriffe mit Anekdoten

der Professor, in seinen Vorlesunge
u. s. w. Eines Tages kam die R
macher, über welchen man ebensa
erlaubte mir die Bemerkung, daß
schöne Predigt Schleiermacher's gel
erhielt für das gebrauchte Wort ein
weisung. Was solche Ketzer schrieben
berg — könne unmöglich schön sein.
Diese Naturphilosophen sind ein
Kerle! Jedoch sei es nicht verschwieg
nicht bei dieser, so doch bei einer an
mir Mynster's früheste Dorfpredigten

Auch mit Rudelbach, welcher
die Theologische Monatsschrift heraus
Bekanntschaft. Er imponirte mir n
seine Physiognomie, in welcher mir
liche Mischung von Ernst und Schä

gesetzt hatte. Er ließ sich freundlich mit mir ein, beantwortete mir auch mehrere dogmatische, exegetische und historische Fragen; und sehr bald erhielt ich durch ihn eine nicht ganz unbedeutende, vorläufige Kenntniß der theologischen Literatur. Als ich über mein Studium mich mit ihm besprach, rieth er mir, das eine oder andere Hauptwerk auf eigene Hand zu studiren, und schlug mir Marheineke's „System des Katholicismus" vor, ein Rath, welchen ich befolgte, was mich niemals verdrossen hat. Schleiermacher's Dogmatik, welche er mit hoher Anerkennung erwähnte, widerrieth er mir, als für Anfänger nicht geeignet. Nur kurze Zeit konnte ich mich seiner Belehrung erfreuen; denn er wurde zu einem hohen geistlichen Amte nach Glauchau in Sachsen berufen.

Bekanntlich ist Rudelbach nach Verlauf einiger Jahre, in welchen er in Deutschland für das Lutherthum gegen Union und Rationalismus gekämpft hatte, nach Dänemark zurückgekehrt, wo es zu einem Bruche zwischen ihm und Grundtvig kam; denn er erblickte in Lehre und Praxis des Letzteren einen Abfall vom Lutherthum. Seit seiner Heimkehr und seiner Anstellung in dem Städtchen Slagelse hat er in Dänemark einen so geringen Einfluß geübt, daß dies billig Verwunderung erwecken muß. Er war ein nicht blos

als historische Gesichtspunkte, die v
Auffassung zeugen. Seinen gering
ich mir allein aus seinem Mangel
ansprechender Darstellungsgabe zu
daß seine Bücher strotzen von allzugros
von zu vielen Citaten in einer bar
undänischen Sprache. Die meisten se
im Grunde nur als vorbereitende A
lungen für Jemand anzusehen, der ü
stände zu schreiben beabsichtigt. N
wundert es mich, daß Theologen vo
mir bekannt, so wenig Rücksicht auf
seine „Christliche Biographie“ genom
ich aber hier Jugenderinnerungen er
gegenwärtigt sich mir, wie damals,
dem Grundtwig'schen Kreise gefeiert al

begangen wurde, dessen Sohn er für das Maturitäts-Examen vorbereitet hatte, und wie dabei ein silberner Pokal mit folgender, von Grundtvig gedichteter Inschrift an der Tafel umging:

Dort, wo stolze Felsen zeugen
Laut von Luther's „fester Burg",
Dort, wo Sorg' und Seufzer schweigen,
Wo des Himmels Säulen steh'n,
Wisse: auch wir dän'schen Brüder
Singen mit dir Luthers Lieder. [1])

Bei dieser Festfeier sah ich Grundtvig, den damals 47jährigen, jedoch ohne mit ihm zu reden. Nicht lange vorher hatte ich ihn zum ersten Mal eines Abends bei Rudelbach gesehen, ebenfalls ohne ihn zu sprechen. Es fiel mir auf, daß er in diesen Gesellschaften im Ganzen nur wenig sprach. Mein persönliches Verhältniß zu Grundtvig beginnt erst nach meiner Heimkehr vom Auslande.

---

[1] Das Original lautet:
Hist, hvor Klipperne end tale
Höit om Luthers faste Borg,
Hvor, fra Himlens Kongesale,
Flye paa Vinger Suk og Sorg,
Kom ihu, at paa det Jävne
Did og danske Venner stävne.

welche mir schon während meiner S
Hände gekommen war, seine Abhand
„Monatsschrift“, seine mythologischen Ar
zahlreichen Dichtungen, welche Jedem,
lernen will, unentbehrlich sind, insbesond
samen „Scenen aus dem Untergang des K
Norden“, die Roeskilder Reime, der N
welcher seine Selbstbiographie enthält,
inneren Kämpfe schildert, von welche
ergriffen wurde; ebenso seine Chroni
zerstreuten Gedichte in seinen „Neujahrs
ich sagen, was ich in dieser mannigfa
schaft fand, welche mich manchmal e
anmuthete: mir trat eine große weltges
schauung entgegen, verwandt mit derjen
schon bei Henrik Steffens entgegengetre
Anschauung, welcher die Geschichte und d

Anschauung, welche er in den Mythen des Nordens vorgebildet fand, jenen (wie er sie nennt) mächtigen, räthselvollen Träumen des Kampfes, den zu allen Zeiten das Edle, das Heroische in dem Menschen mit dem Schlechten, dem in Selbstsucht und Selbstklugheit verhärteten, führen muß. Ich fand in der Art und Weise, wie er diese Anschauung auf die Geschichte anwandte, einen immer wiederkehrenden Hinweis auf die ganz besondere Bedeutung des Nordens und die Weissagungen der Zukunft des Nordens. Außer dem begeisterten Lobpreise des Christenthums und der nordischen Mythen fand ich bei ihm einen nicht weniger begeisterten Preis des Lutherthums, als der vollkommensten Form für die Aneignung des Christenthums. Daneben eine energische Vaterlandsliebe und unvertilgbare Begeisterung für die dänische Muttersprache, welche „unter allen bekannten Sprachen die einfältigste und treuherzigste sei, dabei aber voll des süßesten, natürlichsten Wohlklanges, und ebenso geeignet zum Ausdruck der höchsten Gedanken wie der tiefsten Empfindungen und des witzigsten Scherzes“. Von Allem aber, was hier auf mich Eindruck machte, will ich doch besonders Eines hervorheben, was ich mir durchaus habe aneignen können, was bis auf diese Stunde in mir lebt, und was ich hoffe mitzunehmen,

wirklichen, während alles Andere m
unwirklich, bloßer Schein und Schatte
sicht von dem Worte der Kraft,
lebendig erweist, als der höchsten unt
mächten. Hätte ich ihm auch für gar
als nur dafür zu danken, daß er die
mir erweckte, so würde ich schon aus
ihm sehr dankbar sein. Denn diese A
mir nicht in Form eines Lehrsatzes ge
als eine lebendige Kraft, in Geist
Beweisung des Geistes und der Kraft,
wegen eine Ungewißheit ganz unmögli
da ist noch viel Anderes, viele große
fruchtbare Anregungen aus jener Zeit,
ihm zu danken habe, wenn ich solche
Einzelnen anzugeben weiß. Ja, ich
vielleicht mehr von ihm empfangen h

insbesondere Bekanntschaft mit dem großen Schweizer Johannes v. Müller, dessen Vierundzwanzig Bücher Allgemeiner Geschichte ich mir innerlich anzueignen suchte. Einiges davon las ich in Abendstunden gemeinschaftlich mit mehreren jüngeren Freunden der Grundtvig'schen Richtung; unter ihnen waren die beiden Brüder Hammerich [1]), mit welchen ich damals öfter verkehrte. Will man sie als Grundtvigianer bezeichnen, so huldigten sie doch jedenfalls einer freieren Richtung. Jene Behauptung, daß alle Wissenschaft geschichtlichen Charakter tragen müsse, stellte Grundtvig den deutschen Philosophen gegenüber auf, welche, anstatt sich an die Geschichte und die Wirklichkeit zu halten, allein von dem ausgingen, was sie die Idee nannten, welche, wie Grundtvig meinte, nur in der Luft schwebt. Indessen überzeugte ich mich, daß die Idee ebenso in Grundtvig's historischer Weltbetrachtung vorwaltete. Sie tritt in derselben unter dem Namen der Sage auf, der Königin, für welche er kämpfen will. Die Sage ist bei Grundtvig der poetische oder

[1]) Friedrich und der um zwei Jahre jüngere Bruder Martin H. haben beide sich nachher rühmlich hervorgethan, der erstere als Historiker, besonders Kirchenhistoriker (gest. 1877); der andere als Schulmann, als Inspektor der gelehrten Schulen und als Schriftsteller im pädagogischen und kulturhistorischen Fache (gest. 1881). A. M.

Ganze ihr Licht verbreitet, und ohne
ein unverständliches Chaos bleiben
vig's Ansicht zufolge muß Alles vor de
Sage gefordert werden. Die Sage
Laufe der Zeiten bloßer Schein und
gewesen ist.

Habe ich aber so tiefe Eindrück
Anregungen von Grundtvig's Seite
liegt die Frage nahe: warum bist d
geblieben? warum hast du nicht deine
geschlagen? Ich antworte einfach: d
er mir dennoch nicht zu geben vern
hauptsächlich suchte. Man kann in
Zeitpunkte sich von einem mächtigen
fühlen, welcher fördernd auf unsere
wirkt. Und doch kann man einige
genöthigt fühlen, ihn wieder zu

harmonische Einheit von Glauben und Erkenntniß; aber Theologie, eine Vertiefung in die Glaubenslehre, findet sich bei Grundtvig nicht. Dagegen begegnet uns bei ihm freilich etwas, was eine Aehnlichkeit mit Philosophie hat; aber eben hierin konnte er mich nicht befriedigen. Ich suchte nicht blos Anschauungen, sondern Begriffe. Es genügte mir nicht, daß er die Erscheinungen der Wirklichkeit berührte und über sie dahinfuhr: ich suchte Begründung, folgenrichtiges Denken, ein eindringendes Verständniß des Zusammenhanges. Aber klare Begriffe, Entwickelung und tiefer eindringende Verfolgung der Gedanken war hier nicht zu finden, und schon damals ward es mir klar, daß er wohl ein gewaltiger Wecker sei, sich aber zum eigentlichen Lehrer und Führer nicht eigne. Ich bin durchaus mit Zeuthen[1]) einverstanden, welcher ja ebenfalls in seiner Jugend Grundtvig gekannt hat, daß dieser nicht dazu angelegt war, Begriffe zu verstehen, mit Begriffen und Gedanken als Gedanken und in der Form von Gedanken umzugehen. Während ich seine Abhandlungen studirte, drängte sich mir

[1]) F. L. Bay Z., H. Steffen's Neffe, geb. 1805, gest. 1874 als Pastor in Fredericia, ein philosophisch gebildeter, gläubiger Theologe, welcher viel geschrieben und, sowie gegen Grundtvig's Sonderlehren, so auch gegen den Katholicismus polemisirt hat. A. M.

mal, wie Sprichwort oder „geflüge
größter Kürze eine ganze Lebensanscha
mit Weitschweifigkeit, mit Salbade
er reflektiren will, ergeht er sich d
Breiten; aber sein Gedankengang ist
daß man an manchen Stellen gar nich
kommt. Das gedehnt Langweilige, i
zeigt sich oftmals auch in seinen Poes
Dunkelheiten und Weitläufigkeiten sin
vielleicht sagen, ich fälle dieses Urthei
viel späteren Zeit- und Standpunkte
aber versichern, daß ich schon damals
Empfindung derselben Art hatte, sowie
gewissen Beigeschmacke, welcher dem
Werke großen Eintrag thut, indem
Mischung durch sie hindurchgeht von C
Nationalem, von Christlichem und No

Ueberlegenheit, bald als bloße Selbstbespiegelung und Selbstverherrlichung, indem er sich selbst als einzig, als unvergleichlich bewundert, bald in seiner Klage über Verkennung, ja Martyrium. Was die letztgenannte Seite betrifft, so muß man allerdings zugeben, daß er in seiner früheren Periode ungebührlich unterschätzt wurde, ebenso wie er in seiner späteren Zeit ungebührlich überschätzt worden ist.

Der Jünger ist nicht über seinem Meister; und die Einseitigkeiten des Meisters mußten sich denn auch bei den jungen Grundtvigianern zeigen. Die Paradoxien, die Grundtvig vortrug, die aber bei diesem doch einen Anflug des Geistvollen, des Poetischen hatten, verwandelten sich bei ihnen in plumpe, prosaische Behauptungen, an denen jede Spur des Flügelstaubes verschwunden war. War von Theologie die Rede, so ergoß sich ein Strom von Verhöhnungen der Schulfuchserei und aller der unnützen Gelehrsamkeit, mit welcher man auf der Hochschule vollgepfropft werde, der todten Papierhefte, des systematischen Gerippes der Dogmatik und Moral; ein Strom von Anklagen gegen die Schriftgelehrten, die Hochgelehrten, welche klug sein wollten über das hinaus, was geschrieben stehe, und nicht wüßten, daß nur der Kindesglaube uns die Schrift öffne. Und die guten Herren

bedachten nicht, daß ihr eigener Kindesglaube einen starken Zusatz hatte von Rohheit und von jenem burschikosen Wesen, welches zu dem Kindesglauben wenig stimmt. War von Philosophie die Rede, so ging es über das achtzehnte Jahrhundert her, als das Jahrhundert des Unglaubens, welcher die französische Revolution, diese Pest der Völker, aus sich erzeugt habe. Ueber die deutschen Philosophen wurden die wegwerfendsten Urtheile gefällt. Die Sache ist, daß, wenn Grundtvig in seinen Weltchroniken die Philosophen als gottlose stempelt, er sich ausschließlich auf den absoluten Standpunkt stellt; da er aber auf die untergeordneten Uebergangsbestimmungen sich gar nicht einläßt, so wird denn auch die relative Wahrheit, für welche jene eintraten, hiermit auch ihre Bedeutung für die geschichtliche Entwickelung im Ganzen vielfach übersehen, wodurch seine Urtheile im Grunde ungeschichtlich werden. So z. B. sein Urtheil über Schelling's berühmte Abhandlung von der menschlichen Freiheit (namentlich bei seinem literarischen Streite mit H. C. Oersted). Diese Abhandlung ist es gerade, in welcher Schelling eine neue Entwickelung anbahnt, gegen seinen eigenen bisherigen pantheistischen Standpunkt ankämpft und sichtlich dahin strebt, zu der Erkenntniß der Persönlichkeit Gottes hindurchzudringen, wiewohl ihm

dies nur unvollkommen gelingt. Dieses geistige Ringen verstand Grundtwig schlechterdings nicht, sondern bezeichnete ohne weiteres Schelling's Philosophie für eine unchristliche und gottlose, anstatt die neu anhebende Bewegung des Gedankens zur Wahrheit hin und das tiefere Suchen anzuerkennen. Bei den jungen Grundtvigianern wurden solche verdammende Urtheile in der krassesten Form aufgenommen und bei gebotener Gelegenheit hier- oder dorthin geschleudert, während sie doch mit Schelling ebenso unbekannt waren, wie mit den anderen Philosophen. Es war mir verdrießlich, da ich philosophisches Forschen und Suchen nach Wahrheit anerkannt wissen wollte und mich nicht darein finden konnte, von Individuen, die alles spekulativen Triebes entbehrten und nichts von dem Stachel tieferen Fragens in ihrem Innern fühlten, mit unendlicher Sicherheit und Ueberlegenheit auf den Kindesglauben und das kindliche Lallen hingewiesen zu werden, als auf den einzig richtigen Standpunkt. Ich hatte ein Gefühl, daß das, was an und für sich eine heilige und über Alles edle Wahrheit ist, hier im Grunde auf unwürdige, oberflächliche Weise behandelt wurde. Und solche Urtheile summten mir nicht allein um die Ohren, wenn es sich um Theologie und Philosophie handelte, sondern auch in anderen Sphären. War

thum abgefallener Dichter bezeich
Ingemann als der christliche D
man sich halten müsse. Das Al
man in seiner Echtheit durchaus
schläger, sondern nur bei Grundtv
Altnordische noch mehr zu heben, n
abendlichen Zusammenkünften Meth
ich mich jedoch nicht betheiligen mo
servile Abhängigkeit von Grundtv
dem politischen Gebiete. Die Juli
damals bei Vielen Sympathie er
den Gegenstand der Unterhaltung b
bedingt verdammt: denn Grundtvig
Auflauf der jungen Polytechniker,
Hundstagen ausgebrochen sei, bezeich
Gelegenheit in den stärksten Ausdrü
tistische und antidemokratische Gesinn

Ganze eitel Lug und Trug, Blendwerk und Schattenspiel sei, dagegen die unbeschränkte Monarchie, wie wir sie unter Friedrich VI. hatten, das allein Ersprießliche für jedes Volksleben. Wir ahnten nicht, daß derselbe Grundtvig einige Jahre später jenen unglaublichen Sprung machen sollte, wodurch er sich zum Sprecher der Freiheitspartei aufwarf, welche einer in mehrfacher Hinsicht aus dem achtzehnten Jahrhundert und der Revolution entsprungenen Strömung folgte.

Die Opposition, die ich bei solchen Gelgenheiten geltend zu machen suchte, wennauch zunächst nur um des dialektischen Turniers willen, vermochte keineswegs durchzudringen und stieß in der Regel auf den Widerstand der fertigen, unerschütterlichen Parteiansicht. Als Zeuge der Unselbständigkeit, in welche diese Anhänger Grundtvig's durch ihre blinde Vergötterung des Mannes gleichsam gebannt waren, mußte ich in jenem Witzwort eines Satyrikers etwas Wahres erkennen: die an Grundtvig ergebenen jungen Leute erführen eine Art ovidischer Metamorphose, indem sie aus lebendigen Menschen in Medaillen, Münzen oder Statuen verwandelt würden, denen das Bildniß Grundtvig's aufgeprägt sei; oder sie ließen, ähnlich wie jene Memnonssäule, von einem Strahle der Sonne Grundtvig's

meine Person betrifft, so fühlte ic
wenn dieses Parteiwesen mir nahe t
drückenden Luft, wie in einem Zimm
Rauche von schlechtem Tabak angefü
hiermit durchaus nicht ausgeschlossen,
Grundtvigianer in mehr als einer
liebenswürdige Menschen waren. Nu
aussprechlich naiv. In dieser ihrer
sie das Gute, wollten sie das Beste,
daß in ihrem Parteitreiben das
könne, was Tadel verdiene.

Aus dem Kreise meines dama
will ich hier nur anführen: Christ. S
H. A. Laurent. Wer die Artikel
von dem Ersteren in unsere Blätter ei
wird ihn ohne Zweifel für einen Fan
und Schwärmer erklären. Jedoch me

ernstere Probleme einlassen, was ich öfter und mit Nutzen that. Aber immer mehr verlor er sich in Grundtvig'sche Einseitigkeit, welche zuletzt in geistigen Hochmuth ausartete, so daß die Meisten sich von ihm abgestoßen fühlten. Er konnte jetzt durchaus keinen Widerspruch mehr leiden; und widersprach man ihm dennoch, so gerieth man in Gefahr „schlagender" Gegengründe, etwa — sofern man sich auf seinem Zimmer befand — zur Thüre hinaus oder die Treppe herab geworfen zu werden. — H. A. Laurent, welcher milden Gemüthes war und große Empfänglichkeit für Fragen höherer Art hatte, ist bis zu seinem Tode mein Freund geblieben. Er war ein eifriger, ernstgesinnter und begabter Geistlicher, mit welchem ich nachher in fortgesetzter Korrespondenz gestanden habe.

Ich hörte Grundtvig auch oft predigen, besonders in der Frederiks-Kirche, wo er, gewissermaßen als freigemeindlicher Prediger häufig Abendgottesdienste hielt. Hier begegneten mir oft erhabene prophetische Anschauungen mit großen, weltgeschichtlichen Blicken, daneben in der Art, welche die Sprache seines „Sonntagsbuches" erkennen läßt, wiederholte, scharfe Kritik über das Staatskirchenthum und den Rationalismus, über „das Lächerliche" und die „hochgradige Thorheit" in vielem Bestehenden. Was ich dagegen nicht fand,

war das im tiefsten Sinne Religiöse, was man doch am meisten bedurfte, das zum Herzen, zum inwendigen Menschen Sprechende, das, was zur Seelenpflege und Seelenführung gehört, ein näheres Eingehen auf die inneren Zustände und die Wege des inneren Lebens. Einige seiner Anhänger haben es mir selbst eingestanden, daß sie vergebens in Grundtvig's Predigten ein Vorbild des erbaulich Praktischen gesucht hatten, und daß wenn sie predigen sollten, sie in jener Hinsicht gänzlich auf sich selbst angewiesen waren: denn bei ihm sei in dieser Hinsicht nicht sonderlich viel zu lernen gewesen, wenn er auch im Allgemeinen sie wieder und wieder gelehrt habe, daß jede einzelne Seele auf ihren Taufbund hinzuweisen sei. Er war dermaßen erfüllt von seinen großen Anschauungen, von dem Welt- und Volksgeschichtlichen, von welt- und zeitreformirenden Ideen, daß er keine Zeit bekam, sich mit dem zu beschäftigen, was zur Reform der einzelnen Seele, ihrer Besserung, Erbauung und Beruhigung dient. Indessen soll hiermit keineswegs gesagt sein, daß Solches ganz fehlte, sondern nur, daß es ungemein spärlich vorkam. Das Psychologische und Ethische ist bei ihm das Schwächste; seine starke Seite ist das Historische und Prophetische.

Blicke ich zurück auf jene erste Zeit meines
eistigen Verhältnisses zu Grundtvig, so war es schon
amals, wie es seitdem geblieben ist und sich öfter
rneute, ein zu gleicher Zeit anziehendes und ab-
:oßendes. In einer späteren Periode habe ich auf
jn ein paar Zeilen angewandt, die, wie ich meine,
ı Goethe's Faust vorkommen:

Du hast die Kraft, mich anzuzieh'n, besessen,
Doch mich zu halten, hast du nicht die Kraft.

ich wollte hiermit sagen, daß er mich allerdings zu
ich zu ziehen und zu fesseln verstanden hat, nicht
ber, mich festzuhalten und zu einem seiner Jünger
u machen. Freilich läßt sich dem angeführten Dichter-
vorte auch eine entgegengesetzte Anwendung geben,
ämlich daß ich es sei, welcher zwar die Kraft
esessen habe, die von Grundtvig ausgehenden Wir-
ungen mir anzueignen, aber nicht, dieselben fest-
uhalten und zu verarbeiten, mir selbst und Anderen
ıgute. Indessen verbleibe ich bei jener ersten An-
vendung. Der angedeutete Wechsel von Anziehen
nd Abstoßen hat sich bis auf den heutigen Tag
viederholt. Und jedenfalls bleibt das Resultat das-
lbe: daß ich nämlich kein Grundtvigianer bin.

Von den vorhingenannten Männern, welche Männer der Reaktion und der Opposition waren, und gerade deshalb von Manchem als die wahren Fortschrittsmänner betrachtet wurden, wende ich mich jetzt zu Mynster. Diesen pflegt man als einen Repräsentanten des Bestehenden anzusehen; und die Opposition liebt es, das Bestehende als das Stagnirende, oder als das Verwelkte und Abgestorbene, das nur ein Hinderniß des Fortschritts sei, zu beurtheilen. In dieser Auffassung kann sie jedoch oft fehlgehen, da die Erfahrung beweist, daß ein Bestehendes sich gerade in einer fruchtbaren Entwickelung, einem lebendigen Werden und Wachsthum befinden kann. Wie oft wiederholt es sich doch, daß gerade die Männer, welche allen Umwälzungen und unbesonnenen Sprüngen abhold sind und die Spitze bieten, sich durch eine gesunde, ruhig fortschreitende Produktivität auszeichnen. Und wie oft zeigt es sich, daß gerade die sogenannten Fortschrittsmänner, zumal wenn sie als Partei auftreten, sich nur durch ein hohles Wesen und äußerliches Treiben, mit Versammlungen und Klubs, mit lautem Geschrei und Gelärme hervorthun, an sich selbst aber ganz unfruchtbar sind, ihre Erzeugnisse gehaltlos, verschwindend und rasch hinwelkend. Mynster war ein ausgeprägt konservativer Charakter,

ein entschiedener Widersacher der Leute, die keine Entwickelung haben wollten, sondern Umwälzung. Er selbst aber stand in einem kräftigen Wachsthum. Davon zeugt nicht allein, daß er sich damals als Prediger in einem stetig steigenden Fortschritt befand, sondern ebenso seine (auch in Deutschland weit verbreiteten) „Betrachtungen über die christliche Glaubenslehre", welche er in jener Periode erscheinen ließ, und welche ein wichtiges Moment bezeichnen in der Entwickelung des religiösen Lebens in seinem Heimathlande.

In den Grundtwig'schen Kreisen gehörte es zum guten Tone, zwar mit einer gewissen Achtung von Mynster zu reden, indeß nur als einem „matten" Prediger, bei welchem kein Leben sei, welcher daher auch keine Zukunft habe. Was mich betrifft, so stand freilich Mynster's Gestalt vor mir als die eines Mannes, zu welchem man mit Ehrfurcht aufblicken müsse. Ich muß aber bekennen, daß ich damals von dem Grundtwig'schen Urtheile etwas angesteckt war, welches vorwiegend ein herabsetzendes war. Leben erkannte man nur, wo lebhaftes Pathos und lautes Poltern zu hören war, Großes und Bedeutendes nur in tumultuarischen Scenen, begleitet von Ankündigungen nahe bevorstehender Umwälzungen und Austritte aus der Staatskirche u. dgl. Von Mynster pflegte man

zu sagen, daß kein christliches Leben von ihm ausgegangen sei: denn dieses spürte man nicht anders als in auffälligen, äußeren Erscheinungen, am ehesten in ungesetzlichen, oder doch auf der Grenze des Ungesetzlichen sich bewegenden Formen. Dagegen machte Mynster fort und fort geltend, was jener Ausspruch des Herrn besagt: das Reich Gottes ist inwendig in euch. Er wollte keine neue Partei stiften, sondern nur das Reich Gottes verkündigen und ihm den Weg zu den Herzen bereiten.

Ich hörte ihn damals öfter predigen, und seine Predigten machten zwar auf mich einen Eindruck, jedoch meistens, nach dem Maße meiner damaligen Empfänglichkeit, gerade keinen tieferen. Nur einer Predigt erinnere ich mich, die einen bleibenden, ja bis diesen Tag unauslöschlichen Eindruck bei mir zurückgelassen hat. Es war seine Abschiedspredigt in der Frauenkirche, da er an die Schloßkirche berufen war; und sein Thema war: was hast du gezeugt von deinem Herrn? Hier legte er der Gemeinde Rechenschaft ab von seinen bisherigen Zeugnissen über den Inhalt des Glaubens, das Verhältniß des Glaubens und der Vernunft, des Glaubens und der Werke, des Glaubens und der Liebe. Niemals habe ich von einem Anderen eine so zu Herzen gehende Rede gehört, und werde kaum eine solche wieder zu hören bekommen, zumal

verbunden mit einer solchen Klarheit der Gedanken, einem solchen Persönlichkeitseindrucke, welcher unmittelbar den Willen des Hörers bewegte. Selbst viele der Grundtvigianer hörten sie mit Bewunderung. Nur eine in ihr vorkommende Aeußerung erbitterte sie aufs Heftigste. Bei dieser Aeußerung werde ich einige Augenblicke verweilen, weil sie sich eignet, das Verhältniß zwischen Mynster und Grundtvig zu beleuchten.

Im Verlaufe seiner Predigt kam Mynster darauf, nicht allein das kalte Spiel des Verstandes mit dem Heiligen, sowie das hohle Schellengeklingel der Empfindsamkeit zu rügen, sondern auch das ebenso leere *Poltern einer ungebändigten Kraft.* Hierdurch wurde unverkennbar auf Grundtvig hingedeutet; und da seine rücksichtslosen und zelotischen Angriffe auf Clausen noch in frischer Erinnerung waren, so wurde die Aufmerksamkeit bei folgenden Worten des Predigers besonders gespannt: „Wie hätte ich denen zustimmen können, die ein Gebot wie dieses auflösen wollen: Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet; verdammet nicht, auf daß ihr nicht verdammet werdet? denen, die das Gebot aller Gebote, das Band der Vollkommenheit, durch welches Alles zusammengehalten wird, auflösen wollen? *Nein, ich habe ihnen nicht zugestimmt, und werde ihnen nicht*

zustimmen." Hiermit gab er den Grundtvigianern zu erkennen, daß er mit ihrem Parteiwesen nichts zu schaffen haben wolle. Sie mußten hierdurch an eine frühere, auch im Druck erschienene Predigt erinnert werden, deren Thema war: Die christliche Weisheit, wo er gegen den blinden, der Besonnenheit und des verständigen Urtheils ermangelnden Eifer redet, und u. A. sagt: „Wie trübe und zerrissen wird dabei dein Inneres sein! wie armselig, wie unheilvoll dein Thun! Wirst du doch heute leidenschaftlich für Etwas einstehen, was du morgen verwirfst, heute behaupten, was du morgen widerrufst, heute vornehmen, was dich morgen verdrießt! wirst Alles zur unrechten Zeit, auf unrechte Weise thun! Und so wirst du nicht allein dich selbst, sondern das Heilige, das du vertheidigen willst, dem Gespötte der Thoren und Uebelgesinnten preisgeben." Ja, er fährt sogar fort: „Wahrlich! sowie solche Menschen in jedes Lebensverhältniß nur Verwirrung hineinbringen, so werden sie häufig, wenn auch wider Wissen und Willen, Feinde des Kreuzes Christi: sie geben ein Aergerniß, das sie nicht zu heilen vermögen, sie erwecken Hader und Streit, den sie nicht zu stillen vermögen." Diese Worte waren in ihrer Beziehung auf Grundtvig durchaus zutreffend. Wie oft ist es ihm begegnet, heute zu

behaupten, was er morgen widerrief u. s. w. Selbst den bekannten „Protest der Kirche" hinausgeschleudert zu haben, verdroß ihn schon nicht lange nachher. Aber gerade weil Mynster's Worte den wunden Fleck getroffen hatten, erbitterten sie so sehr; und die Erbitterung stieg, da er in jener letzten Predigt erklärte: „Nein, ich habe nicht zugestimmt, und werde nicht zustimmen." Gegen die Predigt „von der christlichen Weisheit" hatte Grundtvig eine solche „vom christlichen Kampfe" herausgegeben; und unter den Grundtvigianern hörte man beständig sagen, Mynster habe die Gemeinschaft mit denen abgebrochen, die Gottes Kinder und treue Werkzeuge des Herrn seien; er habe Clausen als einen irrenden Bruder behandelt, dagegen Grundtvig zu den Feinden des Kreuzes Christi gezählt— ein Ausdruck, der ihm niemals verziehen worden ist, obgleich er hinzufügte: „wider Wissen und Willen".

Der Gegensatz zwischen Grundtvig und Mynster betrifft nicht den Glauben selbst. Sie predigten beide dasselbe Evangelium, hatten denselben Glauben und dieselbe Hoffnung. Der Gegensatz betraf die Art und Weise, oder wenn man will, den Geist, in welchem sie das Evangelium predigten. Grundtvig's Predigt wurde, wenigstens nach dem Urtheil Mynsters, von jenem Worte des Herrn getroffen: „Ihr wisset nicht,

welches Geistes Kinder ihr seid!“ als nämlich die Jünger im Geiste des Elias begehrten, daß Feuer vom Himmel fallen und die Widersacher zu Schanden machen sollte, und nicht erkannten, daß der Herr nicht im Feuer, nicht im Sturm und Erdbeben ist, sondern im sanften Sausen. Mynster wollte gewiß, daß die Predigt in Beweisung des Geistes und der Kraft geschehe, aber nicht der polternden Kraft, und er wollte, daß die Kraft vereint sein sollte mit Liebe und Besonnenheit, während er bei Grundtvig nur ein schroff abstoßendes Richten und Verdammen fand. Ein unvertilgbarer Zug in dem Christusbilde Mynsters war jenes prophetische: „Er wird nicht schreieu noch rufen, und seine Stimme wird man nicht hören auf den Gassen; das zerstoßene Rohr wird er nicht zerbrechen, und den glimmenden Docht wird er nicht auslöschen“, während bei Grundtvig ein Christenthum ihm entgegentrat mit Schreien und Rufen auf den Gassen, wobei zugleich das Ich des Predigers ungebührlich hervortrat. Die zwei Individualitäten waren sehr verschieden geartet und entwickelt: schwerlich hätten sie sich zu gemeinsamer Arbeit vereinigen können, selbst wenn die äußeren Bedingungen günstigere gewesen wären, als sie jetzt waren. Mynster's besonnene, harmonische Individualität konnte sich mit Grundtvig's

disharmonischer, feurig sprudelnder Natur nicht versöhnen. Seine hohe, feine, man möchte sagen geistig vornehme Bildung vertrug sich nicht mit dem Platten und Derben in Grundtvig's Wesen. Da Mynster's Charakter mit der Strenge der Pflicht und der Grundsätze geprägt war, welche freilich mit den Jahren immer mehr in die Freiheit und Milde des Evangeliums verklärt wurde, doch so daß jene die Unterlage blieb, so konnte er unmöglich mit einer Genialität sympathisiren, welche Gesetz und Ordnung geringschätzte, als Dinge, die zum Philisterthum, zum Rationalismus und zur Kantischen Philosophie gehörten. Diese Genialität trat besonders oft und vielfach während der ersten Periode der Herrschaft der Naturphilosophie zu Tage, wie sie denn auch an Steffens sich zeigte, bei welchem sie sich jedoch später der Zucht des Gesetzes und der Pflicht unterordnete. Grundtvig, welcher von der Naturphilosophie mehr als einen Impuls empfing, hat jenen Charakterzug sein ganzes Leben hindurch behalten. Und noch in seiner letzten Zeit, z. B. da er seinen „Kirchenspiegel" [1]) herausgab,

[1]) Als 89jähriger Greis (1871) veröffentlichte Gr. diesen „Kirchenspiegel oder Überblick über den Lebenslauf der christlichen Gemeinde. Nach (kirchengeschichtlichen) Vorträgen 1861—63" (dänisch). A. M.

spiegelte er sich selbst mit sichtlichem Wohlgefallen in jener jugendlichen Genialität.

Indessen ist nicht zu verschweigen, daß Mynster bei dem scharfen Blicke, den er für Grundtvig's Einseitigkeit und Mängel hatte, ihn vielleicht nicht ganz nach Verdienst gewürdigt und für das Große in seinem Geiste kaum ein genügendes Auge gehabt hat, auch nicht, wie wir wohl hinzufügen dürfen — für das Edle in seinem Herzen und Gemüthe, was doch unleugbar allem seinem Sinnen und Streben zu Grunde lag, so ungestüm es auch auf der Oberfläche brausen mochte. Diese Unterschätzung Grundtvig's war ihm mit anderen bedeutenden Männern jener Zeit gemeinsam, z. B. den beiden Oersted's, welche bei Grundtvig zwar die geniale Anlage anerkannten, aber im Ganzen ihn als einen Schwärmer betrachteten, von dem man nichts Gesundes erwarten könne. Oehlenschläger war ebenfalls von einer solchen Ansicht nicht ferne. Grundtvig selbst war mehr geneigt, Mynster anzuerkennen, als Mynster ihn. Eigentliche Hochachtung hat Mynster wohl niemals für Grundtvig empfunden, woran ihn so Vieles hinderte. Von Grundtvig weiß ich mit voller Gewißheit — denn ich hörte es aus seinem eigenen Munde — daß er vor Mynster aufrichtige Hochachtung gefühlt hat, ja daß es wenige Männer

gab, zu denen er mit solcher Hochachtung emporblickte, wenn er sich auch später veranlaßt gesehen hat, ihn scharf anzugreifen, auch nicht jenes Wort von den Feinden des Kreuzes Christi hat vergessen können, wobei er jedoch leider den Zusatz übersah: „wider Wissen und Willen".

Solche Gegensätze auf kirchlichem Boden können wir allerdings bedauern. Jedoch sind sie, wie die Kirchengeschichte es durch viele Beispiele beweist, nicht zu vermeiden. Die Hauptfrage ist jedesmal: ob die Kämpfer, jeder für seinen Theil, Rüstzeuge und Diener des Herrn gewesen sind. Denn alsdann geziemt es uns, Dem nachzuforschen und es uns anzueignen, was in jedem derselben vom Herrn und seinem Geiste ist, und so gut wir können, dies zu unserer Erbauung zu verwerthen.

Im Jahre 1833 erschienen Mynster's „Betrachtungen über die christlichen Glaubenslehren". Es war ein reicher und fruchtbarer Strom, welcher sich hier aus dem lautern Born des Evangeliums ergoß. Wie ernst es Mynster mit dieser Arbeit genommen hatte, zeigt sich darin, daß er, als Vorbereitung auf dieselbe, eine ganze Dogmatik ausarbeitete. Auf eine ausführliche Charakteristik dieses Werkes können wir uns nicht einlassen. Soviel dürfen wir aber aus-

sprechen, daß hier geboten wurde, was man bei Grundtwig so oft vermißt: eingehende Rücksicht auf den einzelnen Menschen, welcher jedoch zugleich in seinem Zusammenhange mit der ganzen Gemeinschaft aufgefaßt wird, wahre Kenntniß des menschlichen Herzens, dessen Zustände im Lichte des Gewissens und des göttlichen Wortes betrachtet werden, die Verbindung von Herzlichkeit und Klarheit, von Gefühl und Gedanke, von feinen Reflexionen und unmittelbarer Anschauung, endlich die rechte Verbindung des Christlichen mit dem Humanen, indem der Verfasser überall in dem Menschlichen Anknüpfungspunkte für das Christliche sucht. Diese Schrift hat nicht ihresgleichen, und darf gewiß als die bedeutendste Erbauungsschrift gelten, die in diesem Jahrhundert in der protestantischen Christenheit erschienen ist. Wem solches Urtheil etwa paradox vorkommt, den bitte ich, ein anderes Werk nennen zu wollen, das diesem an die Seite zu stellen wäre. Mynster wünschte durch diese Schrift Solche, die an strengeres Denken gewöhnt sind, zu befriedigen, ohne daß es doch für Andere unverständlich sein sollte; und dieses ist ihm unstreitig gelungen. Die Wirkung des Buches war eine außerordentliche. Es erschien sogleich in mehreren, und zwar großen Auflagen und fand in den Familien Eingang, wo es

zur Hausandacht oder zur stillen Lektüre des Einzelnen gebraucht wurde. Indeß waren es besonders die gebildeteren Kreise, in welchen es Eingang fand, was ebenfalls von den Predigten Mynster's galt. Ohne Mynster hätten damals die Gebildeten in der Wüste umkommen müssen: denn Grundtvig konnte ihnen nicht die Nahrung bieten, deren sie bedurften; jedenfalls sprach er sie nicht an, wenigstens damals nicht. Ob die unleugbar große Wirkung, die Grundtvig auf das, was er selber das Volk nennt, eine wirklich religiöse, oder vorwiegend eine historisch=poetische, oder eine unklare, nur halbverständliche Mischung beider gewesen sei, lasse ich dahingestellt sein. Aber wenn man gewiß mit Grund sagen darf: eine fortgeschrittene und mehr entwickelte Bildung müsse an beiden, an Grundtvig sowohl als an Mynster Freude finden, so wird man doch, wie Sibbern einmal gesagt hat, nur von einer Freude über „das, was Grundtvig in Bewegung setzt und was Mynster giebt", reden können. In religiöser Hinsicht ist Mynster der in Wahrheit gebende. Er ist der eigentlich religiöse, Grundtvig der historisch=poetische Genius. Mynster ist der eigentliche Prediger und Seelsorger, während Seelsorge, Seelenpflege, sei es in der Predigt, sei es im wirklichen Leben, Grundtvig's Sache niemals gewesen ist. Bei Mynster finden

wir die im strengeren Sinne religiösen Realitäten. Denn das im strengeren Sinne Religiöse ist die Gemeinschaft der Seele mit Gott. Den Glauben, wobei ich nicht allein an den Glaubensinhalt denke, sondern an die Aneignung, hat Mynster, in Vergleich mit Grundtvig, weitaus reicher und tiefer sowohl gefaßt, als ausgeführt und entfaltet.

Ich las damals mit Begeisterung „die Betrachtungen“, las auch andere Schriften Mynster's, wie seine Psychologie und die vortreffliche kleine Abhandlung über den Begriff der christlichen Dogmatik. Jedoch wirkte das Alles nicht dergestalt auf mich, daß ich hätte sagen können, ich nähme jetzt einen Standpunkt ein, auf dem ich verweilen, oder was dasselbe ist, von dem meine weitere Entwickelung ausgehen konnte. Eine beständige Unruhe war in mir, ein Verlangen und Suchen. Ich mußte die Lösung meines eigenen Problems suchen. Was ich suchte, war Einheit von Glauben und Erkennen. Mein religiöses Interesse war mit meinem spekulativen Interesse zusammengewachsen: sie gingen sozusagen in Eins, und ruhen konnte ich nur, wo beide zugleich ihre Befriedigung fanden. Da gab es denn freilich Manches, was ich bei Mynster nicht finden konnte, und was er mir nicht geben konnte. Er selbst nahm in seinem Ver-

hältniß zur Spekulation eine sehr reservirte Stellung ein, wiewohl er eine hohe wissenschaftliche Bildung besaß. Ich ward kein Grundtvigianer; aber ich ward auch kein Mynsterianer. Auch hatte ich damals noch nicht Reife des Urtheils genug, um Mynsters Größe zu erkennen als Verkünder des göttlichen Wortes, als Repräsentant christlicher und menschlicher Bildung. Diese Reife sollte mir erst in einem späteren Zeitpunkte gegeben werden.

Wende ich mich nunmehr zu den Universitätslehrern, so ist es natürlich, daß ich Clausen voran nenne[1]). Als ich ihn hörte, mußte ich mich sehr bald überzeugen, daß Grundtvigs Behauptung: jener habe sich an die Spitze aller Verächter des Wortes Gottes im Lande gestellt, entweder als gewissenlos zu bezeichnen sei, nur darauf berechnet, bei dem großen Haufen Effekt zu machen, oder, was hier offenbar der Fall war, als eine unbedachte, aber sehr schädliche Uebertreibung. Denn die Wahrheit ist diese, daß Clausens Theologie, im Vergleich mit dem älteren

[1]) H. N. Clausen, gest. 1877, vieljähriger Professor an der Universität Kopenhagen, auch in Deutschland durch sein lehrreiches Werk über Lehre, Verfassung und Cultus des Protestantismus bekannt. A. M.

Rationalismus, einen bedeutenden Fortschritt bezeichnet, näher zum positiven Christenthum. Er hatte Schleiermachers neue Theologie auf sich einwirken lassen, jedoch so, daß er vorwiegend das kritische Element derselben sich aneignete, weniger das mystische und das spekulative. Hätte er letzteres sich ebenfalls anzueigenen verstanden, so würde dadurch seine eigene Theologie mehr innere Festigkeit erlangt haben. Wenn aber dieselbe auch nicht durch ihren Inhalt im Stande war mich zu gewinnen, so interessirte sie mich doch in hohem Grade von formaler Seite. Seinen exegetischen Vorlesungen, den einzigen, die ich bei ihm gehört habe, war eine Klarheit und Frische eigen, ein Geist der Forschung, der uns zusagen mußte.

Am meisten gewann er mich jedoch durch seine Persönlichkeit, welche schon auf dem Katheder einen tiefen Eindruck machte durch eine gewisse selbstbewußte Ruhe, durch das seinem Vortrage mitgetheilte Gepräge von Feinheit und Würde. Ich nahm auch an den sehr lehrreichen schriftlichen Uebungen unter seiner Leitung theil. Als er meine Arbeit über eine von ihm aufgestellte dogmatische Frage vorlas, hob er anerkennend hervor, was ihm anerkennenswerth schien, und lud mich bald nachher zu sich ein. In seinem Hause habe ich nicht bloß viele angenehme, sondern auch in hohem

Grade bildende Stunden zugebracht; und noch in seinen letzten Tagen habe ich dem Greise für das gedankt, was mir damals in der Chrystallstraße bei ihm zutheil ward. In dem Familien- und Freundeskreise, in welchen man eingeführt wurde, nachdem man meistens zuvor auf seinem Studierzimmer mit ihm geweilt hatte, war vornehmlich die Rede von Kunst, von den Schätzen Roms, von Thorvaldsen, Oehlenschläger und Weyse, von politischen und socialen Fragen, wie eben die Zeitereignisse solche anregten. Theologie kam weniger zur Sprache, obschon er sich nicht gerade weigerte darauf einzugehen, wenn man etwas Theologisches auf die Bahn brachte. Alsdann bekam man immer den Eindruck, daß er Niemanden seine persönlichen Ansichten aufdringen wollte, ja daß er sehr — man könnte sagen, bewundernswürdig — freisinnig war, so oft er wahrnahm, daß der Jüngere geneigt war, andere Wege zu gehen, als die seinerseits angewiesenen. Ueber Grundtvig und den ganzen Streit, der sich an diesen Namen knüpfte, erinnere ich mich nicht, jemals in diesem Kreise reden gehört zu haben. Mynster wurde wohl bei der einen oder anderen Gelegenheit erwähnt, jedoch nur vorübergehend und unverkennbar mit geringer Sympathie. Selbst seiner „Betrachtungen“ wurde kurz nach ihrem Erscheinen

nur ziemlich kühl, und mit geringem Interesse gedacht. Die Sache ist diese, daß die vorhin erwähnte Predigt Mynsters von der christlichen Weisheit, durch welche die Grundtwigianer so erbittert worden, auch Clausen nicht gefiel. Dieser hat in seinen Lebenserinnerungen uns gesagt, was er damals gewollt und erwartet habe. Mynster hätte im Namen der bedrohten wissenschaftlichen Freiheit auftreten sollen, wobei es denn freilich nicht so leicht gewesen wäre, die Grenzen dieser Freiheit anzugeben. Hierüber ein entscheidendes Urtheil zu fällen, ist schwer. Jedenfalls hat Mynster — gesetzt auch, daß er in anderer, zweck- und zeitgemäßigerer Weise auftreten konnte — seine eigene Stellung aufs Unzweideutigste markirt. Ueber seine Stellung zu den streitenden Parteien konnte nicht der mindeste Zweifel obwalten. Er wollte auf keiner der beiden Seiten stehen.

Für einen jungen Menschen, der keine sonderliche Gelegenheit gehabt hatte, sich in den Kreisen der höheren Bildung zu bewegen, mußte es von großer Bedeutung sein, daß ihm ein solches Haus geöffnet war. Ein anderes Haus, zu welchem mir der Zugang freundlichst gewährt wurde, war das des Prof. H. C. Örsted, gest. 1851. Mit reger Aufmerksamkeit hatte ich seine Vorlesungen über die Physik gehört, und namentlich

einen lebhaften Eindruck von der Einleitung empfangen, in welcher er das Verhältniß zwischen Natur und Geist entwickelte, wie die Gesetze der Natur dieselben seien, wie die des Geistes, und dieser daher in der Natur immer sich selbst wiederfinde. Von diesem Gesichtspunkte aus hatte ich mit ihm mehrere Unterhaltungen. Es gehörte zu dem Großen bei Örsted, daß er nicht gleich so vielen Naturforschern sich auf sein specielles Fach beschränkte, für alles Andere aber kein Ohr hatte, sondern daß er bemüht war, seine eigene Wissenschaft in Verbindung mit dem Ganzen der Wissenschaften zu bringen, daß er sie unter dem universalen Gesichtspunkte betrachtete. Dabei hatte er doch eine besondere Vorliebe für sein eigenes Fach; ja, er betrachtete sich als einen Missionar der Naturwissenschaft, zu deren Pflege und Verbreitung er vor Anderen berufen war. So kamen denn die Gespräche immer hierauf zurück. Und es ist mir eine schöne Erinnerung, wie wir an manchem Abend, im Kreise seiner Kinder und seiner liebenswürdigen Gattin, welche sich der jungen Gäste mit großem Wohlwollen annahm, um den Tisch herumsaßen, und er gesprächsweise uns in Fragen, die eben auf die Bahn kamen, orientirte, z. B. über Klangfiguren, Springwasser, das Licht und die belebenden Wirkungen des Lichtes.

Nicht einmal schwierigere Fragen, wie über die Atome, waren ausgeschlossen. Ich versuchte mich damals in Goethes Farbenlehre hineinzusetzen, erinnere mich aber deutlich, daß Örsted sich aufs Bestimmteste gegen die Goethische Ansicht aussprach und es mit Newton hielt. Eines Tages zeigte er mir sogar ein Experiment, als Beweis dafür, daß Goethes Lehre in Widerspruch mit der Erfahrung stehe; er wollte dieselbe nur als eine ästhetisch schöne Vorstellung von den Farben gelten lassen. Was mich zu Örsted hinzog, war die Naturwahrheit, die in seinem Wesen lag, und die Liebe zur Wissenschaft: hierin stand er mir als Vorbild vor Augen. Seine wissenschaftliche Arbeit war ihm wie ein Gottesdienst; und mit einer gewissen, man möchte sagen, kindlichen Freude und Hingebung betrachtete er sich als Diener der Wissenschaft, und als die höchste Aufgabe eines solchen, das Licht der Wissenschaft in seine Persönlichkeit also aufzunehmen, daß sie völlig mit dieser verschmelze. Auch für die Theologie hatte er Interesse. Nur verlangte er, daß die Theologie mit der Naturwissenschaft in Einklang gebracht werde, ein Postulat, dessen Aus- und Durchführung allerdings zu Konflikten führen konnte.

Hier sah ich auch seinen nicht weniger berühmten Bruder A. S. Örsted[1]), welcher seine Abende in der Regel in der Familie des Bruders verbrachte und sich gerne mit Jüngeren auf philosophische Erörterungen einließ. Nicht die physische, sondern die ethische Welt war es, in welcher sein weitschauender Geist sich bewegte. Er war mit Kant und Fichte vertraut, auch mit Schleiermacher, namentlich mit dessen ethischen Untersuchungen. Schelling und Hegel standen ihm ferner. Er hörte gern von den philosophischen Bewegungen der Zeit, wiewohl sein kritischer Geist ihm nicht erlaubte, zu irgend einem fertigen philosophischen Systeme Zutrauen zu fassen.

Außer den vorstehenden kann ich noch mehrere Lehrer nennen, die damals für mich Bedeutung hatten: Oehlenschläger, welcher daheim gewissermaßen mein täglicher Präceptor war, in dessen Dichtungen ich lebte, traf ich mitunter in Örsteds Hause, besonders während der stillen Woche, wenn er nicht ins Theater gehen konnte und dafür seine L'hombrepartie haben mußte; wo aber doch zuweilen auch ein Gespräch sich entspann, obgleich ich in ein näheres persönliches

[1]) Anders Sandöe Örsted, geb. 1778, gest. 1860, ausgezeichneter Rechtsgelehrter und Staatsmann. (Vgl. Steffens, Was ich erlebte II, 43. V, 29.)

Verhältniß zu ihm erst in einem späteren Zeitpunkte kam. Auch Madvig, an dessen lateinischen Disputationsübungen ich theilnahm, mit welchem ich auch theologische Gespräche führte, und bei welchem ich mit mehr als bloße Kritik fand, vielmehr auch Herz und Gemüth, mit einer tiefen Ueberzeugung von der Unentbehrlichkeit der Religion. Da ich indessen hier mich der Kürze befleißigen muß, beschränke ich mich darauf, insbesondere Sibbern[1]) zu nennen, als denjenigen, der von allen meinen Lehrern in jener Periode mir das Meiste gewährte, sowohl auf dem Katheder, als in seinem Hause und unter Gottes freiem Himmel, da er häufig mit mir spazieren ging und peripatetisch seine Philosophie entwickelte.

Denn hier fand ich die ersten Anfänge dessen, was ich suchte. Sibberns „Philosophie des Christenthums" welche ich mit größtem Interesse hörte, war im Grunde eine spekulative Theologie. Er nahm hier einen Standpunkt ein, auf welchem er uns nicht allein über den Rationalismus hinaus führte, sondern auch über die Orthodoxie und den Grundtvigianismus mit

---

[1]) Friedr. Christ. Sibbern, geb. 1785, seit 1843 Professor der Philosophie, gest. 1872, Verfasser bedeutender Schriften, namentlich im Fach der Psychologie. Interessant sind auch seine im Jahre 1826 erschienenen „Nachgelassenen Briefe von Gabrielis". A. M.

ihren krassen Begriffen (Sibbern selbst pflegte die Grundtvigianischen Begriffe als „krasse" zu bezeichnen). Ein solcher höherer, über diesen Parteien stehender Standpunkt war ja freilich schon durch Mynster gegeben, bei welchem derselbe, wie es in der Natur der Sache lag, in der rein religiösen Form gehalten war. Bei Sibbern waren Religion und Spekulation eng verbunden. Er betrachtete damals dieses als seinen Beruf, die genannte Verbindung nachzuweisen und geltend zu machen. Allerdings war es keineswegs seine Meinung, daß das für Alle und Jeden gelte. Er erkannte an, daß es Menschen gebe, für welche es am besten sei, nicht allzutief in die Spekulation hineingeführt zu werden, und welche mit Recht sich dessen erwehren, wodurch sie nur verwirrt werden könnten, daß es aber auf der anderen Seite eine Forderung der Zeit sei, daß einer nicht geringen Anzahl Menschen das Christenthum in spekulativer Form verkündigt werde; und hierbei konnte er sich freilich auf manche Strömungen der Zeit berufen. Er behauptete, daß, wenn das Christenthum Wahrheit sei, das Christenthum nicht darum allein angenommen werden dürfe, weil es „geschrieben stehe", weil es von der Kirche so überliefert sei, ja auch nicht darum allein, weil es zu unseren Herzen und Gewissen spreche, sondern auch

darum, weil wir denkend seine Wahrheit als Wahrheit erkennen, in seiner objektiven Realität und der Geltung, welche es an sich selbst habe.. Wenn das Christenthum die höchste Macht auf Erden sei, so dürfe es dieses nicht bloß im praktischen Leben sein, sondern auch in der Welt des Gedankens; es müsse die tiefsten Fragen des denkenden Geistes beantworten — soweit eine solche Beantwortung nämlich innerhalb der Schranken des menschlichen Lebens möglich sei —, müsse nicht bloß das menschliche Herz ansprechen, sondern zugleich eine Alles umfassende Weltanschauung in Bewegung setzen. Er wies darauf hin, wie eine solche Weltanschauung bei Paulus und Johannes immer wieder durchscheine, und wie man ohne eine spekulative Grundlage die in der heiligen Schrift enthaltenen Schätze nicht richtig verwerthen könne. Als Aufgabe und Ziel rechter Schriftforschung pflegte er zu bezeichnen, daß man nicht allein die Aussprüche des Paulus studire, sondern den großen Gegenstand selbst, welcher diesem vor Augen stand und durch seine Worte sich uns vergegenwärtigt. Wir sollen zu der Quelle selbst hindringen, aus welcher dem Apostel die Fülle der Ideen zuströme, die auf jede Veranlassung bei ihm hervorbreche.

Was Sibbern durch seine Philosophie des Christenthums für die Wissenschaft geleistet hat, darüber ist ein Urtheil zu fällen schwierig, da sie wider Erwarten niemals im Drucke erschienen ist. Vielleicht möchte sie heute in ihrer damaligen Gestalt weniger befriedigen und als unfertig erscheinen. Soviel ist gewiß, daß sie für uns, die wir den kleinen Kreis seiner Zuhörer bildeten, unaussprechlich viel war, daß es fruchtbare Samenkörner waren, die er ausstreute. Bei diesen Vorlesungen habe ich öfter an Mark. 4, 26 denken müssen, daß es mit dem Reiche Gottes ist, wie mit „einem Menschen, der Samen aufs Land wirft, und schläft, und stehet auch Nacht und Tag, und der Same gehet auf und wächset, daß er es nicht weiß; denn die Erde bringet von sich selbst zum ersten das Gras, darnach die Aehren, darnach den vollen Weizen in den Aehren". Nicht allein für viele mir vollbewußte, sondern auch für viele unbewußte Wirkungen seines Wortes, welche mir jedoch später zum Bewußtsein gekommen sind, habe ich ihm zu danken. Auch bin ich ihm nicht allein für sein Wort vom Katheder herab Dank schuldig, sondern auch für seine Gespräche. Auf Wanderungen, jetzt in der Stadt, jetzt in der Umgegend, unterredete ich mit ihm; und nicht genug kann ich die unermüdliche Geduld bewundern, mit welcher er meine Fragen und

Einwendungen beantwortete. Wir redeten alsdann von der Dreieinigkeit, den Naturen Christi, der menschlichen Seele Christi, von Gnade und Freiheit, von den letzten Dingen. Eines Tages, als wir eben von dem Mysterium der Freiheit geredet hatten, rief er aus: „Werden wir jemals diese Dinge auf Erden zur Klarheit bringen?" — Jedoch sprachen wir auch von psychologischen Fragen, welche dem Verständniß näher lagen. Er hatte erst vor Kurzem die erste Abtheilung seines „Gabrielis" herausgegeben. Ueber die hierin behandelten Verhältnisse und andere von verwandter Art wurde oft geredet. Was diesen Gesprächen einen besonderen Reiz verlieh, war die Unmittelbarkeit und Naturfrische, welche seiner Individualität aufgeprägt war, und welche machte, daß man sich jedesmal dadurch erfrischt und verjüngt fühlte.

Durch alles das, was ich hier hörte und sprach, wurde ich in ein tieferes Selbststudium hineingeführt. Zwei Namen glänzten damals in der wissenschaftlichen Welt und bezeichneten gewisse Höhepunkte in dem Erkennen und Wissen des damaligen Geschlechts: Schleiermacher und Hegel. Ich empfand das Bedürfniß, mich in ihre Werke zu vertiefen. Die Dogmatik Schleiermachers war freilich schwerverständ-

lich; jedoch fesselte sie mich durch ihre großen Grund-
gedanken von Sünde und Erlösung, sowie durch ihre
bewundernswürdige Architektonik, welche etwas Hin-
reißendes hatte. Seine strenge Scheidung von Philo-
sophie und Theologie, welche nichts mit einander zu
thun haben sollten, verstand ich nicht: denn das ganze
Werk schien mir von Spekulation getragen und durch-
drungen zu sein. Damals kannte ich seine Dialektik
noch nicht, welche die höchsten Principien der Erkenntniß-
lehre entwickelt. Jedoch vermißte ich wichtige Mo-
mente in dem dogmatischen Inhalte. So in dem
Gottesbegriffe, wo mir die Dreieinigkeitslehre fehlte;
so in der Lehre von den letzten Dingen, wo ich so
gut wie nichts zu wissen bekam. Schleiermacher wollte
in der Dogmatik nichts geben, als was, seiner Auf-
fassung zufolge, von Bedeutung sei für die frommen
Gemüthszustände. Der Gläubige habe — so lautete seine
Theorie — Gott im unmittelbaren Gefühle und bedürfe
nicht spekulativer Begriffe; und das ewige Leben suchte
er nicht jenseits, sondern fand es schon im Diesseits.
Immer wiederholte er die Worte: „Wer an den Sohn
glaubt, hat das ewige Leben“ (Joh. 5, 36). Sein
Christusbild hatte sehr viel Anziehendes; und sowohl
hierin, als in seinen Reden über die Religion fand
ich eine Mystik, welche die Seele über das Weltliche

und Irdische erhob. In den Monologen, in denen er sein persönliches ethisches Ideal schildert, trat mir vor Augen, was der Gegenstand tieferer Aneignung und ernster Nachfolge sein müsse. Durch Alles, was ich von ihm las, ging eine Macht der Persönlichkeit hindurch, welche mich ergriff.

Hegel bildet zu Schleiermacher einen großen Gegensatz. Er will nichts davon wissen, daß die Religion nur auf das Gefühl und auf die frommen Gemüthszustände beschränkt sein solle. Er will, daß das Denken gerade auch in der Religion eine grundbewegende Macht sei. Er fordert eine objektive Weltanschauung, in welcher alle Dogmen zu ihrem Rechte kommen sollen. Beständig klagt er, daß die Theologie abgemagert, eingeschrumpft und inhaltlos geworden sei, und dringt darauf, daß die orthodoxen Dogmen wieder zu Ehren kommen, indem sie in einer neuen und frischen Gestalt reproducirt werden, in welcher man sie in ihrer Wahrheit erkenne, nach der Nothwendigkeit der ihnen innewohnenden Idee. Der Schlüssel zum Verständniß der Weltanschauung, die Hegel in so großartigem Stile durch alle Gebiete des Daseins durchführte, lag in seiner spekulativen Logik, dem Systeme der allgemeinen Denkbestimmungen des Daseins, welche keine bloß subjektiven Gedanken seien,

sondern göttliche Gedanken, das ganze Universum durchdringend und in ihm sich entfaltend. Hegel wies zuweilen auf Jacob Böhme hin, welcher damals für mich eine, ich möchte sagen, mythische Person war. Während ich aber Hegel studirte, stieg mir die Ahnung einer Weltanschauung auf, welche auf dem Hintergrunde der Dreieinigkeit Christum als den Mittelpunkt des Daseins, das Universum als ein System concentrischer Kreise betrachte, alle auf den innersten Kreis hinweisend, in welchem Christus lebt, also daß sie allein in ihm ihre Erklärung, ihr Verständniß finden. Jedoch mußte ich wieder fragen, ob diese Ahnung gerade in dem Hegel'schen Systeme ihre Erfüllung finden könne, ob sie nicht vielmehr auf ein ganz anderes System, als das Hegel'sche, hinweise, sofern solch ein anderes System überhaupt möglich sei. Ernste Stimmen ließen sich hören, die behaupteten: die Hegel'sche Philosophie gehe nur darauf hinaus, alles individuelle und persönliche Dasein in einen logischen Pantheismus aufzulösen, und anstatt die christliche Offenbarung als Wahrheit anzuerkennen, sie vielmehr nur als ein Reich von Vorstellungen auffasse, das zugrunde gehen müsse, sobald die Vorstellung durch die Macht der Philosophie in den Begriff verwandelt werde. So blieb hier freilich sehr

viel übrig, was ich zu bedenken, worüber ich zu grübeln hatte.

Während dieses Sinnens und Grübelns, wobei die Zeit für meine Freistudien sich zwischen Schleiermacher und Hegel theilte, traf eine Nachricht ein, die einen gewaltigen Eindruck machte. Schleiermacher befand sich auf einer Reise nach Skandinavien und wollte, wie es hieß, auch Kopenhagen besuchen. Hierdurch wurde ich elektrisirt. Ich mußte ihn sehen, ja womöglich mit ihm reden, nicht als ob ich hoffte, daß ein Gespräch mich zu einem Resultate, einer Lösung der großen Lebensfrage führen werde, sondern aus Bewunderung, aus Liebe. Denn hatte auch Hegel, und wie ich wohl hinzufügen darf, auch Sibbern in einzelnen Punkten Schleiermachers Auctorität in meinen Augen etwas herabgesetzt, dennoch hing mein Herz an ihm. Seine Persönlichkeit hatte mich aus seinen Schriften in solchem Grade angesprochen, daß es von großem Werthe für mich sein mußte, durch unmittelbare Anschauung mir sein Bild einprägen zu können.

Mein Wunsch wurde mir gewährt. J. C. Örsted und Sibbern bahnten mir den Weg. Schleiermacher logirte im Hotel Royal am Strande, wo ich ihn besuchte. Es war ein sehr kleiner Mann, oder wie Sibbern sich ausdrückte, „ein kleiner magerer Mensch“,

etwas verwachsen, mit weißem Haar über der hohen, schönen Stirn (damals 65 Jahre alt), mit tiefen Augen, welche während des Gespräches beständig von unten aufwärts blickten — denn der mit ihm Redende überragte ihn immer — aber je länger er redete, desto mehr bekam man den Eindruck, einer großen Erscheinung gegenüber zu stehen. Mir strahlte aus seinem Wesen ein milder Ernst entgegen. Das Wohlwollen und die Nachsicht, die große Geister kleinen Bewunderern erzeigen können, lernte ich hier aus eigener Erfahrung in der schönsten Weise kennen. Er nahm mich selbst und meine oft unreifen und naiven Bemerkungen freundlich auf, und der ungeheure Abstand übte auf mich durchaus keinen Druck aus. Als er hörte, ich habe seine Dogmatik studirt, was schon Sibbern ihm gesagt hatte, so äußerte er: Meine Dogmatik ist nicht leicht! aber er ging auf Alles ein und ließ mir volle Freiheit. Während der acht Tage, die er hier weilte, war ich mehremals bei ihm. Die Gespräche berührten verschiedene Punkte seiner Dogmatik, und vor Allem wünschte ich von ihm zu erfahren, wie er eigentlich zur Philosophie stehe. Eines Tages fragte ich ihn naiver Weise, ob er glaube, daß eine philosophische Erkenntniß des Wesens Gottes an sich selbst, des inneren, ewigen Lebensprocesses in Gott

möglich sei, wobei ich, ohne sie zu nennen, an Hegel, oder an Schelling, Baader, J. Böhme und ähnliche Geister dachte. Er antwortete ganz ruhig, doch ohne dabei Jemanden zu nennen — Hegels erwähnte er nicht gerne —: „Ich halte es für eine Täuschung", und fügte einige Worte hinzu, die einen Gedanken andeuteten, welchen ich später aus seiner Dialektik besser verstehen lernte. Der Sinn war: Wir können nicht anders denken, als in Gegensätzen. Nach Schleiermacher ist aber Gott, als das Absolute, oder das Wesen aller Wesen, über alle Gegensätze erhaben; denken wir ihn daher in Gegensätzen, meinte er, so denken wir ihn endlich, anthropomorphistisch oder ktisimorphistisch (kreatürlich). Mögen wir nun Gott als Persönlichkeit, oder mit Spinoza als natura naturans denken, so denken wir ihn in Gegensätzen. Dieses ist aber nach Schleiermacher „eine Täuschung", eine Illusion, Selbstbetrug und bloßer Schein, wenn man meint, in solchen Begriffsbestimmungen wirklich das Absolute gedacht zu haben. Gott ist ihm die rein mystische, in ihrem Reichthum über alle Unterschiede erhabene Einheit. Gott ist die ewige Voraussetzung unseres Denkens. Wir werden gezwungen, ihn vorauszusetzen; aber Gegenstand unseres Denkens, unseres Begreifens kann er nicht werden. Was mich

betrifft, so habe ich erkannt, daß ich hierin ihm nicht folgen kann, vielmehr in diesem Punkte mich Hegel und Jacob Böhme anschließen darf: daß Gott in Gegensätzen gedacht werden muß, daß immer Gegensätze zum Wesen Gottes gehören. Ohne innere Unterschiede und Gegensätze wäre Gott nicht der Lebendige, sich ihm selbst Offenbarende, könnte auch nicht der dreieinige Gott sein. Dem dreieinigen Gott habe ich nicht entsagen können. Schleiermacher war einseitiger Unitarier (Sabellianer).

Eines Tages begleitete ich ihn ins Christiansborger Schloß, dessen Gemäldesammlung er zu besehen wünschte. Er betrachtete genauer eine Reihe von Gemälden, warf auch mitunter eine Bemerkung hin, welche mich indeß weniger interessirte. Ich sah nämlich von allen Gemälden so gut wie nichts: ich sah nur ihn. Und kaum waren wir wieder auf der Straße, wo ich ihn nach der Kronprinzessinstraße zum Konferenzrath Brandis begleiten sollte, da waren wir schon wieder mitten in seiner Dialektik. Von meiner Seite dazu veranlaßt, äußerte er, daß er die Herausgabe derselben vorbereite; man dürfe aber nicht erwarten, daß er sehr lange in den rein metaphysischen Regionen verweilen werde. Sein Bestreben gehe dahin, aus dem Metaphysischen in die realen Wissenschaften hinüber

zu leiten. Plötzlich — ich erinnere mich nicht mehr, wie gerade das Gespräch dazu führte — stand er stille und sagte mit großer Energie. „Die Theologie muß von der Philosophie, und die Kirche vom Staate getrennt werden; sonst kommen wir zur Scholastik zurück!“ Dies waren nachdrückliche, mir unvergeßliche Worte. Aber so oft ich auch, unter den Erfahrungen des Lebens, dieselben in meinem Inneren bewegt habe, so vermochte ich doch auch hierin nicht in seinen Fußtapfen zu gehen. Auch hier mußte meine Sympathie mich damals weit mehr zu Hegel hinführen.

Zu seinen Ehren wurde auf „der Schießbahn“ eine Gesellschaft gegeben, in welcher mehrere unserer bedeutendsten Männer, wie Oehlenschläger, Oersted, Mynster, Sibbern, zugegen waren, sowie denn auch die vorwärts strebende Jugend zahlreich vertreten war. Hier zeigte er recht seine persönliche Liebenswürdigkeit, sowie auch sein bewundernswerthes Talent, zu improvisiren, indem er bald mit geistvollem Witz und leiser Ironie, bald mit tiefem Ernst und Gefühl das Wort ergriff, und zugleich die verschiedenen, ihm dargebrachten Toaste beantwortete. Ich hatte zu dieser festlichen Veranlassung ein Lied in deutscher Sprache gedichtet, welches eine gute Aufnahme fand. Nach Tische stand ich im Gespräche mit dem greisen Dr. Rothe,

Pastor der Trinitatiskirche, welcher mir scherzend vorhielt: man mache doch aus Schleiermacher zuviel, und u. A. sagte: „Er glaubt ja weder an Engel noch Teufel“. Dieses Gespräch wurde dadurch abgebrochen, daß Schleiermacher selbst herantrat, auf mich hinwies und sagte: „Hier steht Einer, der den Nagel auf den Kopf zu treffen weiß. Er hat gestern den schwierigsten Punkt meiner Dogmatik angefochten“. Er deutete hiermit auf einige Bemerkungen, die ich mir gegen seine Auffassung der Heiligkeit Gottes erlaubt hatte, namentlich ihr Verhältniß zur Sünde betreffend, welche nach Schleiermacher als gewissermaßen von Gott geordnet erscheint — unleugbar ein mißlicher Punkt. Nachdem er mir alsdann auch noch einiges Freundliche über meine deutschen Verse gesagt hatte, kamen wir in ein Gespräch über Steffens. Bald näherten sich jedoch einige Studenten, welche ihn ersuchten, in den Garten hinauszukommen, wo eine Schaar von Studenten sich versammelt hatte, um ihm ein dänisches Lied vorzutragen. Dieses Lied hatte Monrad verfaßt. Da in diesem Gesange eine Anspielung vorkam auf Schleiermachers berühmten Namen, so nahm er davon Veranlassung, mit ebenso vieler Wärme als Ernst einige Worte zu sprechen über die Vergänglichkeit aller menschlichen Namen: jeder menschliche Name habe

zusammen traf, war eine Mitt
Clausen. Hier waren auch Oeh
anwesend, und die Stimmung
Ein kurzer und leichter Dispüt
zwischen Schleiermacher und St
den strenggläubigen und unge
an der böhmischen Kirche zu
bekanntlich früher katholischen Pr
schen Kirche übergetreten. Der
ihn als einen verderblichen Obs
Schleiermacher nichts wissen woll
und Entschiedenheit seine echt ev
Wirksamkeit rühmte. Goßner w
macher weit verschieden; und s
welcher durchaus orthodox pred
der Teufel einen wichtigen Glau
seinerseits Schleiermacher

rascht und verwundert, und wußte nicht, was er dazu sagen sollte.

Nach Tische nahm Schleiermacher von uns Abschied. Mir reichte er dabei die Hand mit den Worten: „Kommen Sie zu uns“. Doch sollte ich am folgenden Tage, einem Sonntage, ihn in der (deutschen) Petrikirche noch predigen hören. Es war das Evangelium von dem Wassersüchtigen, und er predigte über die Worte: „Wer sich selbst erhöhet, der soll erniedrigt werden, und wer sich selbst erniedrigt, der soll erhöhet werden“. Einige der Zuhörer fanden sich getäuscht, diejenigen nämlich, die etwas Prunkvolles, Effektmachendes erwartet hatten, und konnten nicht begreifen, daß dieses der große Prediger sein sollte. Andere (unter ihnen auch Mynster) bewunderten die große Anspruchslosigkeit, „die erhabene Einfachheit, welche jeden Schmuck verschmähte, ihn aber auch entbehren konnte“, den Gedankenreichthum, welcher sich durchaus ungesucht darbot, dabei das den Willen tief und still Bewegende, welches das Charakteristische seiner Predigtweise ist. Ausgehend von den Worten des Textes über die, welche begehrten, oben an bei Tische zu sitzen, handelte er von dem Platze, den wir in der menschlichen Gesellschaft einnehmen sollen, und der rechten Selbsterniedrigung, die wir beweisen sollen.

bewegte uns alle aufs Tiefste,
widerfahren war, was er in
bezeichnet: „Dies habe ich mi
ich mit voller Besinnung, o
ohne Täuschung, recht bestimm
kommen sehe"; sondern auch,
erbaulich gewesen war, indem
sich selber und den Seinen das
und Zeugniß abzulegen von
Christi. Einen tiefen Eindruck
rede von Steffens hervor, da
in seinem Buche über die falsch
macher so stark angeriffen hatt
Begeisterung von ihm redete,
der Differenz die Worte hinzu
ein Christ!" ein Wort, welch
wirkte: denn viele der Gegner

wollen, wie der römische Kaiser Augustus vor seinem Tode die Umstehenden gefragt habe, ob er seine Rolle nicht gut gespielt habe? Hierzu kann man nur sagen: Gott wolle solchen Leuten ihre spöttischen und gottlosen Gedanken und Reden vergeben und sie herausreißen aus der Knechtschaft des Buchstabens!

Also sollte ich ihn, Schleiermacher, nicht finden, wenn ich, wie ich hoffte, nach Berlin kommen würde. Welche Richtung meine Entwickelung genommen hätte, falls ich unter seine Einwirkung gekommen wäre, ist unmöglich zu sagen. Allerdings war ich während jener Stunden des persönlichen Beisammenseins darin bestärkt worden, daß wichtige Differenzen vorlagen, daß ich gewisse Hauptpunkte seiner Anschauung mir unmöglich würde aneignen können. Aber er, Plato's Vertrauter, mit der reichen Ideenfülle, der gewaltigen, sokratischen Persönlichkeit, hätte doch vielleicht in anderen Beziehungen auf mich einen großen und fruchtbaren Einfluß ausgeübt, wenn ich in ein näheres Verhältniß, wozu ein Anfang ja gemacht war, zu dem Manne getreten wäre. Ich mußte seinen Hingang als einen Verlust auch für die Zukunft, welcher ich entging, betrachten. Ich trauerte aufrichtig über dieses jetzt für uns erloschene Licht, während ich dankbar die günstige

In dem Jahre vor Schleie
ich mich dem theologischen Exam
neben den im Vorstehenden bespr
hatte ich mich selbstverständlich
vorbereitet und mir die erford
gewissen Richtungen selbst gelehrt
So bestand ich denn nicht allein
beantwortete auch eine von der
Frage über den Begriff der
und erwarb in dieser Veranlas
Bei Durchsicht dieser Jugendarb
bedeutend genug, um sie hier we

Jene ganze Zeit lebte ich z
Mutter; damit wir aber subsisti
ich ziemlich viel Stunden geben.
legte ich mich auch

nachher jeder in seiner Art sich einen Namen gemacht haben. Der Eine war B. Birkedal. Als eifriger Grundtvigianer hat er keine geringe Bedeutung bekommen. In meinem amtlichen Leben habe ich mit ihm einige Konflikte gehabt; nichtsdestoweniger ist er mir werth geblieben. Er ist ein begabter Mann, dazu warmen Herzens und mit einer poetischen Ader, und meint es im Grunde gut, auch wenn er in seinem Enthusiasmus verficht, was wir Anderen bekämpfen müssen. Mit Vergnügen erinnere ich mich jener Jugendzeit, wo wir, wie in stillen Zeiten und in gutem Frieden, als Suchende die Glaubensfragen vornahmen und, sogut wir's nach unserer damaligen Einsicht verstanden, erörterten. — Der Andere war Sören Kierkegaard. Er hatte seine eigene Art, wie er sich manuduciren ließ. Er wollte kein bestimmtes Pensum einüben, sondern wünschte nur, ich möge ihm Vortrag halten und mich mit ihm unterreden. Ich wählte nun die Aufgabe, ihm die Hauptpunkte der Dogmatik Schleiermachers vorzutragen und hierüber Gespräche mit ihm zu führen. Ich überzeugte mich bald, daß hier eine ungewöhnliche Begabung war, aber auch ein unüberwindlicher Hang zur Sophistik, zu einem Spiel des Scharfsinns, welches bei allen Gelegenheiten zutage trat und oft ermüdend war.

lande war, pflegte er, wie mein
hat, öfter zu ihr zu kommen u
erkundigen. Zugleich habe ich v
ich hier nicht übergehen will, da
bei ihr verweilte, und sie an
großes Gefallen fand. Eines Ta
Betrübniß bei ihr ein und erzäh
gestorben. Sie, welche doch keine
besaß, hat mir mehr als einmal
ihrem ganzen Leben niemals ein
betrübt gesehen habe, wie S. Kie
seiner Mutter, woraus sie auf ein
Gemüth schloß. Hierin hat si
Niemand darf ihm dieses absprec
sich entwickelte, desto mehr entfal
Leben und Treiben als eine Ein

hinterlassenen Tagebüchern gegeben, welche man so taktlos, so wenig schonend gegen den Verstorbenen gewesen ist, der Oeffentlichkeit preiszugeben.

Außer diesen Zweien nenne ich H. Ipsen, einen Schwager des Prof. Sibbern, welcher, als Landprediger in Gjentöfte gestorben, mir sein ganzes Leben hindurch ein treuer Freund blieb, und D. Suhr, welcher nach wohlbestandenem Examen sich von der Theologie abwandte, um einer unserer angesehensten Kaufleute zu werden, und mit welchem ich fortwährend in freundschaftlichem Verkehr geblieben bin.

Hinsichtlich des gesellschaftlichen Lebens, an dem ich während der geschilderten Periode theilnahm, habe ich schon der großen Bedeutung erwähnt, welche die Häuser Clausens, Örsteds, Sibberns für mich hatten. Ich muß aber noch das Bornemann'sche Haus nennen. Mit Bornemann, meinem Schulkameraden und Freunde, theilte ich alles, was mich innerlich bewegte. Auch er strebte nach dem Höchsten, und obschon in juridische Studien vertieft, studirte er die Einleitung zu Schleiermachers Dogmatik, um mit mir dessen Religionsbegriff, das absolute Abhängigkeitsgefühl zu prüfen. Fichte's populäre Schriften über die Bestimmung des Menschen, über das selige Leben, seine Reden an

Hegel einzudringen, wozu n
Hülfe fanden in J. L. Heiber
die menschliche Freiheit, welche
Dialektik hineinführte und die
nomien kennen lehrte. Was a
Besprechung verdient, ist das Ha
M. H. Bornemann, ein vortreffli
Mann, war sehr kränklich, und fü
isolirte Existenz. Die Mutter, ei
Natur mit energischem Willen, ı
die Erziehung ihrer Kinder (ar
Fritz seine Brüder Johann un
meine Freunde, von welchen der
Theologie, der andere General-
dem Wesen der Frau Borneman
schaftliches, und mit Leidenschaft
ohne sie zu verziehen. Sowie

frischende Waldpartien vorgenommen wurden, zu welchen ich gewöhnlich mit eingeladen war, nach Sölleröd, Frederiksdal und ähnlichen Orten, wo wir vom Morgen bis Abend fröhlich und ausgelassen mit der Natur lebten und uns gehen ließen, von wo wir jedesmal erfrischt und neubelebt heimkehrten. Dergleichen bildete ein heilsames Gegengewicht gegen die Gefahr einseitiger Wissenschaftlichkeit, zumal gegen eine einseitige Versenkung in metaphysische und religiöse Fragen, welche leicht ungesund werden kann. Aber ein solches, ich darf wohl sagen, bildendes Gegengewicht waren besonders die im Bornemann'schen Hause gegebenen Gesellschaften. Es war da ein Kreis jüngerer Leute (von älteren fand sich höchstens Sibbern ein), und zwar mit verschiedenen Interessen und von verschiedenen Bildungsstufen, versammelt. So konnte denn nicht eine einzelne Richtung in der Konversation einseitig vorherrschen; bald war Politisches, bald Aesthetisches, bald wieder eine Tagesneuigkeit, Gegenstand unserer munteren, harmlosen Unterhaltung. Und die gastfreundliche Hausfrau gestattete, daß die jugendliche Munterkeit sich Luft machen durfte; stundenlang sangen wir bei Tische, zum Wein oder Punsch, unsere lustigen Lieder.

Nielsen und namentlich Frau Hei
Genialität, so oft sie auftrat, di
überraschte. Wie oft bezauberte
Spiel! und wie oft ward das
geisterung unter uns besprochen!
Gegenstände der Konversation erwäl
der über Form und Inhalt der Poe
über das Verhältniß zwischen den
Komischen, namentlich auch J. L.
Kritik über Oehlenschläger. Freund
sehr bald auf die Heiberg'schen Sta
hatte einen klareren Blick, als ich,
bedurfte, um die unter Oehlenschläg
allgemeine Ansicht zu modificiren.
eingesehen, daß nicht nur das e
sondern ebensowohl das Komische, j

große, innere Kraft echter Poesie auszeichnen könne, nur zu oft von denen, die bloß das Erhabene und Pathetische bewundern, übersehen. Ich lernte verstehen, daß J. L. Heiberg in seiner Behauptung gewisser, dem Genie Oehlenschlägers gezogener Grenzen (dem Lyrisch-Epischen) Recht habe, sowie auch in der Behauptung, daß eine jede Dichtung die Anforderungen der betreffenden Dichtungsart voll befriedigen müsse. Mein Urtheil über Oehlenschlägers einzelne Arbeiten wurde hierdurch zwar etwas modificirt, während meine Liebe zu dem ganzen Oehlenschläger unverändert blieb. Und abgesehen von allem, was man in Betreff des Technischen aussetzen kann, wird jede Kritik immer aufs Neue die großen poetischen Wirkungen anerkennen müssen, die von seinem Genius auf die Nation ausgegangen sind, und die Niemand bereitwilliger anerkannt hat, als J. L. Heiberg.

Für die Entwickelungsstufe, auf welcher ich mich damals befand, hatten diese gesellschaftlichen Zusammenkünfte große Bedeutung. Bald sollte jedoch alles das verschwinden, um nie wieder zurückzukehren. Gewisse Dinge machen sich nur einmal in unserem Leben geltend.

Sowohl Bornemann als ich hatten Aussicht, das große Reisestipendium zu erhalten, und wir er-

wurieten.

Reise ins Ausland.

Berlin.

In Kiel besuchten wir den Philosophen Heinrich Ritter, bei welchem wir einen angenehmen Abend zubrachten, hörten auch eine Predigt von Claus Harms und reisten bald weiter nach Berlin.

Hegel war gestorben; aber seine Philosophie stand in vollem Flor, und seine Schule übte eine große Herrschaft. Als Oberhaupt der Schule galt Marheineke, mit dessen Dogmatik ich mich eingehend beschäftigt hatte. Ich wurde freundlich empfangen von dem sehr angesehenen Manne, welcher in seinem Aeußeren etwas Priesterliches, oder richtiger, Prälatenhaftes hatte, das mit einer gewissen Grandezza verbunden war, eine Persönlichkeit, welche zwar nicht, wie z. B. die Schleiermacher's und Steffens', durch

bei ihm gerade nicht zu hören,
und praktische Theologie. Die e
war ungemein interessant und leh
für die konfessionellen Gegensätze,
satz zwischen Katholicismus und
durch den katholischen Gelehrten
eine Symbolik herausgegeben hatte
Werk hörte ich in einer der ersten
Heinekes erwähnen als „Möhlers
Symbolik erschienene Polemik"
nämlich die Symbolik als eine n
gründet, im Gegensatze gegen di
Polemik, wo man sofort unter K
Opposition hineinfuhr und von
dem Gegensatze zwischen Wahrhei
wegte, wie auch Möhler von dem
der absoluten Wahrheit ausgeht

Friedenstheologie auszugehen — die Unterschiede scharf entwickelte. Hierdurch hat er eine lebendige Anschauung hervorgerufen von der einen, allgemeinen Kirche mitten in den konfessionellen Verschiedenheiten, den Sinn für das Ökumenische geweckt und die Polemik innerhalb der richtigen Begrenzung gehalten. Für die Formulirung der kirchlichen Lehrbestimmungen besaß er ein außerordentliches Talent, und man konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß er auf den alten dogmatisirenden Concilien einen vortrefflichen Opponenten abgegeben hätte.

Während ich mich hiermit beschäftigte, fesselte mich aufs lebhafteste eine Frage, nämlich die unirte Kirche in Preußen, dieses Werk Friedrich Wilhelms III. und Schleiermachers, einer Kirche, in welcher Reformirte und Lutheraner in solcher Weise vereint sein sollten, daß beide ihre Auffassung des heiligen Abendmahls beibehalten könnten, ohne daß dieses ein Hinderniß sei für den gemeinsamen Genuß des Sakraments. Es ist bekannt, wie große Streitigkeiten hierüber geführt worden sind; und auch mir wollte schon damals die Sache nicht recht einleuchten, obgleich ich wohl einsah, wie schön es sein würde, wenn der Zwiespalt, der sogleich im Anfange der Reformation die evangelische Kirche zerklüftet hatte, geheilt und

versöhnt werden könne. Ich redete öfter mit Marheineke über diesen Gegenstand; und obgleich er selbst in der Union stand, so gestand er doch, daß diese seiner Ansicht nach noch keineswegs fertig, noch keine wirkliche Union sei, solange die Kirche noch nicht ein Dogma ausgeprägt habe, welches die höhere Einheit der lutherischen und der reformirten Lehre ausdrücke. Steffens, welcher persönlich in diese Streitigkeiten tief verwickelt worden war, begehrte dagegen kein neues Dogma, sondern hielt fest an dem Gegebenen. Er sprach sich lebhaft gegen die Bekenntnißlosigkeit der unirten Kirche aus. Seine Einwendung, soweit ich ihn verstand, ging darauf hinaus, daß, wenn es den Individuen frei stehe, ihre sei es reformirte oder lutherische Auffassung zu behalten, alsdann doch zugleich und vor Allem gefragt werden müsse: welches denn die Auffassung und Anschauung der Kirche selbst sei? Diese ihre Anschauung spreche die unirte Kirche nicht aus. Was Steffens mit Begeisterung betonte, wenn er von dem lutherischen Abendmahl redete, war das tiefe Naturmysterium in der realen Gegenwart Christi, welches die Reformirten in ihrer naturlosen Geistigkeit nicht anerkennen, welches er aber in keiner Weise aufgeben, oder als eine bloß subjektive Ansicht wollte behandeln lassen. Es würde zu weit führen,

darauf weiter einzugehen. Aber wieviel liegt hier vor, worüber sich streiten läßt! ein Streit, welcher sich in der That nicht um etwas Unwesentliches dreht. Und wie weit entfernt ist man noch immer von einem wahren Friedensschlusse.

Ich kann nicht umhin, eine Hauptschwierigkeit bei dieser ganzen Frage zu berühren. Sie liegt im Liturgischen, im Gottesdienste der Gemeinde. Im Denken, selbst in der Lehre läßt sich Manches zudecken; aber im Gottesdienste wird Alles sichtbar und vernehmlich. Die Stiftungsworte hörte ich beim heiligen Abendmahle bloß geschichtlich referirend anführen: „Christus sagt, das ist mein Leib u. s. w.“, ohne daß die Kirche selbst zu erkennen gab, wie Christi Wort zu verstehen sei. Dazu besagt in der unirten Kirche alles Rituelle fortwährend eine Concession gegen die Reformirten. Die Lutheraner sind es, welche in diesem und jenem Stücke nachgeben müssen, weil bei ihnen ein Mehr ist, wovon sie Etwas abstehen und hingeben sollen. Alle, den Reformirten anstößigen Gebräuche sind beseitigt; und ich meinestheils habe daher in einer unirten Kirche — wie Manches auch schön und geschmackvoll erscheinen mochte — immer den Eindruck einer gewissen Kälte bekommen. Ich vermißte, was ich in meiner Heimath gehabt hatte. Auch erinnere

grandete Erinnerungen auf eva
z. B. das Meßhemde und das l
„Das“, sagte er, „müssen sie fest
nehmen lassen; geben Sie es auf,
niemals wieder“. Und hierin ha
Die nordischen Kirchen haben hier
baren Vorzug; und die Frage ei
Reformirten liegt glücklicherweise ga
darf man wohl hoffen, daß es nic
keiten seien, auf denen der Vor
Kirchen beruht. Vielleicht läßt si
die Hoffnung für die Zukunft der
als Ganzes sich wesentlich an die K
knüpft, daß diese die Treue bewa
sich selbst und ihre Vergangenheit.
Von Predigern hörte ich i

bildung erhalten hatte. Ein einziges Mal hörte ich des alten Goßners erbaulich einfache Predigt. Marheineke selbst hörte ich öfter, wohnte auch, sowohl bei Taufen als Kommunionen, seiner Sakramentsverwaltung bei, welche er mit großer Würde ausführte. Seine Predigt hatte einen soliden Inhalt, entbehrte indessen für mein Gefühl sowohl des Fesselnden als des Erwärmenden. Schleiermacher in der Petri-Kirche daheim hatte einen viel stärkeren Eindruck auf mich gemacht, wo nicht durch die Gedanken, so doch durch die Wirkung seiner Persönlichkeit. Denn soviel dürfte feststehen: je größer der Mensch, desto größer der Prediger, vorausgesetzt daß die übrigen Bedingungen gegeben sind.

Steffens hörte ich in Naturphilosophie und Anthropologie. Die ersten, vorbereitenden Vorlesungen waren jedesmal hinreißend, da er Ahnungen und Erwartungen dessen, was kommen sollte, zu erwecken verstand. Sollte aber näher und tiefer in die Sache selbst eingegangen, und sozusagen die Realitäten ausgezahlt werden, so schienen mir seine Entwickelungen etwas locker, zu unbestimmt und verschwimmend. Oft konnte man sich des Gedankens nicht erwehren, daß er ungenügend vorbereitet war, und sich mit den

von welcher er sagte: er wiss
Unvollkommenheiten habe, wisse
Grundlage für alle Zukunft ent
später, nachdem sie im Drucke e
Buche viel beschäftigt. Es dar
bedeutendes Werk bezeichnet we
ausgeht, das christliche Bewußt
wußtsein in das richtige Verhä
bringen. Aber auch hier war A
der nöthigen Schärfe entbehrte,
Springende. In seinem Hause
seine Gattin, sowie seine reichbe
Vater aufgehende Tochter Clär
allen Gesprächen war er köstlich
ich mir in seinen Augen durch

bei ihm — nicht die allerdings kaum abzuleugnende Eitelkeit, sondern — jedenfalls die Liebe.

Was das gesellige Leben in Berlin betrifft, soweit ich an ihm theilnehmen konnte, nenne ich besonders eine jüdische Familie, die Benoni Friedländers, welcher ich von Prof. Clausen empfohlen war. Dieses Haus stand mit jenen jüdischen Familien aus einer älteren Zeit in Verbindung, welche für die Bildung der Mittelklasse Berlins von so großer Bedeutung gewesen waren, da diese Israeliten hier als Lichtpunkte hervorragten und Viele um sich sammelten. Sie bildeten eine geistige Aristokratie, namentlich durch ihre geistreichen Frauen. Ich denke hierbei an Moses Mendelssohn und sein Geschlecht, an Dorothea Veit, welche später Fr. Schlegels Gattin ward, an Rahel Levin, die Frau v. Varnhagens. Auch Henriette Herz, Schleiermachers (zum Christenthum übergetretene) Freundin, kann hier genannt werden. Sie lebte damals noch in Berlin, und ich bedaure sehr, daß ich sie nicht kennen gelernt habe. Aber Reflexe jener höheren, humaneren Bildung fanden sich in der Friedländerschen Familie, in welche wir öfter kamen. Vor Allem war es die Kunst, besonders die Malerei, welche hier die Aufmerksamkeit auf sich zog. Benoni Friedländer, Sohn des berühmten David Friedländer,

mit mehreren der jüngeren Ge[l]
mit dem später als Historike[r]
Droysen. Von einer feindselig[en]
den jüdischen und den christlich[en]
zu spüren; auch haben sich meh[r]
Jüdinnen mit der Zeit taufen l[assen]
mit ihrer Spannung zwischen
namentlich mit ihren Angriffen
Christenthum, bildet einen vollkom[menen]
jene Zeit. Jedoch darf ich nic[ht]
Phänomene des modernen Judent[hums]
bindung mit dem christfeindlichen
in der Literatur schon damals sic[h]
— soweit ich beobachten konnte
der älteren jüdischen Richtung
Wirkung ...

dasselbe sehr herabsetzend. Beständig kam er darauf zurück, daß, was vom deutschen Theater noch etwas tauge, alles concentrirt zu finden sei in Tieck's Lehrstuhl zu Dresden, in welchem dieser sitze und die besten dramatischen Werke vorlese. Hier sei das, was sich von dramatischer Kunst in Deutschland überhaupt finde, sonst nirgends. Hierdurch wurde freilich meine Lust, Tieck zu hören, geweckt; dennoch sah ich auf der Berliner Bühne mehrere Vorstellungen, z. B. Goethes Tasso, in welchem die Crelinger mit großem Beifall die Prinzessin spielte, und ein Schauspieler — soweit ich mich erinnere, Krüger, — als Tasso einen mächtigen Eindruck hervorbrachte, besonders am Schlusse des vierten Aktes, wo Tasso von seinen Feinden und Widersachern redet, unter welchen er auch die Prinzessin zu sehen glaubt:

> Ja, klage nur das bittre Schicksal an,
> Und wiederhole nur: auch sie, auch sie!

Ebenso sah ich Schillers Don Carlos und Lessings Nathan. Im Ganzen meinte ich jedoch, daß unser dänisches Schauspiel ebenso gut sei. — Musikalische Genüsse boten sich in der Berliner Singakademie, deren Mitglied ich ward, und in welcher ich große Kirchenmusiken von Bach, Händel und Haydn hörte.

bei meiner Abreise ihm, al
Direktion der gelehrten Schu
machte. Er äußerte nämlich,
bei einer Reise ins Ausland
„Zeit sei, Etwas zu schaffen“.
ein Paradoxon: denn ich schick
an, viel Neues zu sehen, zu
Doch wurde ich an das Wor
der That hatte ich jetzt gute
Ich las also Kirchenväter,
dessen Reden gegen die Ariane
empfohlen hatte. Aber insbe
seine Logik, Phänomenologie u
Hegelsche System nahm mich der
ich wurde in dasselbe wie in e
gesponnen. Ich ward inne, daß
und zu prüfen gab.

ganze Christenthum geleugnet. Hierdurch wurde eine Erschütterung im Inneren der Schule hervorgerufen, welche sich in zwei Hälften theilte, eine linke und eine rechte. Die Linke nahm jene Beschuldigung auf, bejahte sie und behauptete, daß der richtig verstandene Hegelianismus ein Radikalismus sei, welcher dem Bestehenden in Staat und Kirche ein Ende machen müsse, und daß die wahren Jünger Hegels berufen seien, in diesem Sinne zu arbeiten. Die Rechte dagegen, Marheineke, Göschel (zu welchem ich gleichfalls öfter kam) und mehrere Andere behaupteten, daß der Unsterblichkeitsglaube bei Hegel vorhanden, oder doch mit Nothwendigkeit aus dem Systeme abzuleiten sei, welches im Ganzen mit dem Christenthume vollkommen harmonire. Ja, Einige behaupteten sogar, daß erst durch das Hegelsche System die Aufgabe des Christenthums erfüllt und dasselbe zu seiner Vollendung gebracht werde. Blicken wir nun heute auf diesen Streit zurück, so muß man allerdings sagen, daß Hegel niemals den Unsterblichkeitsglauben geradezu negirt hat. Andererseits hat er aber auch keineswegs je darauf Bedacht genommen, daß dieser Glaube in seinem Systeme einen Platz einnehme. Das Jenseitige lag völlig außerhalb seiner Betrachtung, welche ausschließlich in das Diesseitige und Gegenwärtige vertieft war. Hier, in dieser

Welt fand er die Versöhnung des Ideals und der Wirklichkeit. Ebenso wie für Schleiermacher, war auch für ihn das ewige Leben nicht ein zukünftiges, sondern ein gegenwärtiges, das Leben in der Idee und in den höheren Sphären des Geistes. Seine Anschauung und die seiner Geistesverwandten bildeten den ausgesprochenen und entschiedenen Gegensatz zu einer früheren Anschauung, welche, freilich nicht ohne Einseitigkeit, das Vollkommene jenseits des Grabes in einem künftigen Leben suchte. So wurde denn das gegenwärtige Leben in einem glänzenden Optimismus verherrlicht. Und es erscheint etwas seltsam, daß man nun aufeinmal sich daran machte, das System zu durchstöbern, um den Unsterblichkeitsglauben herauszufinden. Wo dieser Glaube vorhanden ist, da wird er sich, sollte man denken, alsbald mit vollem Nachdrucke zeigen, nämlich dadurch, daß das System anhebt mit der Erkenntniß der Persönlichkeit Gottes und des Menschen in ihrem gegenseitigen Verhältniß. Bei Hegel beginnt das System mit dem Logischen, dem abstrakt Allgemeinen, und Gott als Geist geht aus der Entwickelung der Natur und Geschichte als Resultat hervor. Obschon dieses nun heute wohl von keiner Seite bestritten wird, so führte man doch damals über diese Frage weitläuftige Untersuchungen.

Besonders trat Göschel als Verfechter des Unsterblichkeitsglaubens und hiermit zugleich des echten Hegelianismus auf. Ein wichtiges Gutachten gab in diesem Streite der jüngere Fichte ab, welcher den Glauben an den persönlichen Gott und die persönliche Unsterblichkeit geltend machte, und zwar als einen über Hegel hinausgehenden Standpunkt. Bei allen, die diesem Streite folgten, mußte er zugleich eine persönliche Frage hervorrufen: sollen wir uns selbst als vergängliche Naturwesen, als verschwindende Durchgangspunkte des Weltgeistes betrachten, oder als Wesen, die mitten in dieser Natur, ja als Glieder derselben, dennoch über die Natur emporragen, eine übernatürliche und überirdische Bestimmung haben?

Eine andere Begebenheit rief ebenfalls eine starke Bewegung in der Schule hervor, nämlich Schellings Vorwort zu einer philosophischen Schrift Cousins. Viele Jahre hindurch hatte Schelling ein tiefes Stillschweigen beobachtet. Jetzt trat er plötzlich in diesem Vorworte mit einem Passus gegen Hegel auf. Hier sprach er das berühmte Wort aus: mit dem rein Rationalen — und Hegels Philosophie war ja eine rein rationale Philosophie — könne man nicht zur Realität hingelangen; und die höhere Wirklichkeit könne man nicht anders verstehen, als durch einen höheren

Unter Anderem nannte man il
Krüppel, welcher in ein Invo
da er ja längst untüchtig gewo
sophie mitzureden, seine eigen
danken vergessen habe, und je
Vernunft hinab in einen blind
sei u. s. w. Nichts destoweni
Wort wie ein Stachel in die
unter denen, die gegen ihn p
nachher zu ihm über.

Auch in mir selbst ging d
vor sich. Ich glaubte gerade n
mittelbare Folge der geschilderte
halb der Schule gewesen sei, wi
Beziehungen einen Anstoß daz

eines schlechten Arztes, welcher das Uebel verschlimmerte; und erst, nachdem ich einen besseren Arzt bekommen hatte, kam ich auf den Weg der Genesung. Mein Freund Bornemann gewährte mir damals treuen, unvergeßlichen Beistand, und ich erfuhr, wie gut es ist, auf der Reise zu zweien zu sein. In der Natur dieses Uebels lag es, daß es Hypochondrie mit sich führte. Aber die Hypochondrie nahm zugleich einen geistigen Charakter an, und es ward mir, als wankte meine ganze Gedankenwelt. Ich litt häufig an skeptischen Stimmungen, in denen der Zweifel Alles anfraß; was bisher mir gewiß gewesen war, erschien mir bei solchen Stimmungen ungewiß und unsicher. Jedoch war Dieses noch nicht das Schlimmste. Das Schlimmste war, daß die Hypochondrie sich zu einer Art Lebensüberdruß steigerte, in welchem Alles mir gleichgültig ward, und die ganze Wirklichkeit, sowohl in der Welt der Dinge als der Gedanken, sich für mich in bloße Schatten auflöste. In meiner „Ethik" [1]) habe ich an jenen Vers eines alten dänischen Dichters erinnert:

Die Thaten, die ich vormals selbst gepriesen,
Was von jeher durch dich gescheh'n,

[1]) Christl. Ethik II, 453.

In Nebelfernen von mir f

Etwas Derartiges erlebte ich
redete davon zu Niemanden, nur
Bornemann, welcher mich tröstete,
denn er war damals nicht nur lei
geistig gesunder, als ich.

Wie erklärt sich nun ein solc
Urtheil über denselben ist kein leic
liche hierbei eine große Rolle spiel
denken, daß Vieles in unseren Sti
aus dem bewußten Leben erklären
aus dem Unbewußten in uns, a
die Nachtseite unseres Dasein gena
uns unerklärliche Stimmungen au
freilich nahe zu sagen: im Grunde

scheinen, wenn man sagt: es mußte zu einem Rechnungsabschluß kommen, hiermit auch zu einem entscheidenden Entschluß, einer entscheidenden Wahl. Was in mir gährte, war der Gegensatz zwischen Theismus und Pantheismus. Was mir als fraglich, als Gegenstand der Entscheidung vor der Seele stand, war nicht dies oder jenes Einzelne, auch nicht der bloße Unsterblichkeitsglaube, sondern — das Ganze. Die Frage drehte sich um Gott und dem Gottesbegriff, ob der lebendige Gott, der Gott der Offenbarung der wahre sei, oder der Pantheismus, der Gott des Heidenthums; oder bestimmter: ob für den denkenden Geist eine Vermittelung dieses Gegensatzes möglich sei. Vieles war im Pantheismus, was mich mächtig anziehen mußte, weil es eine unwidersprechliche Wahrheit enthält. Viele der theologischen Fassungen des Gottesbegriffes kamen mir durchaus unhaltbar vor, und vor Allem hatte ich eine entschiedene Antipathie gegen den leblosen Gott des Deismus, welcher hoch über den Sternen wohnt, oder als Geist in unendlicher Feinheit und Dünnigkeit rings umher im Universum schwebt. Ich verlangte einen Gott, der wirklich gegenwärtig und in seiner Welt wirksam ist, einen Gott, dessen Fülle dieses irdische Dasein durchströmt. Immer wiederholte ich mir das Wort der Schrift: „In Gott leben,

u. s. w.

Große Antipathie fühlte
Kantische Lehre von der bloße
Erkennens, daß wir nur erke
Dinge für uns seien, aber
selbst sind, nur Phänomene
aber nicht das Wesen. So
Kantische Auffassung auch ist,
in der Entwickelung der Philoso
sich allein betrachtet, eine — L
sich erwehren, die man überwir
annehmen mußte, daß die Fülle
das Dasein durchwaltet, so verl
göttlichen Gedanken sich im Dase
Logik begeisterte mich, weil sie
Denkens und des Daseins ausg
Anwendungen von diesem Sche

bekennen wollen, so bringt Dieses bei mir nur einen widerwärtigen Eindruck hervor.

Aber so mächtig ich mich auch vom Pantheismus angezogen fühlte, so mußte ich mir doch sagen, daß das Verhältniß zu dem pantheistischen Gott — mochte ich diesen Gott mir denken als Natur, oder als logische Idee, logischen Proceß, logischen Geist — durch und durch ein unpersönliches Verhältniß sei. Ich mußte mir selber sagen: „Dieser Gott kümmert sich gar nicht um dich; du bist ihm ganz gleichgültig.“ Und zugleich konnte ich wohl sagen: „In persönlicher Hinsicht ist er auch mir gleichgültig. Er interessirt mich nur insoweit, als die Nothwendigkeit mich zwingt, sei es die Nothwendigkeit des Gedankens, sei es die Nothwendigkeit des Lebens in Wohl oder Wehe. Was meine Lebensgeschicke betrifft, da muß ich mich, so gut ich eben kann, einrichten, und entweder als ein Epikuräer, oder als ein Stoiker leben“. Und kam etwa in einzelnen Momenten eine bewundernde oder anbetende Stimmung über mich, so mußte ich ja mit Spinoza sprechen: „Ob ich dich liebe, was geht es dich an?“ Denn daß dieser Gott in irgend einem Sinne mich lieben, oder sich im Geringsten um mich kümmern sollte, daran war ja nicht zu denken. Wiederum, wenn ich den persönlichen Gott suchte, dem eines

der Zweifel ein gesunder und
eine prüfende Untersuchung n
thums. Aber mein ganzer Zus
hafter. Bald nahm der Zwei
Versuchung an, indem der alt
dieser Welt und ihre Herrlichkei
höheren Persönlichkeitsideale
löste sich die ganze Denkarbeit
gültigkeit auf. Die Sache bed
einer ethischen Erklärung. Ich
Zustand als die Wirkung eines ei
mus, einer einseitig spekulativen,
einer einseitigen Denk- und Be
welcher ich zu ausschließlich hi
trachten muß. Und die hypo

unsere Erkenntniß Gottes und seinen Offenbarungen getragen wird, der Glaube ist es, aus welchem das Erkennen im tiefsten Grunde seine Lebenskraft schöpft. Wo der Glaube ermattet und kraftlos wird, da wankt auch alles höhere Erkennen und verliert seine Kraft. In der Geschichte menschlicher Forschungen hat sich diese Erfahrung öfter wiederholt, daß man von einem intellektuellen Reichthume träumen kann, während man in Wirklichkeit, wie es dort von der Gemeinde zu Laodicea heißt, arm, bloß und blind ist. Man bildet sich ein, daß, worauf es ankomme, dieses sei, Gott zu denken, Gott zu erkennen; und man vergißt, daß es vor allen Dingen darauf ankommt, ihn zu erleben, und das Erkennen nur eines der Momente des Erlebens ist; daß unser Räthsel nicht — was selbst so große Denker, wie Hegel, gemeint haben, ein bloßes Erkenntniß-, sondern ein Lebensräthsel ist, dessen Lösung man daher im Leben, in der wirklichen Existenz, wie das Christenthum es uns lehrt, zu suchen hat. Und was die Erkenntniß selbst betrifft, so bildet man sich ein, man könne in seinem Suchen nach Wahrheit den persönlichen Gott und seine Offenbarung ebenso erkennen, wie man ein unpersönliches Objekt erkennt, wie man die Natur erkennt, wobei der Mensch sich als den Ueberlegenen fühlt. Man vergißt, oder

bedenkt nicht, daß der lebendige Gott sich nicht so experimentiren läßt, wie die Natur. Will man das Persönliche erkennen, so muß man sich zu diesem in ein persönliches Verhältniß stellen; und ein solches ist ja gerade vorzugsweise das religiöse, und ohne dieses bleibt die Erkenntniß nur ein Schattenspiel unsrer eigenen Begriffe und Konstruktionen. Den Eindruck der Realität bekommt Niemand von dem persönlichen Gott, als nur, wer sich in das Verhältniß persönlicher Abhängigkeit und Hingebung zu ihm stellt. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich annehme daß Etwas von der vorhin bezeichneten Illusion, welche so sehr gewöhnlich ist, auch bei mir Eingang gefunden hatte und sich damals in ihren verderblichen Wirkungen offenbarte.

Die ethische Bedeutung des dargestellten Zustandes ist also, meiner Ansicht nach, diese, daß ich eine innere Zurechtweisung erhielt, ein Memento, hinfort Glauben und Erkenntniß innerhalb meines eigenen persönlichen Lebens in die richtige Stellung zu bringen, und nicht bloß in müssigen Betrachtungen und „grauen Theorien" darüber zu spekuliren. Allerdings muß ich anerkennen, daß dieses mir erst in einem späteren Zeitpunkte recht wichtig und völlig klar geworden ist, und längere Zeit darüber hinging, ehe mein Inneres in

die richtige Ordnung kam. Physisch wurde ich bald hergestellt. Jetzt konnte ich aber für mein leibliches Befinden eine Auffrischung und Stärkung brauchen. Es war mir daher erfreulich, daß der Frühling vor der Thüre war, und daß wir Berlin bald verlassen sollten, welches mir zwar Vieles gegeben hatte, jedoch durch eine gewisse Einförmigkeit seiner Eindrücke auch nachgerade ermüdete. Ein Glaube lebte in meinem Inneren, welcher freilich nur vorbereitende Bedeutung hatte, doch aber sehr heilsam wirkte, weil er der Hypochondrie kräftig entgegenarbeitete, nämlich jener natürliche Glaube an das Leben, der Glaube, daß die schaffenden und erhaltenden Kräfte des Daseins doch stärker sind, als die zerstörenden; womit ich die optinistische Anschauung verband, welche Gottseidank nicht von mir gewichen ist, daß, wenn ich es nur aufrichtig und ernst meine, Alles gut, Alles klar und licht werden muß. Und mit diesem Glauben reiste ich denn, nachdem ich mich von meinen Gönnern und Frennden verabschiedet hatte, wohlgemuth in die lenzesfrische Natur hinaus.

--- --- ---

Umwege nach Heidelberg.

Das nächste Ziel unsrer Reise war Heidelberg. Um aber die Natur und den erblühenden Frühling zu genießen, beschlossen wir, einen Umweg über Dresden und die sächsische Schweiz, über Böhmen und Prag, Karlsbad und Teplitz zu machen. Auf mich übte diese Frühjahrsreise den wohlthätigsten Einfluß. Als Rekonvalescent sollte ich die verjüngende Natur an mir erfahren, wie sie dem Menschen neue Lebenslust einflößt. An manchem Morgen wiederholte ich Faust's Ausruf, als er in einer lieblichen Landschaft erwacht:

Des Lebens Pulse schlagen frisch lebendig,
Ätherische Dämm'rung milde zu begrüßen.
Du Erde warst auch diese Nacht beständig,
Und athmest neu erquickt zu meinen Füßen.

Wie oft wiederholte ich diese letzten Verse:

Du Erde warst auch diese Nacht beständig,
Und athmest neu erquickt zu meinen Füßen;

weil sie jene Beständigkeit und Stetigkeit der Natur, in dem stillen, geordneten Gange des Lebens, jenes niemals trügende Wesen der Natur ausdrücken, welches an den Menschen die Forderung stellt, hierin ihr zu

folgen, in solcher Beständigkeit und stillen Gesetzmäßigkeit, dieser sich selbst gleichbleibenden Treue, seine Lebensaufgabe zu erfüllen und nach dem Höchsten zu streben. In dem anmuthigen Tharand bei Dresden, in der sächsischen Schweiz und zwischen den bewaldeten Berghöhen Böhmens bekam ich die lebendige Empfindung, daß der Mensch zum Zusammenleben mit der Natur bestimmt ist, daß alsdann erst das rechte Gleichgewicht in unserem Dasein eintritt, wenn wir mit der Natur leben; und ich mußte mir sagen, daß dieses Zusammenleben nicht bloß einer einzelnen Jahreszeit angehören soll, sondern allen, weil jede ihre Eigenthümlichkeit, ihre besondere Stimmung hat, welche ihren Wiederhall in dem Menschen finden soll.

Aber nicht die Natur allein, auch die Kunst und das Menschenleben öffneten uns ihre Quellen. Die erste Stadt, welche wir nach Berlin besuchten, war Wittenberg. Hier lebten wir in den Erinnerungen an Luther, und wanderten nach dem Luthersbrunnen hinaus, einem Orte in der Nähe Wittenbergs, wohin Luther, der Sage nach, täglich gewandert sein soll. Ueber Halle kamen wir nach Dresden, der schönen Elbresidenz. Hier suchten wir alsbald die berühmte Gemäldegallerie auf. Um in dieser unübersehbaren Fülle nicht zu ertrinken, beschränkten wir uns auf den

Rafaelssaal, welchen ich täglich besuchte. Hier stand ich vor der Sixtinischen Madonna, wie vor einer Vision. Seit jener Zeit habe ich wiederholt dieses Bild gesehen und jedesmal denselben Eindruck bekommen. Uebrigens werde ich mich jeder Bemerkung enthalten.

Auch Tieck war in Dresden. Mit einer Empfehlung von Steffens eilten wir zu ihm. Er nahm uns in seinem Arbeitszimmer an; er trug einen sammetartigen Rock und auf dem Haupte ein Barett. Die Romantik leuchtete aus seinen schönen Augen. In früheren Jahren soll Tieck eine hohe schlanke Gestalt gewesen sein. Jetzt war er durch ein Gichtleiden gebeugt und gebückt. Wir redeten mit ihm über einige seiner neuesten Novellen, wobei er sich sehr unterhaltend zeigte. Die damalige deutsche Literatur fand nicht seinen Beifall, am wenigsten „das junge Deutschland“ mit Heine und Anderen, welche er als Philister bezeichnete.

Auch die berühmten dramatischen Vorlesungen, auf welche Steffens uns vorbereitet hatte, bekamen wir zu hören. Sie waren unstreitig etwas sehr Merkwürdiges. Man durfte sie vielleicht als eine Art Mittelding zwischen gewöhnlicher Vorlesung und eigentlicher Schauspielkunst bezeichnen. Die ganze Vorlesung

war von einem beweglichen Mienenspiel begleitet. Waren die Personen eines Stückes einmal genannt, so brauchten die Namen nicht wiederholt zu werden; denn der Vortrag seiner klangvollen Stimme war so nüancirt, daß man deutlich jede Person erkannte. Ueberhaupt war sein Organ bewunderswürdig durchgebildet, und man hatte den Eindruck, daß er ein großer Schauspieler hätte werden können. Als besonders lebendige Erinnerung an jene Abende nenne ich den Sturm von Shakespeare und Goethes Egmont, aus welchem ich noch die Worte Clärchens aus seinem Munde zu hören glaube:

Freudvoll und leidvoll,
Gedankenvoll sein.

Uns Dänen zu Ehren las er Holbergs Komödie „Der Geschäftige". Es machte einen mächtigen Eindruck, wie die Schreiber beim Eintreten des Freiers ein lautes Gelächter aufschlagen, und Vielgeschrei verwundert und stutzend ob dieses ihres ungeziemenden Gebahrens sie ansieht.

Aus den Gesprächen erinnere ich mich besonders, daß Tieck wieder und wieder auf Solger und seinen Erwin zurückkam, wo man die Lösung aller schwierigen ästhetischen Fragen finde, über welche die Kritiker noch immer im Unklaren und uneins seien. Solger

schien in seinen Augen den Gipfel aller Philosophie einzunehmen. Von Hegel wollte er nicht viel wissen. Dieser habe Goethe's Goetz von Berlichingen gar nicht verstehen können, habe auch Shakespeare's Macbeth nicht verstanden, namentlich nicht die Lady Macbeth, eine Dame, von welcher Tieck, namentlich ihrer Liebenswürdigkeit, unleugbar seine ganz eigenthümliche Ansicht hatte.

Außer Tieck lernten wir auch den Landschaftsmaler Dahl, einen Norweger, kennen, welcher uns viele Freundlichkeit erwies. Dahl meinte, wir müßten auch noch andere Poeten, als nur Tieck, kennen lernen, und führte uns zu dem alten Tiedge, dem Verfasser der Urania, welche das rationalistische Tugendideat verherrlicht und zu ihrer Zeit einen großen Ruf gehabt hat. Tiedge, ein hochbetagter und liebenswürdiger Greis, wohnte in einem Hinterhause; und bei ihm fanden wir einen anderen alten Dichter, Eberhard, dessen „Hannchen und die Küchlein“ ebenfalls einst Epoche gemacht haben soll. Diese beiden alten Poeten waren sichtlich dadurch geschmeichelt, daß wir, zu der jüngeren, neuen Generation gehörig, ihnen unsre Aufmerksamkeit erweisen wollten; woraus sie vielleicht den irrigen Schluß zogen, daß ihre Dichtungen noch fortwährend

Erfolg hätten. Ein junger Würtemberger Fallati begleitete uns.

Nach Dresden besuchten wir Prag, diese mittelalterlich katholische Stadt mit den Erinnerungen an den heil. Nepomuk, wo man sich plötzlich um ein paar Jahrhunderte zurück versetzt glaubt. Ich besuchte Tycho Brahe's, unseres berühmten Landsmannes, Grab, darnach auch einige Klöster. So ein Cistercienser Kloster auf dem Hradschin, wo ich zwei verständige und wohlunterrichtete Mönche traf. Sie beschäftigten sich mit Neanders Kirchengeschichte, welche jedoch, wie es den Anschein hatte, unter Schloß und Riegel gehalten wurde. Einer derselben äußerte sogar den kühnen Gedanken, daß Katholicismus und Protestantismus zwei nothwendige Formen des Christenthums seien. Ich erfuhr hier, was ich in der katholischen Welt öfter erfahren habe, daß man da gewisse esoterische, im Grunde ganz protestantische Lehren hat, welche man aber nur bei besonderen Gelegenheiten ausspricht. Ein Franciskaner-Kloster, welches ich besuchte, war äußerst einfach und ärmlich. Der junge Franciskanermönch, welcher mich umherführte, und mit welchem ich über das Lieblingsdogma des Ordens, die unbefleckte Empfängniß der Maria, redete, war sehr unwissend,

Mit vieler Mühe erlangte ich die Erlaubniß, auf der Universität in einer Vorlesung über Moral zu hospitiren. Das Ganze war eine unfruchtbare und langweilige Casuistik.

In Karlsbad sowohl als in Töplitz hielt ich mich einige Tage bei dem schönsten Wetter auf. Von Töplitz wurden Ausflüge nach dem Kloster Ossegg gemacht, wo mehrere der Mönche Astronomie trieben, sowie nach Dux, mit seinen Erinnerungen an Wallenstein, endlich nach dem Wallfahrtsorte Mariaschein. Was einen weniger angenehmen Eindruck machte, war die Menge Patienten, welche hier umherwandelten, um ihre Gesundheit wiederzugewinnen, oder, was gewiß von nicht Wenigen gilt, um unter dem Schein eines Zweckes sich die Zeit zu vertreiben. Aber erbaulich war mir der Gedanke an die vielen Quellen und Heilkräfte, welche der Schöpfer in die Natur niedergelegt hat. Man darf mit Bestimmtheit sagen, daß für alle Krankheiten in der Natur irgend ein Heilmittel geborgen ist, wenn es von den Menschen nur aufgefunden werden kann. Und auch für die tödtlichste aller Krankheiten, für welche es im ganzen Umfange der Natur kein Heilmittel giebt, ist im Christenthume ein Mittel vorhanden, wenn die Menschen es nur suchen wollen.

Auf solchen reizvollen Umwegen kamen wir zuletzt eines Abends bei schönen Mondschein in Heidelberg an.

Heidelberg.

In Heidelberg war ein großer geistiger Reichthum vereinigt. Hier war Daub, der Vater der spekulativen Theologie, von welchem wir die Lösung aller Probleme erwarteten, obwohl auf uns füglich paßte, was David Strauß von solchen Verehrern, mit Anwendung jenes Wortes Pauli zu Athen, gesagt hat: „den ihr unwissend anbetet“; denn wir Jünglinge kannten freilich Daub nur sehr ungenügend. Hier war Creuzer, welcher das tiefsinnige Werk über die Mythologie geschrieben hat, vielleicht der Phantasie zuviel einräumend, aber mit unverkennbarem Geiste. Hier war Thibaut, der berühmte Jurist, welcher zugleich ein Repräsentant der Erhabenheit und Reinheit der Tonkunst war. Hier war Schlosser, der berühmte Historiker, welcher die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts geschrieben hat, und um welchen sich mehrere jüngere Historiker sammelten, z. B. der nachher so berühmt gewordene Gervinus, damals gleichfalls in Heidelberg verweilend.

So bald als möglich suchte ich Daub auf. Hier stand er also vor mir, der Mann, welcher die spekulative Theologie von Neuem ins Leben gerufen hatte, ein ehrwürdiger, unwillkürlich Respekt einflößender Greis, mit der Kalotte auf dem silberweißen Haupte. Nicht mit Unrecht hat man ihn mit einem alten Adler verglichen. Der persönliche Eindruck bildete einen vollkommenen Gegensatz zu demjenigen, den ich von Schleiermacher erhielt. Dieser klein und zartgebaut, jener groß und kräftig. Es war an ihm etwas Riesenmäßiges, und man merkte, daß hier Mark in den Knochen war. Schleiermachers Rede trug das Gepräge leichtbeweglicher Feinheit, oft mit einem Anflug von Ironie. Daubs Rede war derbe und trocken, ging unmittelbar auf die Sache los und äußerte sich manchmal mit treffendem Humor in dem kräftigen Baß seiner Stimme. Das Gespräch ging sogleich auf die Dogmatik ein, und hiermit auf Schleiermacher, über dessen Glaubenslehre er sehr geringschätzig urtheilte. Er äußerte u. A.: Bei einem dogmatischen Werke frage er zuvörderst, was er daraus lernen könne von dem dreieinigen Gott; und als er gesehen, daß Schleiermacher diesen Artikel in einen Anhang verwiesen habe und im Grunde nichts über ihn gebe, so habe er ausgerufen: Weißt du mir nichts zu sagen von dem

dreieinigen Gott, so kann ich dich nicht gebrauchen! und ich warf das Buch in meine Recensiranstalt. Unter diesem Namen verstand er eine Ecke seines Zimmers, in welche er die Bücher hinwarf, die er nicht lesen wollte. Aus dem ganzen Gespräche bekam ich den Eindruck, den ich auch erwartet hatte, daß Daub mit dem bloß Subjektiven sich nicht begnügen konnte, sondern die objektive Wahrheit verlangte, daß er nicht stehen bleiben wollte bei den religiösen Gemüthszuständen des Menschen, sondern Alles ihm an Gottes Offenbarung und seiner Erkenntniß gelegen war.

Wie sympathisch mir Dieses nun auch war, dennoch muß ich bekennen, daß ich durch alles, was ich von seiner Darstellung der Gottesidee verstand, zu keinem befriedigenden Resultate gelangen konnte. Ich studirte sein vor kurzem erschienenes Werk: „Die dogmatische Theologie der Gegenwart, oder die Selbstsucht in der Glaubenswissenschaft und ihren Artikeln.“ Dieses gigantische Werk zeichnet sich durch eine selbst in Deutschland fast unbekannte Dunkelheit und Unverständlichkeit aus, weßhalb es in Deutschland selbst so gut wie garnicht gelesen worden ist. Es enthält die weitere Ausführung einer Recension, die er selber über Marheinekes Dogmatik unlängst in den Berliner „Jahrbüchern“ geschrieben hatte. Ueber diese Recension soll

Marheineke — nach einer Tradition, die David Strauß in seiner Abhandlung über Daub und Schleiermacher mittheilt — gesagt haben: er müsse jeden Satz derselben dreimal lesen; das erste Mal verstehe er gar nichts; das zweite Mal verstehe er ein wenig, und das dritte Mal habe er's erst recht nicht verstanden.

So dunkel und labyrinthisch dieses Werk auch war, arbeitete ich mich doch hindurch, so gut ich konnte, fand aber nicht, worin mein Geist ruhen, wobei er stehen bleiben konnte. Ich entdeckte bald, daß, was er Selbstsucht nannte, nur eine starke Bezeichnung für Dasselbe war, was wir sonst einseitige Subjektivität zu nennen pflegen. Das Vorbild, nach welchem die Schrift gearbeitet worden, war Hegels Phänomenologie des Geistes. In diesem berühmten Werke, von welchem Daub begeistert war, und in welchem er sozusagen Tag und Nacht studirte, führt Hegel uns eine Reihe unvollkommener „Erscheinungen" oder Gestalten des menschlichen Bewußtseins vor, welche noch mit dem Scheine behaftet seien, bis er — nach der Darstellung der Kunst und der Religion als zweier Formen des menschlichen Ewigkeitsbewußtseins — die Philosophie uns als die vollkommene Form des menschlichen Bewußtseins darlegt, weil hier die Subjektivität des

Menschen sich in ihrer reinen Allgemeinheit erfasse, in welche alles Individuelle verschlungen sei, und welche, eben in ihrer Allgemeinheit, sich allein eigne, die Substanz ihrer ganzen Fülle nach, oder die Einheit von Substanz und Subjekt, in sich aufzunehmen. Für Hegel ist die Philosophie das absolute Wissen, und hiermit die volle Wahrheit selbst. Daub geht einen ähnlichen Weg. Er läßt jede der niederen Erscheinungen der Theologie, z. B. den Supranaturalismus und den Rationalismus, sich selbst aussprechen und sich selbst in ihre inneren Widersprüche auflösen. Zuletzt kommt er zu der Philosophie, als „einer Institution der Kirche“ zur Entwickelung und Vollendung ihres Lehrbegriffes. Die Philosophie soll uns zu einem dialektischen Skepticismus führen, zum Zweifel, nicht allein an diesem oder jenem Einzelnen, sondern zum absoluten Zweifel. Dieser absolute Zweifel soll uns zu Hegels voraussetzungslosem Denken führen; und von hier, sollen wir, mittels der fortschreitenden Dialektik, zu einem Inhalte kommen, welchen uns, unabhängig von der einseitig menschlichen Ichheit, die Wahrheit selbst durch die eigene Bewegung der Sache mittheilt. Zu einem anderen Verständniß seiner Lehre, als diesem, vermochte ich nicht zu kommen. Aber ich vermochte auch nicht im Entferntesten einzu-

sehen, wie die versprochene spekulative Einsicht in den Inhalt der Offenbarung auf solchem Wege zustande kommen soll, was in keiner Weise nachzuweisen ist. Hier war ich wirklich in Versuchung, mit Schleiermacher zu sprechen: „Ich halte es für eine Täuschung“.

Allerdings muß ich dahingestellt lassen, ob ich Daub in seinem tiefsinnigen aber dunklen Werke verstanden habe. Aber mir verblieb der Eindruck, daß, so offenbarungsgläubig Daub in seiner Persönlichkeit auch sein mochte, er in seinem Denken nicht über den Pantheismus hinausgekommen ist. Mir ergab sich dies daraus, daß die wirkliche, menschliche Persönlichkeit in dem Erkenntnißproceß durchaus keine Bedeutung erhält, sondern allein das reine Denken, also die Subjektivität, welche das Allgemeine unabhängig von aller Individualität denkt. Der Streit zwischen Theismus und Pantheismus ist der Streit zwischen dem Persönlichen und dem Unpersönlichen; und eine Erkenntniß vom Standpunkte des Theismus, des Christenthums, muß nothwendig von dem Grundverhältniß zwischen der menschlichen Persönlichkeit und dem persönlichen Gott ausgehen, welches, der Offenbarung und den Aussagen unseres eigenen Gewissens zufolge, das Verhältniß des Geschöpfes zu seinem Schöpfer ist.

Bei mir hatte sich immermehr die Ueberzeugung ausgebildet, daß in der für uns menschliche Geschöpfe bestimmten Gotteserkenntniß der Mensch sich nicht bloß als reines Vernunftwesen fassen darf, sondern als ein Wesen, dem das Gewissen innewohnt, auch nicht als das absolut selbständige Wesen, welches sich selbst genug sein und Alles aus sich selbst schöpfen könne, sondern als ein Wesen der Sehnsucht, der Bedürfnisse, die allein in Gott ihre Genüge finden können, und das auch für seine Intelligenz eines höheren Lichtes bedarf. „In deinem Lichte sehen wir das Licht!“ Die für uns Menschen geeignete Gotteserkenntniß muß aufgenommen sein in ein Verhältniß absoluter Abhängigkeit und absoluter Hingebung. Will man dieses nicht, will man nur von dem reinen, unpersönlichen Denken ausgehen, so versinkt man unfehlbar in den pantheistischen Ocean, wo der Gottesgedanke und der Menschengedanke mit einander konfundirt werden.

Diese Betrachtungsweise hatte sich seit meinem Berliner Aufenthalte in meinem Inneren herausgearbeitet, in demselben Maße, wie der Glaube je mehr und mehr in mir wieder auflebte; aber zu vollbewußtem und selbständigem Durchbruch kam sie erst, nachdem ich zu Franz Baader gekommen war, bei

welchem dieselbe mir persönlich entgegentrat. Sie war schon früher in einer Persönlichkeit mir nahe gekommen, nämlich in Steffens, jedoch ohne daß ich mir dessen recht bewußt ward. Aber immer wieder machte Steffens den Satz geltend, daß alle Religionswissenschaft anheben müsse mit dem persönlichen Verhältniß des Menschen zu dem persönlichen Gott, daß dieses Verhältniß der Hingebung schlechterdings nicht in einen dialektischen Skepticismus dürfe mit hineingezogen werden: denn der Mensch solle zwar an Allem zweifeln, nur nicht an der Liebe; daß in diesem Verhältniß zu Gott eine innere Erfahrungsgewißheit liege, welche um nichts weniger gewiß sei, als selbst die logischen Kategorien, und durch keinerlei Reflexion sich ersetzen lasse. Im Grunde hatte ja Schleiermacher Dasselbe gesagt. Allein das, was und wie Daub es sagte, bedurfte ohne Zweifel, zu dem Objektiven, zu der Offenbarung in eine andere Beziehung gebracht zu werden. Es däuchte mir, daß Daub in seinem „Judas Ischarioth" höher und der Wahrheit näher gestanden habe, und daß sein späterer Uebergang zu Hegel schwerlich als ein Fortschritt zu betrachten sei. War er in seinem Judas Ischarioth, welcher einen theosophischen Charakter trägt, auf manichäische Abwege gerathen, vor welchen er selbst erschrak, so wurde doch das Verhältniß des Geschöpfes

zum Schöpfer, und hiermit der wirkliche Theismus, in Ehren und voller Geltung erhalten.

Ich hörte bei Daub eine Vorlesung über Moral, welche in mehrfacher Hinsicht interessant und belehrend war. Besonders interessirte mich sein Katheder-Vortrag. Dieser war sehr kraftvoll, besonders wenn er in Affekt gerieth; und alsdann konnte er zuweilen das Auditorium mit seiner donnernden Baßstimme erzittern machen. Mit Recht hat Rosenkranz in seinen Erinnerungen an Daub hervorgehoben, daß von Anfang bis zu Ende seinem Vortrage etwas Mimisches eigen war. Ohne in Deklamation zu verfallen, wußte er durch Ton, Miene und Gestikulation selbst die abstraktesten Begriffe zu veranschaulichen, was darauf beruhte, daß er von seinem Gegenstande völlig ergriffen war. Mitunter redete er die Zuhörer sehr ernstlich an, um das Ethische, wovon er eben redete, uns aufs Herz und Gewissen zu legen. Als er eines Tages die Lehre Fichtes von der Trägheit, Faulheit, als einem Grundfehler des Menschen, aus welchem alle anderen Untugenden entspringen, uns vorgetragen hatte, sagte er: „Meine Herren! studiren Sie Fichte! dann sollen Sie sehen, wie viel Faulheit, wieviel träges Zeug aus Ihnen herausfährt."

In seinem Hause genossen wir angenehme Stunden.

Personen, mit denen er gelebt
den beiden Schlegels und Jean
Hause traf ich häufig mit den
Immanuel Hegel, Söhnen des Ph
welchen ich von Seiten ihrer M
ersten Bogen von Hegels Aesthe
über welches Werk wir uns öfte
hatten philosophisches Interesse,
sophie nicht ihr Hauptfach war.
Hegel, war Historiker und verkeh
ceus, der andere Jurist, beide
ernst in ihren Studien, wie es S
Vaters geziemte. Ebenso sah i
seinen Schwiegersohn, Dittenberge
liches Amt in Heidelberg bekle
jungen Freunden machten wir öf
entzückend schöne Umgegend; oder

zu deren Vorzügen wesentlich dieser gehörte, daß der Großherzog von Baden mit seltener Liberalität den Studenten behufs dieser Uebungen einen Theil seiner Pferde zu Gebote stellte. Diese Ritte an den schönen Sommermorgen thaten mir ungemein wohl. Vielleicht um unsre Fortschritte zu prüfen, ließ der Bereiter, Herr Wippermann, uns zuweilen ein chikanöses Pferd, Leander genannt, reiten, welches oft den Kopf drehte, um den Reiter zu beißen, ein ander Mal stille stehen blieb, ohne daß man es von der Stelle bringen konnte, um darauf plötzlich in sausendem Galopp davon zu jagen, wobei man leicht abgeworfen wurde. Es gefiel mir gar nicht, wenn Herr Wippermann sagte: „Heute müssen Sie den Leander reiten".

Während meines Aufenthalts in Heidelberg traf eine Begebenheit ein, welche zu der oben erwähnten Erschütterung im Schoße der Hegelschen Schule sehr mitwirkte: die Herausgabe des „Lebens Jesu" von David Strauß. Dieses Werk machte ein ungeheures Aufsehen, man darf wohl sagen, in der ganzen Christenheit. Denn es ging auf nichts Geringeres aus, als zu beweisen, daß das Leben Christi keine

nachdem ihre Grundveste fort
machte jedoch diese Schrift kein
genden Eindruck. Denn was
Augen fiel, war, daß dieses We
auf dem Grunde des freien T
von Hegels voraussetzungslosen
von einer großen Voraussetzun
Dogmatismus ausging. Strau
voraus, daß Wunder nicht mögl
theismus das einzig wahre S
mit diesem Glaubensartikel an
so versteht es sich freilich von sel
selben berichtet wird: keinen G
es unmöglich hat geschehen könn
ja eben, warum gestritten wird
und naturalistische Denkweise ha

seines großen Scharfsinns und seiner ungewöhnlich klaren und durchsichtigen Darstellung, dieser Autor nicht im Entferntesten als spekulativer Denker gelten könne, was er ja auch hinlänglich auf seiner ganzen literarischen Laufbahn zu erkennen gegeben hat.

So sagte ich denn zu Bornemann, welcher sich für diese neue Erscheinung interessirte: „sie hat nicht viel zu bedeuten". Und er machte die treffende Bemerkung, daß, welche Bedenken man auch gegen Einzelheiten in der heil. Schrift erheben möge, ein Totaleindruck von ihr ausgehe, der stärker sei, als alle Einzelheiten. Man darf überdies sagen, daß die von Strauß geltend gemachten Schwierigkeiten zum größten Theile darauf beruhen, daß er ein polizeiliches Verhör mit den biblischen Verfassern anstellt, ein Verfahren, das gegenüber religiösen Verfassern und ihren Werken gar wenig angebracht ist. Sein „Leben Jesu" ist aller religiösen Psychologie baar; diese war ihm etwas durchaus Fremdes, wie er denn, bei Abfassung seiner Schrift, selbst außerhalb des Religiösen stand. Wenn Strauß die biblischen Berichte für Mythen erklärte, die zur Verherrlichung Christi innerhalb der Gemeinde entstanden seien, so enthält der Begriff des Mythus ja die Vorstellung einer unbewußten Dichtung. Aber mitten in einer historischen,

kritisch reflektirenden Zeit eine ganze, reiche Mytho-
logie aufkommen lassen, ist etwas psychologisch Un-
mögliches, etwas rein Undenkbares; weshalb es si
denn auch ergab, daß die mythische Auffassung bal
mußte aufgegeben und mit bewußter Dichtung, ein
Art Roman vertauscht werden, wobei man wieder i
die Verlegenheit kam, diese Dichter und Roman
schreiber ausfindig zu machen.

Fragt man endlich Strauß, was als geschichtlich
Kern des Neuen Testaments übrig bleibe, so an
wortet er nur: es möge wohl ein Mensch, Namen
Jesus, gelebt haben, welcher durch sein Leben u
seine Lehre einen großen Eindruck hervorgebracht hat
Dieser sei zwar von der herrschenden Partei gekreuzi
nachher aber von der Gemeinde mit jenem Kran
von Dichtungen umgeben und verherrlicht worde
Wie aber solch eine apokryphe Person im Stande gewes
sei, eine Gemeinde zu stiften, welche den Glauben
das Uebernatürliche jener Erscheinung unerschütterl
festhielt, bleibt völlig unerklärt. Mir wollte es
vorkommen, daß Strauß, welcher uns befreien w
von dem, was er Illusionen des Glaubens nen
uns geradezu in lauter Unbegreiflichkeiten hineinfüh
Sollte ich den Ursprung der christlichen Kirche n
ihrem reichen Glaubens- und Liebesleben mir erklär

so konnte ich auf nichts Anderes kommen, als daß es gerade so zugegangen sein müsse, wie die Schrift uns berichtet, daß nämlich Christus es ist, welcher die Gemeinde ins Dasein gerufen hat, und nicht die Gemeinde, wie Strauß will, Christus, und zwar einen solchen Christus, in ihren Träumen erzeugt hat. — Ich redete öfter über das Buch mit Daub. Er verwarf es völlig, als ein auf lauter Mißverständnissen, auf Mangel an Dialektik und Spekulation beruhendes Produkt. Als ich von Heidelberg abreiste, gab er mir den Auftrag, falls ich über Tübingen reiste, seinen Gruß an Strauß zu überbringen, nebst einem Danke für die Uebersendung des Buches, und zugleich zu erkennen zu geben, daß er dieses durchaus mißbilligen müsse.

Während der Lektüre des Strauß mußte es mir einfallen, daß hier in Heidelberg noch ein Vorläufer desselben lebte, nämlich Prof. H. E. G. Paulus, bekannt als rationalistischer Exeget der Evangelien. Bei gegebener Veranlassung besuchten wir ihn. Er war damals ein sehr alter Mann, aber ungemein lebhaft, mit unruhig beweglichen Blicken und Mienen. Als die Rede auf Strauß kam, äußerte er, das sei alles schon ganz gut; man könne aber das Ganze weit einfacher machen und haben, als mit

Unter aller dieser Negativi
dürfniß nach Etwas empfinden, r
rung, dem inwendigen Menschen
konnte. Diese wurde mir, äu
durch einen Zufall gewährt.
Bibliothek fand ich eines Tag
Taulers Predigten, und in dems
von Meister Eckart. Diesen
einigen Citaten bei Hegel und
Citate hatten das Verlangen na
kanntschaft geweckt. Ich durfte
Hause nehmen. Sowohl Tau
mich in hohem Grade an; ich
Meister Eckart, und beschloß, di
alters gründlich zu durchforsch
ihrer ebenso tiefsinnigen als e
gründlicher Demuth und geistlich

gehender Umgestaltung in das Bild Christi und der Versenkung der Seele in Gott — welche freilich manchmal dargestellt wird, als ertrinke die Seele in Gott, wie in einem tiefen, grenzenlosen Ocean, aus dem sie jedoch immer wieder auftaucht, da die ewige Individualität nicht sterben will noch kann — alles dies übte auf mich eine mächtige Anziehung aus; und während die Predigten, die in den Kirchen uns geboten wurden, nicht befriedigen konnten, suchte und fand ich dort meine Erbauung. Bei Eckart überraschten mich, in Verbindung mit dem Erbaulichen, die tiefsten spekulativen Blicke: ich fand Religion und Spekulation als Bundesgenossen. Die Zeit, in welcher diese Predigten entstanden, waren eine Zeit der Auflösung, sowohl in Staat als Kirche; und gerade solche Zeiten waren es, wo tiefere Geister mitten unter den Weltwirren einen festen, unbeweglichen Punkt, ein Asyl für die Freiheit des Geistes suchten, welchen sie fanden, indem sie der Welt abstarben und zu dem Leben in Gott auferstanden. So erschien es auch mir, unter der vielfachen Verwirrung, welche mich umgab, wünschenswerth, mit diesen Geistern die Freiheit in Gott zu gewinnen. Ich fühlte mich in eine mittelalterliche, klosterstille Stimmung versetzt. Früher hatte ich mich durch Tieck in das Mittelalter,

Die den Sinn gef
Steig auf in der

Jetzt waren es tiefere
stalten, die mir entgegentrat
diese mit einem Zauberstabe
Pracht aufsteigen ließe, so mußt
Gewinn erscheinen. Und diese n
bekam neue Nahrung, da ic
ging, ein anderes bedeutung
Zeit zu studiren, Dante's
Hölle, Fegefeuer, Paradies.
fuß' Uebersetzung mit kurzen
bare Werk, welches die Anscha
alters, nämlich des Mittelalter
mir als Grundlage für die K
aufgehenden mittelalterlichen
des Thomas Aquinas. Wa

schwächste der drei Theile, so konnte ich dem keineswegs zustimmen, da gerade das Paradies mich in hohem Grade fesselte. Mit dem höchsten Interesse horchte ich dem, was hier von den Zuständen der Seligen gesagt wird, und folgte mit gespanntem Interesse der Beatrice, wenn sie den Dichter von Station zu Station führt, bis sie vor dem ehrwürdigen Greise (hl. Bernhard) zurücktritt, welcher ihn zum Anschauen der Dreieinigkeit führt. Ich kann versichern, daß dieses Studium der Mystik und Dantes das Beste war, was ich in Heidelberg gewann; und dieses war sozusagen mein Geheimniß. Sowie jedoch die drei großen Abtheilungen der Danteschen Dichtung mit einem Aufblick zu den Sternen schließt, so entzündete sie auch in meinem Inneren Sterne neuer Erkenntniß. Während ich in jenem schönen Sommer alle Abende meine einsamen Spaziergänge längs des Neckarstrandes machte, erfüllten mich beständig solche mystische Stimmungen, begleitet von Eckarts spekulativen Gedanken und Dantes Bildern. Auf diesen Wanderungen begegnete ich gewöhnlich dem berühmten Historiker Schlosser. Ich hatte nicht die Ehre ihn zu kennen, habe auch niemals mit ihm geredet, wußte nur soviel von ihm, was auch seine Schriften hinlänglich beweisen, daß er Rationalist war. Aber ich wußte zugleich, was

man mir mitgetheilt hatte, daß er fortwäh
Erbauung im Dante suche, daß er auch w
ihm Erbauung gefunden haben soll. J
während wir an einander vorübergingen, zu
wir schöpfen doch aus derselben Quelle.
nalistischen Gewässer sind allzu flau!

Unter solchen Eindrücken und Stimmun
ich an einem schönen Herbsttage von Heid
nachdem ich von dem mir so theuer geword
würdigen Daub und seiner Familie Ab
nommen hatte.

Auf dem Wege nach München.

Auf dem Wege nach München kamen
Tübingen, wo ich an Strauß den mir
gewordenen Auftrag ausrichten sollte. Ich
auf, verfehlte ihn aber, worauf ich als
meinem Hotel zurückging. Kaum war e
Stunde vergangen, so erschien Strauß
Seine äußere Erscheinung war nicht eben
Jedoch machte er einen angenehmen Eind
sein Wesen ein Gepräge von Humanität,
heit, ja — wie sonderbar es klingen

von Bescheidenheit trug, wie man es gerade nicht erwartet haben sollte. Ich bestellte ihm Daub's Gruß, auch sein mißbilligendes Urtheil, welches er auf die liebenswürdigste Weise aufnahm. „Der gute Daub!" sagte er mit einem gutmüthigen Lächeln. Indeß konnte er doch, nachdem wir uns gesetzt hatten, nicht unterlassen, seine Kritik über Daub und Marheineke auszusprechen. Er hob namentlich hervor, daß beide Männer sich ausschließlich in die Idee vertieft, und diese Idee unmittelbar in der biblischen Geschichte erblickt hätten; sie hätten aber die biblische und historische Kritik völlig versäumt, in welcher Hinsicht Schleiermacher einen großen Vorzug habe. „Dieses", sagte er, „ist mir längst bewußt gewesen." Allerdings ist zuzugeben, daß weder Daub noch Marheineke sich auf die biblische Kritik eingelassen haben, in welcher ihnen soviel Kleinliches und Unfruchtbares entgegentrat. Aber auf der anderen Seite kann man fragen, ob nicht Strauß sich auf seine Weise allzu einseitig in die Idee, nämlich die pantheistische Idee, vertieft hatte, welche er ganz unvermittelt und roh an die biblischen Berichte, behufs ihrer Auflösung, anlegte. Indem er von Schleiermachers kritischen Verdiensten redete, konnte er nicht umhin, dessen große Vorliebe für das Evangelium Johannis zu bedauern, was er

und hier erklärte er sich denn, n
aufs Unverhohlenste im Sinne d
Die Quintessenz war diese: Heg
bestehe darin, daß er den Trau
nichtet, somit die jenseitige We
daß, wie Strauß sich ausdrückte, k
übrig geblieben, sondern Alles b
in die gegenwärtige Welt geschaf
nieden sei Alles, woran man si
und was nicht *hier* sei, existire n
speciell den Unsterblichkeitsglauben
er: „Ich hatte die Lektüre der
Geistes kaum zu Ende gebracht,
bei mir dahinfiel, *wie ein* w

So fuhr er längere Zeit fort
anders sagen, als daß er sich mit
äußerte, und wenn ich die eine o

die Himmelfahrt Christi leichthin als eine Luftschifffahrt bezeichnete.

Strauß stand damals im Anfang seiner Weltberühmtheit, freilich einer herostratischer Berühmtheit als Brandstifter und Zerstörer von Tempeln. Blicke ich aber heute auf seine Laufbahn zurück, auf welcher er sich allerdings einen Namen gemacht hat, wie Wenige, so muß ich an jenes „abfallende welke Blatt" in unsrem Gespräche denken, indem er unter diesem Blatte den Unsterblichkeitsglauben verstand. Was sind alle seine Produktionen, ungeachtet der so gepriesenen Darstellung, Anderes als eine Menge abgefallener und verwelkter Blätter eines ausgehenden Glaubenslebens! In seiner Dogmatik fällt die eine Glaubenslehre nach der anderen, und in seiner letzten Schrift: „Der alte und der neue Glaube" ist das Hinwelken zum Aeußersten fortgeschritten. Hier geht er zum Materialismus über und sucht die Welt begreiflich zu machen durch eine Anwendung des Darwinismus, wobei er sich jedoch gänzlich der Beantwortung gewisser Fragen entschlägt, wie diese: was die Materie sei? woher sie komme? woher das Leben komme? woher das Selbstbewußtsein komme? Läßt man diese Probleme bei Seite, dann kann man freilich die Welt ohne viele Mühe und Umstände begreiflich

die rechten Wahrheiten fürs Leben
und Dorothea füglich einem Pauli
neischen Briefe zur Seite treten kö
er doch gemeint, daß Religion n
ersetzt werden könne, nicht dur
Jetzt empfiehlt er uns etwas And
denken wie viel diese poetischen
Werke gerade dem Christenthume un
verdanken. Früher suchte er noch
bewahren, was er als einen Kern
als ein Bleibendes im Gegensatze
bezeichnet hatte. Aber er mußte
daß es ein vergebliches Experimen
Kern, ein Christenthum ohne C
So ging er denn immer mehr z
Auflösung über, und das Ganze

Protestantenvereinlern (s. g. Neu-Rationalisten), welche einerseits dem Unglauben die größten Koncessionen machen, andrerseits aber Elemente des geschichtlichen Christenthums beibehalten wollen, deren sie selbst und die Gemeinde noch nicht entrathen können. „Alles oder nichts", heißt es bei Strauß. Man kann daher seine geschichtliche Bedeutung darin erkennen, daß er in der Stellung zum Christenthume ein volles Ja oder Nein, kein halbes will. Mit Recht hat man gesagt, daß Strauß Vielen zum Fall, und Vielen zum Auferstehen gesetzt sei. Zum Falle dient er denen, die ihm auf den Wegen des Unglaubens folgen und sich von ihm in die absolute Finsterniß hinein ziehen lassen. Zum Auferstehen aber verhilft er denen, die im Gegensatze gegen sein absolutes Nein sich gedrungen fühlen zu einem absoluten Ja, um bei sich selbst und Anderen alle Halbheit im Glauben, alles Hinken auf beiden Seiten zu bekämpfen und sich zum christlichen Glauben fest, vollständig und ohne Vorbehalt zu bekennen. Seine bleibende Bedeutung ist, daß er uns ein entscheidendes Entweder — Oder vorgehalten hat.

Ich habe nicht ohne Wehmuth seine Lebensbeschreibung gelesen. Er ist in demselben Jahre, wie ich, geboren, aber im Jahre 1874 gestorben. Mit Wehmuth mußte ich sein unstetes, hin und her ge-

Widersacher fand, was er do
warten konnte, theils darüber,
fortlebte, und daß die Predigt
gang fand, während er doch
sie sei todt und müsse ehesten
es sei für das Christenthum g
keine Empfänglichkeit vorhand
glück im ehelichen Leben und
einer berühmten Sängerin, A
aber zutage trat, daß sie nicht
er ein Stubengelehrter, welcher
bedurfte, sie eine nach auße
welche übrigens, bei rechtschaffe
vortreffliche Eigenschaften auch
entfaltete — so wurde die Ehe au
sich. Jedoch bewahrte er Lieb
wovon mehrere ihnen gewidn

erstorben, noch vor seinem wirklichen Ableben. Auf seinem Sterbelager blätterte er in Platons Phädon (von der Unsterblichkeit); aber er legte das Buch hin, indem er sagte: „Das ist ein veralteter Standpunkt." So verließ er diese Welt mit ihren vielen veralteten Standpunkten.

- -

Nach diesem berühmten Manne suchte ich eine andere Berühmtheit auf, Fr. Baur, Verfasser vieler gelehrter Werke, später das Haupt der s. g. Tübinger Schule, welche die Echtheit der Schriften des Neuen Testaments leugnete und behauptete, daß die meisten derselben aus einer viel späteren Zeit, als der von der Kirche angenommenen, stamme — eine Ansicht, von welcher man ja doch, wie zu erwarten war, als von einem äußerst trüglichen Lichte, ziemlich zurückgekommen ist. Er rühmte Strauß; dieser habe ausgesprochen, was gesagt werden müsse, und habe es auf eine würdige Weise gesagt.

Ein anderer Besuch galt dem Dichter Uhland, welcher sich eben mit nordischer Mythologie beschäftigte. Wir brachten bei ihm einen angenehmen Abend zu. In seinen Wesen lag übrigens eine besondere Trockenheit, welche ich garnicht mit dem Dichter zu reimen wußte, welche aber vielleicht daraus zu erklären ist,

treppe herauf kam und von der
Zimmer trat. Ich weiß nicht, in
er auf diesen sonderbaren Weg g

In Stuttgart sahen wir den
Schauspieler Seydelmann — so
in der Rolle eines Juden.
Wolfgang Menzel, eine präg
Er ergoß sich in einen Strom v
Goethe, Hegel und die Hegel
Strauß.

München.

Indem ich zu meinem Aufe
komme, so erwarte man keine Schil
auch von uns genossenen dortige
Pinakothek und Glyptothek, die

von Baader reden, weil dieser für meinen Münchner Aufenthalt die größte Bedeutung bekam.

Baader (damals ein Siebzigjähriger) war ein Mann von genialem Aussehen. Sowie sein geistiges Wesen eine Vereinigung war von Tiefsinn und Witz, so spiegelte sich Beides auch in seinem Angesichte ab; und es deuchte mir, als liege in demselben Etwas, was die Vorstellung von einem Epigramm erweckte. Bei dem ersten Besuche redete er in scharfem Tone von der Stagnation, in welche die Religionswissenschaft bei einem großen Theile der Geistlichkeit, sowohl in der katholischen als in der protestantischen Kirche, gerathen sei; er redete von der verkehrten Trennung des Glaubens und Wissens, in welcher Viele sich's wohl sein ließen, und welche an der Bequemlichkeit der Geistlichen eine große Stütze finde. Er verglich diese Trennung bald mit einer verdammlichen Ehescheidung, bald mit einem Salomonischen Urtheil, welches darauf hinausgehe, das Kind in zwei Stücke zu zerschneiden. Zugleich forderte er auf, seine Vorlesungen zu hören.

Ich fand mich in seinem Auditorium ein, wo im Ganzen nur fünf oder sechs Zuhörer waren, bekenne aber, daß der Eindruck weit unter meiner Erwartung blieb. Er las aus einer kleinen, unlängst von ihm

Es war in dem Ganzen wei
und ich fühlte die Versuchung,
versteht sich dieser Mann offe
ich bald erfahren, daß, n
Katheder nicht reden konnte,
er dagegen, sobald er vom K
mit Nachdruck als mit Feuer
hatten kaum das Auditorium
die Treppe hinunter ihn beg
hörer in Beziehung auf da
Bemerkung machte. Jetzt be
Blitzstrahl nach dem anderen
und das ging so fort, als n
wo er öfter stehen blieb und
bald von diesem, bald von
Er gehörte zu den Menschen,
fortschreitenden Vortrage nic

etwa bemerkten, das diente ihm nur als Anlaß und Anstoß zu seinen eigenen freien Ergießungen, unter welchen man gleichsam ein Bad bekam, mitunter ein Sturzbad, auf das man durchaus nicht gefaßt war. Es war sein eigenes reiches Inneres, was sich jedesmal unmittelbar aussprach, wie eben das Eine oder das Andere sich in ihm bewegte. Man hatte völlig den Eindruck, daß in diesem Manne ein großes, allumfassendes philosophisches System vorhanden war, nur nicht in der entwickelten Form des Systems. Er redete immer aus einer Totalität, aus dem Vollen, und zugleich immer aus dem Centrum. Sobald ich dessen inne geworden, suchte ich soviel als möglich sein Gespräch auf. Er wohnte am anderen Ende der Stadt, wohin ich morgens oft hinauswanderte. Hier hatte ich dann die Freude, ihn reden zu hören. Nachdem ich einige Zeit bei ihm gewesen war, pflegte er auszugehen, und ich begleitete ihn durch mehrere Straßen, bis er sich verabschiedete und seinen einsamen Weg antrat. Was ich hier von meinem Verkehre mit ihm berichte, Dasselbe werden auch manche Andere, immerhin mit Variationen, als ihre Erfahrung bezeugen können.

Soll ich sagen, was ich von ihm gehört habe, so ist das schwierig, da nicht Weniges davon dunkel

in der eigentlichen Bedeutung
war. Aber die Voraussetzun
seiner Reden war Gottes C
Er glaubte aufrichtig, voll und
an das Evangelium, wohl wis
gelium noch heutigen Tages de
und den Griechen eine Thorhei
so tiefe Ehrfurcht vor ihm bek
aber es lebte in ihm etwas Ueb
polemisirte er garnicht bloß geg
sondern auch gegen den Katholi
mit welchem er ja auch in öffentl
ist. In seinen Aeußerungen g
Schriftworte aus, bald von i
Jak. Böhme, welchen er wi
Studium anempfahl, bald v
St. Martins, um an denselbe

leuchteten Intuition; und immer führte er ihn in großen kosmischen Zusammenhängen durch, in welchen diese unsere Welt durchdrungen erschien von höheren Welten und Regionen, himmlischen sowohl als auch dämonischen, wodurch das Leben in dieser Welt erst seine rechte Bedeutung erhalte. Wenn er redete, so ward die gegenwärtige Welt Einem durchsichtiger, und man schaute durch sie in die andere Welt hinein. Aber dabei war er selbst unverkennbar mystisch ergriffen, in persönlichem Verhältniß zu Gott und den göttlichen Dingen.

Einen Gedanken sprach er immer aufs Neue aus, welcher mich im Innersten traf und sehr dazu beitrug, meinen eigenen Standpunkt mehr zu befestigen: daß nämlich die Philosophie religiöse Philosophie sein müsse. Die Meisten, die sich mit Religionsphilosophie abgeben, haben zwar die Religion zum Objekte, zum Gegenstande ihres Denkens; aber selbst stehen sie außerhalb der Religion, wähnend, hierbei genug zu haben an ihrem Denken, mit welchem sie über die Religion urtheilen. Baaders Ueberzeugung war, daß nur, wer persönlich in der Religion steht, über sie philosophiren kann; alle Anderen reden nur, wie die Blinden von der Farbe. Von diesem Standpunkte aus sprach er sich mit großer Schärfe gegen die autono-

daß Gott Voraussetzung und U
ist. Oft wies er auf das Gewi
tung hin, wie wir in demselbe
ein Mitwissen mit Gott (Go
sondern zugleich auch die Versich
von Gott gewußt werden.
punkte aus, welcher ein objektive
großen Weltzusammenhänge bet
ein subjektiver oder persönlicher S
Rede jene wunderbaren Wirkun
die in ein näheres Verhältniß z
Zeugniß ablegen können. Moch
lischen Mysterien reden, oder v
Mysterien, den Tiefen der Bo
den großen Weltzusammenhänge
und den niederen Regionen und ih
verhältnisse reden; oder redete

war, als Einer, der aus Erfahrungsgewißheit redete. Dadurch weckte er in denen, die ihm zuhörten, einen persönlichen Ernst, welcher in philosophischen Hörsälen gerade nicht gewöhnlich ist; und oft verließ man ihn tief erschüttert, immer aber auch erhoben und erbaut.

Soll ich mich näher darüber ausdrücken, welche Bedeutung Baader auf dem damaligen Standpunkte meiner Entwickelung für mich hatte, so will ich zunächst sagen: er machte mich nicht zu einem Baaderianer, machte mich nicht zu einem Anhänger in dem Sinne, als wäre ich jetzt in die Baadersche Schule aufgenommen worden. Dazu stand zu Vieles im Wege, worauf ich nicht eingehen konnte. Namentlich schien es mir, daß die Naturbetrachtung bei Baader, wie bei J. Böhme, ein einseitiges Uebergewicht erhält, wennauch seine Tendenz keine physische, sondern eine ethische ist. Wie mächtig ich mich von seiner Theosophie auch angezogen fühlte, so war doch in derselben Vieles, was ich noch nicht als mein Eigenes aufnehmen konnte, wiewohl er manches theosophische Samenkorn in meine Seele warf, welches in der Folgezeit aufkeimte. Auch hier habe ich an Marci 4 von der stillwirkenden Keimkraft des Samens denken müssen. Die Bedeutung, die Baader für mich in jener Zeit hatte, beruhte wesentlich auf einem günstigen Zusammen-

Jakob Böhmesche Standpunk
Grundlage für meine Zukun
Grundlage für das Höchste wer
Genius mich dazu hinführte.

Der Standpunkt, den ich
Entschiedenheit einnahm, kann
werden mit dem altkirchlich
intelligam, das heißt, ich g
Voraussetzung strebe ich dar
Der Glaube ist das Erste, die
und Nachfolgende. Will n
erkennen, so ist es vor all
es zu kennen. Niemand aber
als nur derjenige, der nicht di
von ihm hat, sondern auch

alle Schätze der Erkenntniß, und aus dem Glauben entfaltet sich allmählich die Erkenntniß. Jedoch ist dieses nicht im Sinne Schleiermachers zu verstehen, als sollte die Erkenntniß nichts weiter sein, als eine Betrachtung und Beschreibung der frommen Gemüthszustände, als sollte sie zu ihrem Inhalte nur den gläubigen Menschen haben. Im Gegentheil: Inhalt des Glaubens ist die objektive Wahrheit, ist Gottes Offenbarung, und Gott selber ist das Princip der Erkenntniß. Gott ist es, welcher mir die Gewißheit des Glaubens verliehen hat; Gott ist es, welcher sich durch sein Wort und seine Werke mir offenbart, und mittels beider mich sein Wesen erkennen läßt. Ja, in seinem Lichte sollen wir das Licht sehen. Aus dieser Gotteserkenntniß geht uns auch eine neue Welterkenntniß auf, in der eine höhere Welt sich uns darstellt, zu welcher diese gegenwärtige Welt, worin wir uns befinden, sich als die unwahre verhält, die vorüberzugehen und zu vergehen bestimmt ist. Daß die Erkenntniß, nach welcher gestrebt wird, ungeachtet des Stückwerkes, das unter diesen irdischen Bedingungen von ihr unzertrennlich ist, eine spekulative sein müsse und solle, eine Erkenntniß der Wahrheit als Wahrheit, in der Gültigkeit, welche sie in sich selber hat, das galt mir als eine unbedingte Forderung.

Hierin hatte ich ja die größten Kirchenlehrer zu Vorbildern. Besonders sagte Thomas Aquinas mir zu. Und zeigte sich die spekulative Richtung bei den Reformatoren auch nicht von Anfang an, so blieb sie doch im Verlaufe der Entwicklung nicht aus; und wir dürfen hier wohl Jakob Böhme nennen, welchen ich jedoch damals nicht kannte.

Einer ausführlicheren Charakteristik dieses Standpunktes bedarf es nicht, da er durchweg in allen meinen Schriften ausgeprägt ist. Daß er aber zur Entscheidung und gründlichen Befestigung bei mir gekommen ist, verdanke ich meinem Aufenthalte bei Baader. Ich fühlte mich dadurch beglückt: das skeptische Wesen war gänzlich verschwunden. Mein jetziger Zustand war das vollkommene Gegentheil jener hypochondrischen Stimmungen, die in Berlin mich plagten. Obschon das unangenehme Münchner Klima mir in leiblicher Hinsicht einige Beschwerde verursachte, fühlte ich mich geistig gesund, froh und zufrieden. Das Leben lag vor meinen Blicken in vollster Realität. Was mir neue Lebenslust, zugleich mit neuem Forschungs- und Erkenntnißtriebe, gab, war der wiedererwachende Glaube. Im Grunde war der gewonnene Standpunkt nichts Anderes, als was schon in Kopenhagen dem jungen Studenten vorschwebte. Man

könnte daher fragen: was ich denn durch meine Reise und Aufenthalt im Auslande gewann? Ich gewann dies, daß die ursprüngliche, die alte Wahrheit mir bekräftigt, tiefer begründet wurde, weil sie nunmehr durch ein Fegefeuer hindurchgegangen war, verschiedene Proben bestanden hatte. Jeder wird sich davon überzeugen können, daß es Wahrheiten giebt, nicht bloß gewisse praktische Wahrheiten, Lebens- und Weisheitsregeln, sondern auch theoretische Wahrheiten, die wir schon in unsrer Jugend mühelos erlernen und wiedergeben konnten, welche aber doch alsdann erst ihr rechtes Gewicht, ihre volle Bedeutung für uns bekommen, wenn sie durch eigene Erfahrung erprobt, wenn sie durch das Fegefeuer des Zweifels und der Anfechtung hindurchgegangen sind.

Mit Hegel hatte ich gebrochen, nämlich mit seinem autonomischen und pantheistischen Principe, ließ aber dennoch nicht ab, mit Vorliebe ihn zu studiren. Baader selbst forderte mich dringend zum Studium Hegels auf; er äußerte: Hegel habe durch seine Dialektik ein Feuer angezündet, durch welches Alles, was sich in der Wissenschaft als gültig erweisen soll, hindurchgehen müsse. Man wird unstreitig einräumen müssen, daß in Einer Kunst Hegel die meisten seiner Vorgänger übertrifft, der Kunst, den Begriff zu entwickeln.

gehen muß.

Aber, hatte ich nunmehr a
punkt inne, so konnte ich mir
daß hinfort Alles für mich da
im Stande sein werde, auf di
eigenthümliche Produktivität zu
eine Wirkung hervorbringen kö
studirenden Jugend meines Vate
als Lehrer aufzutreten wünschte;
auf eigenthümliche Weise zu ein
Erneuerung und Verjüngung
beizutragen: denn hierin sah
Theologie unserer Tage. Die
freilich erst die Zukunft mir bea
den Baaderschen Impulsen kom
meiner ersten theologischen Arb

nach meiner Heimkehr ausgearbeitet und als Dissertation für den theologischen Licentiatengrad benutzt.

Von Baader wenden wir uns jetzt zu Schelling (damals sechzig Jahre alt) und besuchen zunächst sein Auditorium. Wenn ich über Baader mir die etwas kühne Aeußerung erlaubt habe, daß er akademische Vorlesungen nicht halten konnte, d. h. daß ihm hierzu wesentliche Bedingungen abgingen, so muß man von Schelling sagen, und zwar im eminentesten Sinne sagen: dieser Mann konnte Vorlesungen halten! Er muß gewiß als einer der größten Docenten betrachtet werden, welche die Universitäten je aufzuweisen hatten. Sein Vortrag war nicht, wie bei Steffens, eine enthusiastische Ergießung, einem Wasserfalle vergleichbar: es war ein ruhig fortwallender Strom, eine methodisch fortschreitende Entwickelung, von einem Moment zu dem anderen, während doch zugleich eine phantasiereiche Anschauung das Ganze durchstrahlte und trug. Es war eine staunenswerthe Vereinigung von Genialität und Besonnenheit. Schelling verstand nämlich in seinem Vortrage, zurückzuhalten, und nicht eher die prägnanten Punkte hervortreten zu lassen, als bis sie gehörig vorbereitet waren, und wir gespannt waren, sie aufzunehmen, was viele Docenten nicht verstehen,

entwickelte nun Dasselbe in ei
einer Variation, um es dem
bringen; und dieses „noch ein
viermal wiederholen, und jedes
die Neuheit der wechselnden
hierdurch gewonnene neue Kl
einen Mangel hat man an S
gerügt, daß sie, vorher aufgesch
vollendet waren, daß sie sofort ge
Aber hierauf ist zu erwidern, daß
Vortrage das nicht anmerkte. Zwa
den Eindruck eines Improvisator
herab ein schlechter Eindruck ist.
druck eines reifen Denkers, ei
welcher der lauschenden Jugend
kenntniß aufschloß, und dadurch

Zuhörern unvergeßlichen Betonung aus, z. B. „das unvordenkliche Sein.“

Was den Inhalt seiner Vorlesungen betrifft, so konnte er, dem ersten Eindrucke nach, mit der Lehre J. Böhmes und Fr. Baaders verwandt erscheinen. Bei näherer Betrachtung mußte es Aufmerksamkeit erregen, daß Schelling in seiner „positiven Philosophie“, welche der negativen, rein rationalen entgegengesetzt ist, eine Darstellung von dem geben wollte, was er die philosophische Religion nannte. Man darf hierbei nicht an Rationalismus denken, kann aber vielleicht in Kürze die Sache durch einen Hinweis auf die Eleusinischen Mysterien der Griechen erläutern. In diese Mysterien war der Volksglaube aufgenommen, jedoch keineswegs, um ihn aufzulösen, sondern um ein höheres Verständniß desselben zu geben. Die Eingeweihten wurden beseligt, indem sie dazu gelangten, die Principien der mythischen Gestalten zu schauen. So sollten auch wir bei Schelling in die Mysterien eingeführt werden und die ewigen Principien sowohl der Mythologie als der Offenbarung des geschichtlichen Christenthums schauen. Was ich bei Schelling hörte, war ein Stück eines theogonischen und eines kosmogonischen Processes, eine Lehre von den Potenzen, durch welche Gott sich selbst und das Universum hervorbringe.

menschlicher Erfindungen, di
von Ideen und Geschichten beg
erblickt er in den Mythen ob
welche das von ihnen in Besitz
Bewußtsein beherrschen. Die
wird alsdann ein höherer Rat
in dem Christenthume findet, w
sondern Geschichte, was Sch
lichste hervorhebt, indem er die
Offenbarung und Geschichte bel

Aber ich muß allerdings
mals keinen genügenden Einblic
Lehre gewinnen konnte. Er
auf einmal; er befolgte jene su
welcher er öfter gesagt hat, daß
keit die für unser menschliches
während die

Einzelnen darlegen, welche Partien ich bewundere und anerkenne, welche ich dagegen mir nicht habe aneignen können. Für den gegenwärtigen Zusammenhang dürfte es sich jedoch eignen, den Unterschied zwischen Schelling und Baader hervorzuheben, wie derselbe jetzt aus den gesammelten Werken Beider dokumentirt werden kann. Und hiervon darf man denn meiner Ueberzeugung nach sagen: daß, wenn auch Baader in formaler Hinsicht weit hinter Schelling zurücksteht, er dennoch hoch über Schelling steht, wenn die Ideen, der Lehrinhalt selbst, seine Reinheit, seine Uebereinstimmung mit dem Christenthum, mit der heil. Schrift, in Frage kommen. Ich kann hier auf die einzelnen Dogmen nicht eingehen, sondern muß mich darauf beschränken, den Standpunkt der Erkenntniß an und für sich zu bezeichnen. Und hier tritt der große Unterschied zu Tage, daß Schelling nichts von Baaders religiöser Philosophie hören will, vielmehr sie geringschätzig zurückweist, nichts von jenem credo ut intelligam der Kirche, von dem persönlichen Glauben als Bedingung und Voraussetzung der Erkenntniß wissen will. Er will die voraussetzungslose, frei forschende Philosophie nicht aufgeben, will sich von keiner Auktorität binden lassen, was heißen würde, die Philosophie als Philosophie aufgeben. Das Christen-

thum ist ihm, ebenso wie die Natur, wie die Mythologie, eines der großen Weltphänomene, welche er erklären will, und zwar mit den eigenen Mitteln seiner Philosophie.[1] Er meint eine Philosophie zu haben, welche sich mit dem Christenthume messen könne, nicht in der elenden Bedeutung, wie bei Strauß und in der negativen Kritik, welche nur darauf ausgehen, es aufzulösen. Nein, seine Philosophie will sich mit dem Christenthume messen, weil sie auf derselben Höhe wie das Christenthum stehe. Das Christenthum ist zwar als Objekt, als Gegenstand gegeben; aber das philosophirende Subjekt ist, rein als philosophirendes, im Stande, dieses Objekt zu erklären, ist, unabhängig von jeder Auktorität, zur Einsicht in das Christenthum befähigt. Nur so ist und bleibt sie Philosophie; und diesen Begriff der Philosophie hat Schelling niemals aufgeben wollen. Er illustrirt seinen Standpunkt durch ein Gleichniß. Die vier Trabanten des Jupiter sind für gewöhnliche Augen nur sichtbar, wenn sie durch den Teleskopen gesehen werden. Doch giebt es Menschen, die mit bloßen Augen sie sehen können. Ja, Schelling hat selbst eine Frau gekannt, die in Gegenwart eines Astronomen

[1]) Schelling, Philosophie der Offenbarung I, 133—141.

und Physikers ein Bild jener, mit bloßen Augen von ihr wahrgenommenen, Trabanten aufzeichnen konnte, welches genau mit dem Teleskope übereinstimmte. Dies wird auf das Verhältniß zum Christenthum angewandt. Er giebt zu, daß Vieles in demselben sei, was die Philosophie ohne Offenbarung nicht hätte erkennen können; je mehr sie aber ihre Begriffe entwickelt und erweitert und bis zur Höhe des Christenthums erhoben habe, desto mehr komme sie dahin, mit bloßen Augen zu sehen. Die Meinung ist also: die Offenbarung ist uns zwar als eine göttliche Gabe verliehen; aber die Erklärung dieses Phänomens, das Verständniß dieser Gabe beruht auf der natürlichen Genialität. Daß dieses ein offenbarer und grober Pelagianismus ist, braucht nicht weiter entwickelt zu werden. Schelling hat sich von der falschen Autonomie nicht losreißen können, in welcher sein Denken von Anfang her befangen war. Wir aber an unserm Theil müssen gegen dieselbe aufs Stärkste protestiren. Wir stehen hier zu Fr. Baader mit seiner religiösen Philosophie, welche uns lehrt, daß die menschliche Freiheit nicht ohne Gnade, nicht ohne Auktorität sein kann, obgleich diese Auktorität nicht blos eine äußere, sondern auch eine innere ist, sowie auch zu Baaders Forderung, daß man, um über das Christenthum philosophiren

zu können, selbst ein Christ sein müsse. Wir
ihm bei, welcher immer wieder einschärft, daß
geburt die Bedingung sei für alle Erkenntni
licher Dinge, halten uns also an die Lehre de
vom Glauben als der Voraussetzung wahrer Erk
Ohne diese Erfahrungsgewißheit wird die Er
auch niemals eine sichere Stellung gegenüb
Objekte einnehmen können, und mehr oder
desorientirt werden, was sich auch bei Schellin
Uebrigens darf nicht verschwiegen werden,
Schellings Werken nicht wenige Partien vork
die von einem höheren Geiste zeugen, als dem s
die von christlichen Inspirationen zeugen, und da
seine Produktionen eine verborgene Unterst
hindurchgeht, welche zeigt, daß er selbst vom C
thume persönlich ergriffen war, welches an m
Stellen einen wohlthuenden Einfluß übt. Aber
kann anderseits von einem Vergleiche zwischen S
und Baader gar nicht die Rede sein, sofern d
heimnisse des inneren Lebens in Betracht k
welche Baader so reich und lebendig zu schilder
weil er aus Erfahrung redet. Bei Schelling
wir vorwiegend die bloße Objektivität, wo wi
mit bloßen Augen die fernsten Fixsterne sehen,
sehen glauben; aber von den inneren Sternen,

dem Herzen leuchten, sowie von den Bedürfnissen und Nöthen, welche in dieser inneren Welt eintreten können, hört man verhältnißmäßig nur wenig. Bei Schelling kommt man niemals über die Spannung, den Kampf und die Versöhnung der Potenzen hinaus; aber man kommt nicht dazu, in das menschliche Herz hinabzusteigen, was bei Baader beständig der Fall ist. Uebrigens ist es meine Ueberzeugung, daß Schelling — um von Baader nicht zu reden — wiewohl augenblicklich bei Seite gesetzt, noch eine große Zukunft bekommen wird, wenn nämlich der materialistische Nebel, welcher zur Zeit einen zauberischen Druck auf die Geister ausübt, sich zuletzt hebt, und die Geister wieder frei werden, um nach oben zu blicken und sich mit den Problemen zu beschäftigen, welche doch allein die des Menschengeistes wahrhaft würdigen sind. Alsdann wird Schelling ein Führer werden, wie ein Plato, ein Aristoteles, welchen er ebenbürtig ist.

Höchst beklagenswerth war es, daß Baader und Schelling, welche in ihrer Jugend als Freunde zusammen gearbeitet hatten, sich damals in persönlich feindseligem Verhältniß befanden. Schelling fand, daß Baader hypermystisch sei, und sich allzu tief in dämonische Regionen vertieft habe. Hierzu kamen persönliche Verhältnisse und vermeintliche persönliche

Kränkungen, welche sie von einander entfernten. Schelling pflegte sich in seinen Gesprächen nicht über Baader zu äußern. Baader dagegen, welcher von Natur mittheilsam war und, was sich in seinem Innern regte, nicht gut zurückhalten konnte, sprach sich zuweilen scharf und mit Sarkasmus aus. Bei einem meiner ersten Besuche hörte ich ihn sagen: „Sie sind gekommen, um Philosophie zu studiren. Sie werden nicht viel finden, denn unser Schelling hat Bankerott gemacht. Ich rathe Ihnen daher, studiren Sie Jak. Böhme; bei ihm werden Sie Alles finden." Ein Rath, welchen ich damals noch nicht befolgte. Ein anderes Mal, als ich gelegentlich äußerte, daß Schelling persönlich vom Christenthume ergriffen sei, antwortete er: „Falls er ein Christ ist, so lebt er mit seiner unchristlichen Philosophie, wie ein Christ mit einem heidnischen Weibe." Schellings mythologischen Forschungen konnte Baader keinen Beifall schenken, da er eine zu große Anerkennung des Heidenthums darin fand; er sagte: „Zur Strafe für die Sünden der Naturphilosophie muß sein Geist jetzt brüten über den mythologischen Sümpfen." — Ich machte hier die Erfahrung, welche sich manchmal wiederholt, und zwar in den verschiedenen Kreisen der Welt des Geistes, in Philosophie, Poesie, Kirche und

Religion, daß zwei, und zwar oft bedeutende Individuen, einander herabsetzen und in Mißkredit bringen, während sie doch sich gegenseitig nicht lassen können und sich beständig mit einander beschäftigen müssen. Fragt man, ob in diesem so häufig wiederkehrenden Phänomen sich nicht das Gesetz einer höheren Führung offenbaren sollte, so wird man kaum eine andere Lösung finden, als daß die Beiden einander wie ein Pfahl im Fleische sitzen, und zu gegenseitiger Züchtigung und Erziehung einander plagen sollen.

In Schellings Hause fand der Fremde, welcher an ihn empfohlen war, eine freundliche Aufnahme, wozu seine ausgezeichnete Gattin (seine zweite, geborene Pauline Gotter) viel beitrug. In seinem Aeußeren konnte man versucht werden, etwas Hartes und Stolzes zu finden; aber seine schönen blauen Augen zeugten von dem höheren, der Ewigkeit zustrebenden Genius, dem echt Menschlichen, was ihn beseelte. Man mußte sich zu ihm hingezogen fühlen, wiewohl man die Vorstellung nicht unterdrücken konnte, daß er — fürchterlich erscheinen müsse, wenn er in Zorn geriethe. Er erkundigte sich theilnehmend nach unseren dänischen Verhältnissen, und sprach mit Interesse von Sibbern und H. C. Örsted. Als ich ihm erzählte, daß Örsted sehr für das polytechnische Institut lebe, so meinte er,

... den gewöhnlichen Konversatio
war auch in der That nicht zu v
Mann wie Schelling allen zureisende
im Gespräche sein Inneres aufschlie
er nicht wissen konnte, ob es nicht hei
Baaderianer u. dergl. waren. Wo
Mittheilung unser einem entgegenkam
oder Steffens, mußte man es als eine h
Gabe hinnehmen, auf welche man k
Anspruch habe. Nur ein einziges M
Schelling ein kurzes wissenschaftliches
fragte ihn u. A., ob er in seiner M
Platz habe für die Mythologie des
beantwortete die Frage mit Nein, un
dadurch, daß er nichts Anderes auf
handele, als das Ursprüngliche, das
Mythologie. Diese Antwort war mir

mythologischen Principien handle. Nur indirekt erlaubte ich mir eine Gegenbemerkung. Schelling zählte die griechische Mythologie zu den originalen. Und doch ist in der griechischen Mythologie Vieles, was ursprünglich ein Orientalisches ist, was aber der griechische Geist umgebildet hat. Könnte es sich nun nicht ähnlich mit der nordischen Mythologie verhalten, daß hier orientalische Elemente sind, die der nordische Geist auf seine eigenthümliche Weise umgestaltet hat? Ich erzählte ihm Einiges von Grundtvigs Mythologie, welche er nicht kannte; in Beziehung auf dieselbe warf er nur die Aeußerung hin: „Alles kommt darauf an, wie er es ausführt“.

Von anderen bedeutenden Persönlichkeiten, außer den beiden genannten, welche für mich die Hauptpersonen waren, erwähne ich hier den ebenso tiefsinnigen als liebenswürdigen Naturforscher Schubert, ferner Görres mit der beständig überströmenden Beredsamkeit, endlich Sulpice Boisserée, welcher mir freundlichst sein Haus öffnete. Seine Bekanntschaft hatte ich schon in Heidelberg bei Daub gemacht, von welchem ich jetzt eine Empfehlung an ihn mitbrachte. Bekanntlich ist Boisserée durch sein Werk über den

war ein Mann von der feinsten Bil
von allen Interessen der Literatu
in vertrautem Verkehr mit Schellin
sehr nahe gestanden, wovon ihr B
ablegt. Von diesen und ander
Männern, mit welchen er in Ver
hatte, redete er oft, was sehr be
seinem Hause traf ich die Eheleut
serée war Katholik, seine lieber
Protestantin. Ihr las er öfter a
digten vor, und sie fanden hierin
Erbauung.

Die Boisseréesche Gemäldesan
jener Zeit in Schleisheim nahe bei
sie gesehen habe. Diese altdeutsch
mir Interesse ein. Es mußte Ein
leuchten, daß die eigentliche Kunst n

eine wunderbare Gemüthsinnigkeit aus, und man bekam einen lebendigen Eindruck von dem religiösen Drange und der religiösen Inspiration, welche die Künstler zu solchen Werken begeistert hatte, jener Inspiration, welche z. B. die sterbende, schon halb verklärte Maria von dem Niederländer Jan van Schoreel (gest. 1569), und den hl. Christophorus, welcher das Christuskind trägt, von Hans Memling (dem flandrischen Maler, gest. um 1495), geschaffen hat. Während ich mich in diese Kunstwerke vertiefte, machte ich zugleich eingie, freilich nur dilettantische, geschichtliche Studien über die Malerei. Bei der Vergleichung der Maler jener Jahrhunderte mit denen der Gegenwart, gelangte ich damals zu dem Resultate — einem für mich selbst wenig erfreulichen — daß die biblische Malerei eine erloschene Kunst sei, und daß die Maler der Gegenwart nur verständen, Genre- und profanhistorische Gemälde, Landschaftsbilder, welche allerdings vortrefflich gelingen können, auch einzelne wirklich gute Porträts zu malen. Die vielen Altarbilder, die ich in unseren Kirchen gesehen, haben in nicht geringem Grade bei mir die Ueberzeugung genährt, daß unsere Künstler auf diesem Gebiete keineswegs als die vom Geiste berufenen und geweihten gelten dürfen, mögen sie in anderen Hinsichten u...

Gottesdiensten der Gemeinde
nicht Wenigen gilt — denn
ihre künstlerische Genialität
meinde durch ein Altarbild erb
übt dann eben keine Wirkung.
ihnen; und findet sich in ihren
Religiöses, so ist es in allzu
hebt sich nicht zu wirklichem
standes, den sie darstellen wo
hatten alles dies im Instinkt,
fühl und trafen in der Haupt

Auf dem Wege n

Wir verließen München

schlug, jedoch ohne weitere Folgen. Ungefähr acht Meilen von Wien entfernt, machten wir Station in einem Dorfe, Namens Mölk, in dessen Nachbarschaft auf einer Berghöhe ein Benediktiner-Kloster lag. Diesem wollten wir auf den Rath von Landsleuten einen Besuch abstatten. Wir wurden aufs Beste willkommen geheißen und eingeladen, ein paar Tage zu verweilen; auch ließ man alsbald unsre Effekten aus dem Dorfe holen.

Die Tage unseres Aufenthalts verrannen sehr angenehm. Diese Mönche, wenigstens mehrere derselben, trugen das Gepräge einer höheren Bildung, namentlich Professor E., welcher eine Lehranstalt leitete. Mittags speisten wir in einem engeren Kreise mit dem Prior; Abends aber, wo der Prior garnicht

---

an Idealität, vollends an christlicher Erhebung und Innigkeit erkennen. Aber Gottlob fehlt es uns keineswegs an Künstlern, die mit technischer Meisterschaft echt religiöse Bgeisterung und ein tiefes Verständniß des Heiligen verbinden; und von ihrer Hand sind in den letzten Jahrzehnten namentlich Altarbilder gemalt worden, die nicht allein vielen Kirchen zu würdigem Schmucke, sondern auch der christlichen Gemeinde in Stadt und Dorf zur Erbauung dienen. Von diesen echten Künstlern seien hier nur zwei noch lebende genannt, die Historienmaler Gottfr. Pfannenschmidt und Paul Händler, beide in Berlin. A. M.

zu speisen pflegte, in der Gesellschaft sämmtlicher Mönche. Die Mönche schienen sich für Dänemark zu interessiren, wußten aber freilich von dem fernen Lande wenig mehr als nichts. Das Einzige, wovon sie Etwas wußten und wonach sie wieder und wieder fragten, war die Geschichte Struensees und seines Verhältnisses zur Königin Caroline Mathilde. Alles, was wir ihnen hierauf Bezügliches erzählen konnten, war ihnen sehr willkommen. In meinen Privatgesprächen mit Prof. E. erhielt ich den Rath, einige Vorsicht zu beobachten, wenn konfessionelle Verhältnisse bei den Mahlzeiten berührt werden sollten, da es in der Gesellschaft einige Fanatiker gebe. Er selbst äußerte sich ungemein frei, war vom Humanismus ergriffen und ein begeisterter Anhänger von Schiller und Goethe. Ueber das Cölibat äußerte er sich unzufrieden, und es machte auf mich einen unangenehmen Eindruck, daß er beinahe geradezu sich darüber beklagte, ein eheloses Leben führen zu müssen. Eine solche Klage kam mir unwürdig vor. Er war ein älterer Mann. Aber es ist eine unleugbare Erfahrung, daß in der Regel nicht die jüngeren Mönche sich über das Cölibat beschweren, sondern die bejahrten, reiferen Männer, welche die Hausfrau und das Familienleben vermissen.

Von jenem unserem Aufenthalte im Kloster muß ich noch erwähnen, daß ich hier in Spekulationen über die Idee des Faust verfiel. Unter einigen neueren Büchern, die man in mein Zimmer hingelegt hatte, befand sich ein vor Kurzem erschienener „Faust“ von Lenau. Ich nahm und las ihn. Er machte auf mich einen sehr günstigen Eindruck, und ich fühlte mich aufgefordert, ihn mit Goethes Faust zu vergleichen. So schön und poetisch ich auch Lenaus Dichtung finden mochte, konnte es mir doch nicht einfallen, hinsichtlich der genialen Konception und der poetischen Mittel sie der Goetheschen an die Seite zu stellen. Dagegen begegnete mir hier zu meiner Freude eine Auffassung des Faust aus einem ganz anderen Standpunkte, als dem von Goethe eingenommenen, nämlich aus dem einer christlichen Lebensanschauung, des rechten, ja des einzigen Elementes, in dem ein Faust dargestellt werden kann, sowie denn die Faustidee auch thatsächlich aus dem Christenthume geboren ist. Goethes Faust ist, wie alle Schöpfungen des Dichters, eine rein individuelle Konfession, Ausdruck und Darstellung der inneren Erlebnisse des Dichters. Es war die sogenannte Sturm- und Drangperiode in Deutschland, jene Gährung, jenes, den Anbruch einer neuen Zeit ankündigende, unruhige Sehnen, wie es sich

damals in jugendlichen Geistern und Gemüthern, wie Goethe selbst und verwandten Geistern, regte, was hier einen poetischen Ausdruck gefunden hat — ihre philosophischen Räthsel, ihre inneren Kämpfe zwischen Glauben und Erkennen, ihre Geringschätzung der gelehrten Pedanterie und Philistrosität, ihr Suchen und Fragen, ihr ungestillter Durst. Goethes Faust ist ursprünglich nur ein Fragment. Bei der Fortsetzung wurde nur wieder Fragment an Fragment gefügt, und ein wirkliches Ganze kam nicht zu Stande, weil die Voraussetzungen fehlten. Goethes Faust ist daher keineswegs, obgleich es oft gesagt worden ist, ein Gedicht von universalhistorischer Bedeutung. Es ist nämlich nicht eine objektive Lebensanschauung, die hier zum wirklichen Ausdruck kommt, als für die ganze Christenheit gültig, welcher doch die Faustsage angehört. Goethe gehört nur einer einzelnen Zeit an, und sein Faust ist nur das Bekenntniß eines einzelnen, wenn auch bedeutenden Individuums. So hoch man Goethes Genie, wie es in diesem Werke ausgeprägt ist, auch stellen mag, ist doch in diesem — wenn es mir erlaubt ist den Ausdruck zu gebrauchen — etwas Unkanonisches, Unechtes, Apokryphisches, darum nämlich, weil es von seinem wahren Vorbilde, seiner Idee, welche der Dichter in der alten Volkssage lesen mußte, abge-

wichen ist. Die Weltanschauung ist die pantheistische oder halbpantheistische und skeptische, wie sie für die Leser paßte, für welche er schrieb, und noch immer solchen Lesern mundet, die außerhalb der christlichen Voraussetzungen stehen, und die nichts Anderes haben wollen, als was sie das Humane nennen. Sein Mephistopheles ist ein modernisirter Teufel, ein Princip der Negativität, eine Personifikation des Bösen, welches selbst nur als eine Verneinung aufgefaßt ist, jedoch zugleich als zu diesem Dasein mitgehörig, um Gegensätze, Leben und Bewegung zu schaffen. Aber wie verschieden hiervon ist die christliche Anschauung! Der Geist der Finsterniß, welchem abzusagen, Taufe und Christenthum uns gebieten, ist der Feind Gottes und der Menschen, eine Kreatur, die in hochmüthigem Trotze sich gegen ihren Schöpfer empört. Indem Faust sich ihm hingiebt, sucht er sein eigenes geschaffenes Wesen, seine Kreaturlichkeit zu verleugnen, wegzuräsonniren, um die Unabhängigkeit und Selbständigkeit des Hochmuths zu gewinnen. Aber nur unter diesen Voraussetzungen, denen der Kreaturlichkeit, Voraussetzungen, die mit Nothwendigkeit in eine christliche Titelanschauung hineinführen, kann ein wirklicher Faust gedichtet werden. Die wirkliche Faustdichtung, welche die Christenheit im Stande sein wird sich anzueignen,

ich vielleicht so glücklich sein n
Bekanntschaft des Dichters zu n

Wien.

Das Erste, was ich nach
war dies, daß ich mir Zugang z
schaffen suchte, nm meine Arbe
fortsetzen zu können — was mi
Nächste war, literatische Bekann
wozu das beste Mittel darin b
in „das silberne Kaffeehaus"
Café einführen ließ. Dieses Ca

entsprach einem dringenden Bedürfniß, sofern in den Kreisen der Jüngeren ein Verlangen herrschte nach gegenseitigem Ideenaustausch und engerem Anschluß. Schon damals begann dort, wie an mehreren anderen Orten, eine neue, freiere, einer besseren Zukunft zustrebende Richtung sich zu bilden. An den Nachmittagen pflegte man zusammenzukommen. Aus der großen Anzahl von Persönlichkeiten, die ich vorfand, erwähne ich hier nur einzelne, wie den Lustspieldichter Bauernfeld, den Grafen Auersperg, unter dem Namen Anastasius Grün, Dichter der damals berühmten „Spaziergänge eines Wiener Poeten", den Dichter Frankl, den Historiker Kaltenbeck, den Bibliothekar Dr. Wolf, M. Löwenthal, den Arzt Seligmann und den, welcher uns hier näher interessirt, Lenau. Dieses war bekanntlich nur sein Dichtername; sein wirklicher Name aber war Nikolaus Franz Niembsch, Edler von Strehlenau. Er war ein Mann von mittlerer Größe, seine Gesichtsfarbe bleich und gelblich, was auf seine ungarische Herkunft hinwies. Sein Haar war schwarz, der Ausdruck seiner Züge ernst und edel; der Blick seiner dunkelbraunen Augen hatte etwas Eindringendes, um nicht zu sagen Durchbohrendes, und doch zugleich Mildes. Als ich ihn zum ersten Male sah, bot sich keine Gelegenheit zu näherer Bekanntschaft: denn er

nischen Charakter. Viele von i
versammeln pflegten, waren P
zu werden, was von der Mel
zwei oder drei waren es. Ab
Elemente der Konversation v
politisches, welches, wie ich
eine liberale Opposition gegen
Metternichsche Regierungssystem
oder Anastasius Grün, selbst ein
nichs, gab in seinen Spazierg
dem Gedichte: „der Salon“ eine
nichs, die großes Aufsehen mac
im Saale umher und hält auf
Cour, während draußen vor der
Supplikant steht, nämlich das
welches demüthigst beantragt, H
geben, daß er, der Supplikant, sich

dergleichen nur in gedämpften Tönen ausgesprochen; denn das Neunersche Café selbst war von der Regierung nicht wohl angesehen, weil man ein Gefühl davon hatte, hier rege sich ein Geist, welcher für das Bestehende bedrohlich werden könne. Und man darf allerdings auch sagen, daß das Neunersche Café in ziemlich starkem Grade beigetragen hat, die Begebenheiten des Jahres 1848 vorzubereiten.

Gehen wir jetzt näher auf das Aesthetische ein, so herrschte damals in Wien ein förmlicher Lenaucultus, besonders getragen von den Wienerinnen. Vor allen waren es seine lyrischen Dichtungen, welche ihm diese Gunst gewonnen hatten. Diese Gunst kann in gewisser Hinsicht unbegreiflich erscheinen, da das österreichische Naturell weit mehr auf Lebensgenuß und Optimismus angelegt ist, als auf eine pessimistische Lebensansicht. Wie schön Lenaus lyrische Gedichte auch sind, welche — möge man auf die Innigkeit und Tiefe der Empfindung, oder auf das Plastische und Malende in den Bildern sehen — zu dem Vorzüglichsten gehören, was die deutsche Literatur enthält: jedoch ist Alles in seiner lyrischen Dichtung wie in Trauerflor gehüllt. Er ist der Dichter der Melancholie und des Pessimismus; und nicht mit Unrecht hat man seine lyrische Poesie mit jenen glänzenden,

aber dunkeln Spiegelkugeln verglichen, die wir in unseren Gärten aufzustellen pflegen. Lenaus Poesie spiegelt die sonnenhelle Welt mit allen ihren Gegenständen und Formen ab; aber während diese mit einer wunderbaren Naturtreue abgebildet sind, spiegelt sich Alles zugleich auf dem dunkeln Grunde seines Gemüthes, in Schwarz, in dem schwarzen Globus ab. Man hat ihn den deutschen Byron genannt; und unter den Vergleichungsmomenten, die sich hierfür anführen lassen, kann man auch eine gewisse Monotonie nennen. Läuft doch bei dem Dichter der Melancholie und des Pessimismus Alles auf Dasselbe hinaus, nämlich daß Alles eitel sei, jede Hoffnung getäuscht werde, das Ideal nicht gefunden werde. Welcher Werth für eine tiefere Weltbetrachtung auch dem Pessimismus zukommen mag: zum täglichen Gebrauche bedürfen wir doch eines verhältnißmäßigen Optimismus. Namentlich verlangt das österreichische Naturell Lebenslust, Lebensfreude, Genuß und Abwechslung. Nichtsdestoweniger war von Lenaus schwermüthigen Gedichten Alles, besonders die Damen entzückt; man möchte fast sagen, sie beteten ihn an. Man sieht, welchen Zauber die Poesie ausübt, wie sie sogar die natürlichen Gegensätze überwinden, und — was ja bei Byron auch der Fall war — sich völlig der Gemüther bemächtigen

kann, wenigstens für einige Zeit. In Lenaus Faust werden freilich andere Töne angeschlagen, und eine höhere Lebensanschauung regt sich. Und auch diese übte eine hinreißende Wirkung. Sein Faust war zu jener Zeit, als ich selbst erst kurz vorher die Dichtung kennen gelernt hatte, in Jedermanns Munde, und Viele lasen ihn wieder und wieder.

Ich machte also Lenaus Bekanntschaft bei Neuner, wo ich mich an jedem Nachmittage einfand. Ungeachtet aller Unterschiede unserer Charaktere und natürlichen Anlagen zeigte es sich dennoch, je mehr wir uns gegen einander aussprachen, immer deutlicher, wie innig wir in dem, was uns das Höchste war, sympathisirten, sodaß diese Bekanntschaft sich bald zur Freundschaft entwickelte. Immer mehr machte es sich, daß wir täglich mit einander spazieren gingen, täglich mit einander zu Mittag aßen, unaufhörlich uns in gegenseitigem Geben und Empfangen befanden. Ich mußte einen reichen und sehr bedeutenden Geist in ihm erkennen, welcher frühzeitig in die Gebiete der tieferen Forschung eingeführt worden, frühzeitig den höchsten Problemen des Lebens unter die Augen getreten war. Und sein menschliches Naturell war rein und edel. Wieviel er von mir hielt, ersieht man unter Anderm aus einem (von Schurz, Leben Lenaus I, 324 mit=

Gedanken gestohlen habe.
vergleicht er mit einem „
festhalte". „Schon einige W
„sitze ich in diesem Bade,
täglich". — Ich an meinem
daß auch ich täglich in einer
welches er mir bereitete.

Unsere Gespräche bew
religions-philosophischer Ric
einander über den Pantheis
keit Gottes und des Mensche
Spinoza, Goethe, Hegel m
letzteren er garnicht kannte,
Aufmerksamkeit zuerst hinlen
er nachher Baaders persönli
und dieser ihm ein Heft sein

immer gescheidter, und die Dummen werden immer dümmer". Wir redeten auch von Mystik, über Mittelalter und Reformation, über die Desorganisation des gegenwärtigen Zeitalters und die Nothwendigkeit einer geistigen Wiedergeburt durch das Christenthum. Damals sprach er es auch als seine Ueberzeugung aus: nicht allein die Wissenschaft, sondern auch Kunst und Poesie müßten darauf hinarbeiten, daß das religiös-sittliche Bewußtsein der Zeit von Grund aus ein anderes werde: daher opponirte er sehr entschieden gegen jenen ästhetischen Formalismus, jenen künstlerischen Indifferentismus, welcher sich um den religiös-sittlichen Wahrheitsgehalt nicht bekümmere, sondern nur um die sogenannte schöne Form. Der wahre Dichter müsse, wie der wahre Prophet, ein lebendiges Ewigkeitsbewußtsein dem herrschenden Bewußtsein, welches von dem bloßen Zeitgeiste und den Lehren der falschen Propheten erfüllt sei, entgegenstellen, müsse wahre „Gesichte" verkünden, richtende und erlösende Worte in seine Zeit hineinreden (Vgl. meinen Brief an Schurz, in Lenau's Leben I, 360). Niembsch war Katholik, hatte aber von der Bedeutung der Reformation eine freiere, anerkennendere Auffassung; Luthers Persönlichkeit erkannte er jedoch nur unter bedeutenden Einschränkungen an. Oft kam er in seinen

Gesprächen auf ein Urtheil zurück, wie ich es
anderen Katholiken gehört habe, daß in
Persönlichkeit und Wirken etwas Plumpes un
jisches, ans Pöbelhafte Grenzendes gelegen ha
ihn zu einem apostolischen Charakter ungeschick
Ich antwortete: gerade ein Volksmann wie
mit diesen derben Zugaben, sei es gewesen, d
damalige Zeit bedurfte. Sie brauchte einen
der Keulenschläge führen konnte.

Daß wir auch von den Dichtern redeten,
sich von selbst. Goethe liebte er nicht, we
nicht in jener Zeit, die ich mit ihm verlebte.
dagegen stand vor seinen Augen als ein edl
welchem jedoch etwas Wesentliches gefehlt habe.
Heine äußerte er: dieser sei vielleicht Deu
größester Lyriker; aber unbegreiflich sei es i
Einer ein wirkliches Genie, und dennoch so „v
licht" sein könne, wie Heine es sei.

Das Politische nahm in unseren Gespräc
keinen großen Raum ein. Ich besaß dama
irgend durchgebildete politische Ansicht, wäh
allerdings Etwas hatte, was ein Standpunk
durfte. Er war nämlich vom Liberalismus
gangen. Da nun dieser seinen Hauptgege
Absolutismus findet, so haßte auch Lenau al

solutismus, als Tyrannei und Unterdrückung. Er haßte Papismus und Hierarchie, und nicht am wenigsten den politischen Absolutismus, welchen er aus Erfahrung kannte. Jedoch war sein Liberalismus nicht so bornirt und philisterhaft langweilig, wie ich so häufig ihn bei Anderen gefunden habe, die in ihrer Kritik über das Bestehende sich in vielerlei Specialitäten und Geringfügigkeiten verwickelten, ohne Ideen und ohne Ueberblick über das Ganze. Lenaus Liberalismus hatte einen idealen, universalen, kosmopolitischen Charakter. Er machte die Menschenrechte geltend. Das Politische war bei ihm in ein Höheres aufgenommen; und das Freiheitsideal, welches ihn begeisterte, war im Grunde des Menschen ewiges Persönlichkeitsideal, welchem das Recht zustehen müsse, sich frei unter den irdischen Verhältnissen zu entfalten.

Uebrigens entging auch er nicht den Späheraugen der österreichischen Polizei. Er wurde vorgefordert und gefragt, ob er Verfasser der in Würtemberg unter dem Namen Lenau erschienenen Gedichte sei. Er bekannte sich dazu unverhohlen, worauf man ihm zu erkennen gab, daß er das Gesetz übertreten habe: denn es sei nicht erlaubt, im Auslande Etwas drucken zu lassen, wenn es nicht zuvor die österreichische Censur passirt habe. Hiergegen protestirte er und berief sich

darauf, daß sein Vaterland Ungarn sei und d
erwähnte Gesetz für Ungarn keine Gültigkeit ha
Hierbei hatte es sein Bewenden.

In dem „Leben Lenaus“ lese ich, daß er au
in einem späteren Zeitpunkte einen Konflikt mit d
österreichischen Censur gehabt hat. Obgleich er so
den Grundsatz, keine Gedichte an fürstliche Person
zu richten, strenge befolgte, so hatte er dennoch ge
gentlich des Jubiläums des Erzherzogs Karl (1843
des Helden von Aspern, Napoleons berühmten Gegne
einen Prolog gedichtet. Er hatte diesen zwar einer Au
forderung zufolge, aber aus voller Ueberzeugun
gedichtet, weil er eine tiefe Ehrfurcht vor dem Er
herzog Karl empfand. Metternich erhielt das Man
skript, war sehr zufrieden, wünschte aber, daß e
paar Zeilen, die von Undank gegen den Erzherz
und Mangel an Anerkennung seiner Verdienste redet
wegfallen möchten, und hatte einen feinen, diplom
tischen Strich daneben gesetzt. Lenau antwortete:
habe in diesen Zeilen seine Gesinnung ausgesproch
könne aber nicht einen Strich über seine Gesinnu
ziehen. Hierbei blieb es; der Censor erlaubte
aber dennoch, an einer anderen Stelle ein Wort
tilgen und an dessen Stelle ein anderes zu setz
Lenau bat: der Censor möge doch seinen Blum

garten nicht besudeln. So blieb denn Alles unverändert stehen. Daß ein Schriftsteller die österreichischen Censoren hatte zwingen können, erregte ungeheures Aufsehen. Die Sache ließ sich jedoch ganz natürlich erklären. Der Erzherzog stand im Hintergrunde; und ihn durfte man nicht beleidigen.

Wenn ich aber gesagt habe, daß ein förmlicher Lenaucultus in Oesterreich stattfand, so gilt Dasselbe von Würtemberg; und der Dichter hielt sich abwechselnd in Stuttgart und in Wien auf. Interessant war es mir, von seinen Würtemberger Freunden ihn erzählen zu hören, von Uhland, Schwab, Justinus Kerner, dem Arzt und Dichter, dem Verfasser der „Seherin von Prevorst" u. A., welche ich entweder garnicht, oder nur sehr obenhin kannte. Von Kerner, welcher sein Arzt gewesen war, erzählte er mir mehrere Züge, die geeignet waren, das Phantastische in dem Wesen dieses merkwürdigen Mannes zu beleuchten. In einer Nacht, als Lenau in Kerners Hause schlief, trat plötzlich Justinus mit gezücktem Degen bei ihm ein, stellte sich vor sein Bett und sagte in sehr ernsthaftem Tone: „Jetzt will ich Dich umbringen. Ich habe beschlossen, daß ich einen Hausgeist haben muß, der hier im Hause umhergehen und seinen Spuk treiben könne; und dazu bist Du gerade recht geschickt." Ein anderer Zug fällt

mir ein; indeß bin ich nicht sicher, ihn aus
Munde, oder sonst gehört zu haben. Lenau w
Tages Justinus besuchen; er tritt in das erste
ein, findet aber Niemand. Er tritt in das
Zimmer, findet aber auch dieses leer. Als
das dritte Zimmer geöffnet hat, erblickt er hie
Frau und Kinder, alle ausgestreckt auf dem B
liegend, ganz unbeweglich, jedoch so, daß man
kann, daß sie leben. Die Erklärung dieses
Phänomens war folgendes: man wollte versuche
sei, wenn man im Grabe neben einander lieg
Verfasser der „Seherin von Prevorst“ verb
solchem phantastischen Wesen einen lebhaften
klaren Verstand, poetische Sinnigkeit und die
Herzensgüte.

Als ich eines Tages Lenau in Wien
traf ich bei ihm den Grafen Alexander von
berg, einen Vetter des Königs von Wür
Es mußte mir einigermaßen auffallen, einen
vornehmen Besuch bei Lenau zu finden, d
obgleich selbst von Adel, dennoch den Grunds
man müsse sich von der großen und vornehm
besonders von fürstlichen Personen in gehöri
fernung halten, um sich nicht selbst herabzu
und in eine servile Abhängigkeit zu kommen.

mit Graf Alexander stand es anders. „Das ist ein ganz anderer Kerl, als die Anderen!“ pflegte er zu sagen. Hier machte sich das rein Menschliche geltend, und zugleich war Alexander ein edler und begabter Dichter, welchen die schwäbische Schule mit Freuden zu den Ihrigen zählte. Zwischen ihm und Lenau bestand eine innige Freundschaft. Alexander pflegte ihn: „mein Miklosch!“ zu nennen, und Lenau nannte Alexander: „mein geliebter Cäsarowitsch!“ Als Alexander einige Jahre nachher starb, trauerte Lenau um ihn, wie um einen Bruder. Mit mir unterhielt sich Graf Alexander über die neuere poetische Schule, nämlich die österreichisch-würtembergische, für welche er Sympathie bei mir voraussetzte. Uebrigens redete er von den älteren deutschen Klassikern in herabsetzendem Tone. „Können Sie die „Goethe-Schillerschen Urwälder“ vertragen?“ fragte er; „wir können sie nicht länger vertragen. Wir bedürfen anderer Pflanzungen.“ Mochte er nun persönlich mir noch so sehr gefallen, diese seine Herabsetzung jener großen Klassiker gefiel mir durchaus nicht, welche, wieviel man immerhin mit Recht oder Unrecht erinnern mag, doch Pfeiler und Hauptsäulen bleiben im Tempel der Poesie. Jedoch fand ich es nicht passend, mich in einen Disput einzulassen, zumal dieses das erste Mal war, daß ich dem

Grafen vorgestellt wurde; daher ich die Frage
sich beruhen ließ.

Lenau fesselte nicht allein durch seine inhaltr
Unterhaltung und das, was er als Dichter gab
fesselte außerdem, sofern man selbst nicht ganz ur
sikalisch war, durch seine ungemeine musikalische B
bung, in welcher sich mir eine neue Seite s
seltenen Individualität aufthat. Anfänglich hatt
meisterhaft die Guitarre gespielt, welche ihm je
bald zu unbedeutend erschienen war; und er hatte
ganz dem Violinspiele zugewandt. Ich habe nun ma
Violinvirtuosen gehört, aber Niemanden, der im L
trage, im Ausdrucke mit ihm zu vergleichen
Ein großer Virtuos, welcher ihn einmal spielen h
rief in seiner Bewunderung, ja einer Art von Schr
aus: „Herr Jesus! was hätte aus Ihnen we
können, wenn Sie die Violine zu Ihrem Fache gew
hätten!" Lenau meinte selbst zuweilen, er hätte li
die Violine erwählen sollen, als die Poesie. Er sp
oft ungarische Tänze, von welchen er zu den weh
thigsten, ergreifendsten Tönen überging. Aber
beherrschende Mittelpunkt seiner Musik war Beetho
welcher ihm das Eins und Alles in der Kunst
Beständig spielte er lange Passagen aus Beeth
welche er auswendig wußte und in eigenen Phant

fortzusetzen pflegte. Es giebt von ihm ein Gedicht: „Beethovens Büste“, welches man im zweiten Bande seiner gesammelten Werke findet. Wenn ich jetzt dieses Gedicht lese, so glaube ich noch die Violinpassagen, die er mir vorspielte, zu hören. Ebenso klingt des Dichters Spiel mir in den Ohren, wenn ich lese:

Ein Gewitter in den Alpen,
Stürme auf dem Oceane,
Und das große Herz Beethovens
Laut im heiligen Orkane.

Und wieder höre ich Lenaus Akkorde, wenn ich lese:

Sanftes Wogen, holdes Rieseln;
Sind des Weltmeers kühle Wellen
Süß beseelt zu Liebesstimmen?
Wie sie steigen, sinken, schwellen?

Das Wilde und Stürmische, das Strenge und Orkanartige, welches bei Beethoven beständig abwechselt mit wohlthuend sanften Partien, mit dem Milden, Lieblichen, Graziösen, wechselte auch in Lenaus Spiele ab. Dieses Violinspiel bleibt mir unvergeßlich, während ich so viele andere Violinspieler vergessen habe.

Zuweilen redete ich mit ihm über Beethoven und Mozart, welcher letztere mein musikalisches Ideal war. Er aber wollte Mozart durchaus nicht Beethoven gegenüber aufkommen lassen. „Mozart ist garzu lustig,“

sagte er. Die menschliche Brust berge einen Fond von Schmerzen und Leiden, die Mozart garnicht gekannt, die aber Beethoven nicht nur gekannt, sondern auch verstanden habe, sie in Tönen wiederzugeben. Als ich auf den Juan hinwies, in welchem man keineswegs nur lustige Töne, auch nicht nur romantische Töne zu hören bekomme, sondern auch die tiefsten, ja erschütternd ernste Klänge aus der Geisterwelt, so wollte er dies garnicht gelten lassen. „Figaro“, sagte er, „ist Mozarts eigentliches Genre; hier ist er zu Hause.“ Er fügte hinzu: „Ein Requiem kann Mozart nicht schreiben. Man merkt hier das Forcirte, Gekünstelte, Erzwungene, während bei Beethoven Alles strömt.“ Mendelssohn-Bartholdy ließ er einigermaßen gelten; jedoch könne er kein Oratorium schreiben. Seinen Paulus soll er sehr „schwachmatisch“ und matt gefunden haben. Lenau selbst trug sich mit der Idee eines Oratoriums: Judas Ischarioth, welcher noch auf den rechten Komponisten warte. — Da ich auf Mendelssohn gekommen bin, so will ich im Vorbeigehen für Leser, die sie nicht kennen sollten, dessen erste Begegnung mit Lenau erzählen. Es war in Heidelberg, in einem Hotel. Mitten in der Nacht, als Lenau schon im Bette lag, wird ein Mann ins Zimmer geführt, welcher sich vor sein Bette hinstellt und sagt: „Ich bring

Ich bringe Ihnen einen Brief von Schwab. Ich bin Mendelssohn, und mußte sie nothwendig sehen. Jetzt gehe ich mit dem Eilzuge fort" — sprach's und verschwand. Erst mehrere Jahre später sind sie wieder zusammengetroffen.

Lenau besaß ein vorzügliches Instrument, einen Joseph Guarnerio, einen echten Cremoneser, von welchem er annahm, daß er mit den guten, alten Violinen verwandt sei. Ueber den Bau der Violine stellte er allerlei Betrachtungen an und hatte sich eine eigene Theorie ausgebildet. Die alten Künstler hatten seiner Ansicht nach den rechten Griff zum Bau der Violinen, welcher auf äußerst feinen Verhältnissen beruhe. Nur dadurch daß man die Verhältnisse der Harmonie divinire, könne man eine Violine bauen. Die alten Violinen hatten einen rein geistigen Charakter. Man habe alte Violinen geöffnet, und auf dem Boden derselben eine Menge Splitterchen oder Atome gefunden, welche die Violine aus sich selbst herausgespielt hatte. Es liege etwas Wundervolles darin, daß die Violine von einem Geiste der Harmonie beseelt sei, und daß Alles herausgestoßen werden müsse, was nicht klingen will, oder den Klang hindert. Daher darf nach Lenaus Ansicht die Violine nicht als ein Stück Holz betrachtet werden, sondern als ein lebendiges Wesen — eine

so wird sie schlecht, und die S

Mich vermochte er, mein
linspiel wieder aufzunehmen, 1
zu einem Instrumentenmacher,
netes Instrument, einen Machi
meinen eigenen Pfuschereien s
sein, zumal das Ganze zu nicht
bald der Violine, meiner Juge
sagen mußte. Nur Eines mag
von Lenau's früheren Lehrer
zu ihm gesagt: „Sehen Sie,
Niembsch! Alles kommt darauf
Beethovenschen Komposition s
hohe Gis richtig treffe. Man
neben sich immer einen Abarun

hat!“ Lenau traf immer mit Sicherheit das hohe Gis, oder einen andern hohen Ton, welcher in den Beethoven'schen Kompositionen einen plötzlichen, sozusagen unendlichen Sprung auf der Violine erfordert. Ich meinestheils versuchte mich nie darauf, da ich deutlich voraussah, daß ich mich sogleich hätte in den Abgrund stürzen müssen. Aber abgesehen von dieser oder jener Spezialität, war das Einzige, was mir fortan wichtig ward und am Herzen lag: im Ganzen den rechten Ton auf der Violine zu treffen. Erst nachdem ich Lenau gehört hatte, glaubte ich einen Begriff davon bekommen zu haben, was Töne sagen wollen. Mayseder und die anderen Virtuosen, die sich um jene Zeit hören ließen, blieben mir ganz gleichgültig.

Es lag sehr nahe, daß wir in unseren Gesprächen öfter auf seinen „Faust“ geführt wurden. Ich faßte später den Beschluß, eine Abhandlung über das Gedicht zu schreiben. Ich theilte sie ihm stückweise mit, wie ich sie niederschrieb, und erwarb seinen vollen und ungetheilten Beifall. Kam ich Vormittags zu ihm, so traf ich ihn entweder beim Violinspiel oder noch im Bette liegend. Er hatte die Unsitte, oft bis weit in den Vormittag hinein liegen zu bleiben. Sowie er

abends oft gar nicht zu Bette kommen konn
konnte er morgens wieder sich nicht aus dem
finden. Trat ich nun morgens bei ihm ein und
ihn im Bette, so trug er das Gepräge der düs
Melancholie; welche mir jedoch zu vertreiben g
indem ich mich an's Bette setzte und das mitgel
Stück meiner Abhandlung ihm vorlas. Nach der
lesung richtete er sich auf mit dem Ausrufe: „M
haft! unvergleichlich!“ u. s. w., eine Ueberschä
die eben nur durch sein enthusiastisches Natur
entschuldigen war. Er wollte absolut, daß di
handlung gedruckt werde, und verschaffte mir den
bald auch den angesehensten Verleger, nämlich
Auch mußte ich, sobald die Arbeit fertig war, sie
Kreise von Freunden aus dem Neuner'schen Caf
lesen. Einstimmig rühmte man Stil und Darst
Freilich ist von vornherein zu bedenken — un
dieser Voraussetzung war ich damals selbst
gegangen — daß derselbe Gegensatz, welchen di
in zwei Heerlager theilte, auch in dem Neuner
Café vorhanden war, der Gegensatz zwischen der
lichen und der bloß humanistischen Weltansicht,
im Grunde mit dem Christenthume nichts zu sc
haben will. Man einigte sich über die ästh
Auffassung des Lenau'schen Faust, in der Bewund

der Schönheiten der Dichtung. Ich suchte, die Betrachtung auf einen höhern Standpunkt als den einer bloß ästhetischen Beurtheilung zu erheben. Hierbei traten jedoch tiefer gehende Differenzen zu Tage. Von Bemerkungen, die ich äußern hörte, erinnere ich mich einer, welche Bauernfeld machte: „Sie lassen ihn mehr sagen, als er gedacht hat.“

Graf Auersperg, welcher offenbar für eine sogenannte rein humane Auffassung große Sympathie hatte, und in seiner Welt- und Lebensanschauung auf Goethe's Seite stand, macht in seiner werthvollen Lebensskizze Lenau's die Bemerkung: ich habe den Versuch gemacht, dem „Faust“ Lenau's „echte Christlichkeit“ zu vindiciren, womit ich mich aber eines Anachronismus schuldig gemacht habe, indem ich nämlich dem späteren christlichen Standpunkte des Dichters vorgriffe. Lohnte es der Mühe, so würde ich gern für meine Ansicht eine Lanze brechen, während ich es zugleich beklagen muß, daß der von mir hochgeschätzte Auersperg nicht mehr unter den Lebenden ist. Soviel aber muß doch wohl einleuchten, daß darum, weil Faust als Skeptiker dargestellt wird, keineswegs auch die in der Dichtung vorherrschende und von dem Dichter vertretene Lebensansicht die skeptische zu sein braucht. Und wenn von einer christlichen Lebensansicht, die in

stopheles. Aber gerade di
zwischen Geschöpf und Schöp
Geschöpf dem Schöpfer trotze
lehnen, die eigene Kreatürli
um sich absolute Selbständig
in Lenau's „Faust" konsequ
vom Anfang bis zum End
halten. Auch muß man fra
sei: nach Goethe einen Faus
nichts Anderes, das heißt k
keinen anderen Mephistophel
man nichts Anderes zu bring
ganz Dasselbe: eine humani
doch halb pantheistische, mit
hier und dort gewürzte Weltan
Mit einem Goethe in rein

welche anonym erschien, in Deutschland einige Aufmerksamkeit erregt hat. In dem, was mir vor Augen gekommen ist von der wahrhaft ungeheuren Lenau-Literatur, ich meine derjenigen, die von Lenau handelt und die im Laufe der Jahre sich sehr angehäuft hat, habe ich, was die Auffassung der Idee des „Faust" betrifft, nichts Anderes als das bloß Aesthetische gefunden; aber das eigentliche Problem, das Verhältniß zwischen dem Lenau'schen und Goethe'schen „Faust" habe ich nirgends berührt gefunden. Die Frage nach der Lebensanschauung scheint, als ein Nebensächliches, eine Art Adiaphoron, völlig außer dem Gesichtskreise der Recensenten gelegen zu haben. Später gab ich meine Abhandlung in dänischer Sprache, und zwar nach einer ausführlicheren Bearbeitung heraus (in Heiberg's Zeitschrift „Perseus" aufgenommen). Bei dänischen Lesern, namentlich in den Kreisen der Jüngeren, hat sie, wie ich anzunehmen Grund habe, einige Wirkung hervorgebracht. Prof. Sibbern schrieb eine wohlwollende, gedankenreiche Anzeige in der „Monatsschrift für Literatur" (Kopenhagen), durchaus der Ansicht zustimmend, daß bei Goethe die Tendenz eine völlig andere sei, als bei Lenau. Dieses war es eben, was ich in meiner kleinen Schrift geltend machen wollte; und hat sie einigen Werth, so beruht er darauf,

konnte. Ich erinnere an seinen
begann dieses Gedicht während m
haltes, unterredete sich auch oft i
tischer und in kirchengeschichtlicher
mehrere der ersten Gesänge vor.
nämlich erst nach meiner Heim
mich, indem er mir die Ehre erw
ciren. Vor einigen Jahren ha
dänischen Literatur eine schöne, besc
Uebersetzung von Christ. Richardt

Man wird schwerlich leugne
Gedicht Partien von höchster Sch
das Ganze von einer innigen,
Stimmung durchdrungen ist, und
Stellen eine tiefere Mystik ausspr
weniger hat es in Deutschland,
gewordenen Anerkennung nicht ...

gezeichneten Gedichte nicht zu verkennen sind. Als eine Unvollkommenheit kann man vielleicht schon den gewählten Gegenstand betrachten. Savonarola war nicht bloß ein religiöser Charakter, sondern auch ein politischer, welcher im Gegensatze gegen den Despotismus für das Ideal einer Republik schwärmte und kämpfte. Durch diese Vermengung des Religiösen und des Politischen wird aber der reine Eindruck getrübt. Wie viel herrlicher steht Luther da, welcher ausschließlich für das Reich Gottes und nichts Anderes kämpfte! Als eine Unvollkommenheit kann man es vielleicht auch bezeichnen, daß die Tendenzen gar zu stark hervortreten. Savonarola hält lange, gewiß mächtige und ergreifende Predigten — gegen die Hegel'sche Linke, gegen David Strauß und seine mythische Behandlung der heiligen Geschichte. So stark und deutlich aufgetragene Tendenzen thun in Dichterwerken niemals gut. Uebrigens liegt es auch in der Natur der Sache, daß ein Werk wie dieses, je tiefer es verstanden wird, nothwendig zu einem Zeichen des Widerspruches werden muß, zumal in einer Zeit wie die unsrige. Lenau bekam die ganze Hegelsche Linke gegen sich, welche sich mit großer Bitterkeit aussprach; David Strauß fühlte sich persönlich gekränkt. Ebenso bekam er gegen sich die klerikale Partei, welche, über seine Angriffe auf

kum ziemlich verzärtelt, welches
cultus gewöhnt hatte, war ge
pfindlich; und obgleich er auf
sein mußte, so schien er dennoch
werden, und es verstimmte ihn

Einige Zeit nachdem der
war, erhielt ich von ihm einen
vgl. Lenau's Leben I, 357), in
und zerrüttende Stimmungen
Weltanschauung, welche in mein
sprochen ist, hat mich noch nic
nicht hinreichend gestählt und
feindlichen Anfälle des geistig u
Lebens; ich fühle mich manchm
den Reiten der finsteren Stim

steigen. Es währt dann einige Zeit, bis ein Hauch von den heiligen Bergen die Nebel fortbläst."

In demselben Briefe schrieb er, daß er augenblicklich mit einer größeren Dichtung: „Die Albigenser" beschäftigt sei. Er müsse die Kreuzzüge gegen die Ketzer unter Innocenz III. als das größte Trauerspiel der Kirche ansehen, welches wohl eine poetische Bearbeitung verdiene. Ein anderes episches Gedicht, welches er angefangen hatte, Huß, war wieder bei Seite gelegt. Bei näherem Studium des Stoffes kam es ihm vor, als eigne er sich nicht für ein umfangreiches Gedicht. Huß' Charakter erschien ihm nicht tief genug, um das Centrum eines Epos bilden zu können; auch werde der Hussitenkrieg, bei der lärmenden Monotonie der Kriegsereignisse, keinen dankbaren Stoff liefern. Zwar glaube er den spekulativen Schlüssel zu dem Hussitenkriege, eine Idee, gefunden zu haben, welche als organisirendes Prinzip für ein kleineres episches Gedicht ausreichen würde. Hierüber wünsche er jedoch erst mit mir zu konferiren. Er hoffe — so schrieb er — nach Kopenhagen zu kommen. Hieraus ward indeß nichts.

Später erschienen die „Albigenser". Nachdem ich sie aber gelesen hatte, fühlte ich meine Hoffnungen im Wesentlichen getäuscht. Freilich sind auch hier Par-

tien von der höchsten Schönheit, vielleicht, wie
meinten, noch schönere, als in seinen vorausge
Werken. Was aber niederschlagend auf mid
war dieß: Die Weltanschauung war eine an
worden. Jedenfalls war die christliche Ans
wie sie im „Faust" und „Savonarola" herrsch
verschwundeu und hatte einer Weltanschauun
gemacht, welche ich nur als die der Emancipa
des Liberalismus bezeichnen konnte. Höher
nicht. Der Held in den Albigensern ist n
einzelne Person. Der Held ist der Zweifel,
Inocenz III. in Fesseln liegen will, welchen
Kreuzzug gegen ihn entzündend, blutig verfol
nicht zu tödten im Stande ist. Innocenz III
Schilderung ausgezeichnet ist, z. B. in dem (
„Der Traum" (Schlaf, Innocenz, schlaf wo
der Repräsentant des Absolutismus, weld
Menschengeist in seinem Streben nach Freih
Inquisition und Interdikt, Scheiterhaufen un
unterdrücken will. Die Ketzer, die Albigenser
doch selbst zuerst zu weltlichen Waffen grif
Abgesandten des Papstes erschlugen und dur
revolutionäre Auftreten die Reaktion herausf
gelten als die Söhne der Freiheit und de
schritts. Fragen wir aber nun, welchen Le

huldigen, welche Saatkörner sie ausstreuen wollen, um eine neue Zeit hervorzurufen, da erfahren wir, daß es nicht das Evangelium ist, welches sie begeistert: denn längst sind sie über das Evangelium hinausgekommen; sondern es sind Amalrichs von Bena verneinende Lehren. Zu diesen Lehren gehörte ihre Ansicht von der Dreieinigkeit, daß sie nämlich nur drei Stufen, drei Abtheilungen der Zeit bedeute, innerhalb deren wir den einen Gott erkennen. Zuerst war die Zeit des Vaters mit dem Gesetze; sie mußte verschwinden, als die Zeit des Sohnes aufging, in welcher an die Menschwerdung Gottes in einem einzelnen Individuum geglaubt wurde; aber auch die Zeit des Sohnes, mit dem neuen Bunde, mußte vorübergehen. Jetzt kamen die Zeiten des Geistes, des freien Geistes mit dem freien Gedanken. Und nunmehr soll der Welt diese Lehre eingeprägt werden und über alle Vorurtheile siegen: „Der Geist ist Gott". Der Sinn der Worte ist pantheistisch, zur Verherrlichung des Menschengeistes; und wir haben hier einen Vorboten der Hegel'schen Linken. Allerdings werden sie den Schülern Amalrichs von Bena in den Mund gelegt, so daß man nicht ohne Weiteres in ihnen des Dichters eigene Worte finden darf. Allein der Dichter hat nirgends denselben ein Korrektiv ge-

sehr dürftige heißen, wie prä
Bilderschmuck auch auftreten n
es nicht bewundern können, r
weitberühmten, lautgepriesen
citirten Schlusse den unaufh
diesen Worten schildert:

Den Albigensern folgen di
Und zahlen blutig heim, n
Nach Huß und Ziska kom
Die dreißig Jahre, die Ce
Die Stürmer der Bast

Die Revolution wird n
sammengeworfen, denn beide
hinaus, die treuen Zeugen
Ketzern und Leugnern, denn

Frage nicht unterdrücken, ob die „Albigenser" nicht zu demselben mitgewirkt haben. Ein solcher Wechsel in den höchsten Anschauungen, an welchen wir doch unsern letzten Anhalt haben sollen, ein solcher Selbstwiderspruch kann nicht dazu dienen, die Ordnung und Gesundheit unseres Innern zu bewahren.

Nach den Albigensern hatte sich Lenau noch in einem größeren Werke versucht: „Don Juan", von welchem jedoch nur so wenige Fragmente vorhanden sind, daß wir nichts über dasselbe sagen können. Als ein genial poetischer Zug läßt sich etwa hervorheben, daß Don Juan in einem Kloster einen Besuch abstattet, in Begleitung von zwölf Pagen, welche verkleidete Mädchen sind.

Soll ich nun einige Bemerkungen hinzufügen über seine letzte beklagenswerthe Krankheit, eine Gemüthskrankheit, in welcher er völlig zu einer geistigen Ruine ward, so kann ich Selbsterlebtes nicht mehr mittheilen. Jedoch wünsche ich mein Urtheil über ihn möglichst vollständig darzulegen, und muß daher benutzen, was in den vielen Mittheilungen vorliegt, die wir über ihn haben, unter denen ich besonders das von seinem Schwager Schurz in zwei Bänden herausgegebene

Biographie zu schreiben habe, so

zu können: es gehört eben mit

biographie, daß ich im Alter mich

dem losmachen kann, was mich in

Lebhafteste interessirt und beschäfti

nun vom Alter aus auf jene T

zurückblicke, fühle ich mich aufgefor

logische und ethische Züge hervorz

jetzt Manches beleuchtet wird, wa

unverständlich war und erst in Verb

Nachrichten aus durchaus glaubwü

klar geworden ist.

Aus Allem, was nachher zu

ist, ergiebt es sich, daß Lenaus

diesem oder jenem einzelnen Umsta

sondern nur aus einem Komplex ver

Ich sende einiges Allgemeine vora

hypochondres Kind war er geboren. Sein Vater führte ein sehr unregelmäßiges Leben, und seine Mutter war melancholischen Temperamentes. Unter ihren Kindern lag dieses ihr vorzugsweise am Herzen. Sie verzärtelte den Knaben, welchem sie ihre besondere Liebe zuwandte, als einem auffallend frommen Kinde, welches oft, vor einem Schemel stehend oder knieend, seiner Schwester Messe las; und während sie es aufs Beste meinte, gewöhnte sie ihn frühe, in allen Dingen seinen Willen zu bekommen, so daß er durchaus keinen Widerspruch vertragen konnte. Auersperg meint, sicherlich mit Recht, daß diese Gewöhnung, alle seine Wünsche erfüllt zu bekommen, die Gewöhnung daran, daß Alles in seiner Umgebung ihm entgegenkam und sich nach ihm richtete, die Quelle war, aus der in seinem späteren Leben ein wesentlicher Mangel entsprang, nämlich der Mangel an fester Selbstbestimmung den äußeren Lebensverhältnissen gegenüber, der Mangel an eingreifender Thatkraft, mit einem Worte, an einem festen Charakter. Phrenologische Untersuchungen nach seinem Tode haben auch erwiesen, daß die sogen. intellektuellen Organe und die niederen, auf die Sinnlichkeit gerichteten Organe die am meisten, dagegen die sogen. moralischen Organe die am wenigsten entwickelten Organe waren. Nach Allem, was ich über

des Gesetzes; wovon denn d
den Jahren dazu kam, meh
ethisch. Als einen mißlichen
führen, daß er sein ganzes L
Dichterberufe abgesehen, nie
gehabt hat, daß er unbedi
war, ohne an irgend ein A
zu sein — eine Situation,
Menschen zu den gefährlichs
kann einer Thätigkeit entbe
Zeit gewisse Schranken gezo
er an prosaische Pflichten g
dem Alltagsleben verknüpfen
Gehorsam und Ordnung, u
werde. sich an Gottes Gnad

keit und Selbstbegrenzung fehlte es gänzlich in seinem Leben, welches ein Gepräge von Willkür, von etwas Flackerndem und Unstätem trug. Ein Mensch, der ohne Pflichten gegen Andere ist und seine ganze Zeit zu souveräner Verfügung hat, wird — so begabt er auch sein mag — manche Stunden haben, in denen er die Leere der Zeit empfindet und dadurch zu einseitiger Beschäftigung mit seinem eigenen Ich kommt, mit Allem unzufrieden wird, fort und fort eine Befriedigung, Fülle, Sättigung begehrt, die er nicht finden kann. Dieses unersättliche Sehnen und Suchen, dieses nie gestillte Verlangen ist ein Grundzug bei einem Faust, und gehört zu den so meisterhaft von Goethe geschilderten Zügen. Auch bei Lenau zeigt sich ein unbegrenztes Verlangen nach Erkenntniß, nach Lebensgenuß, nach Ehre und Anerkennung; denn so viele Anerkennung er auch fand, wollte er deren doch immer mehr, und sein Selbstgefühl stieg immer höher. Jene Zeit, da er den Faust und den Savonarola dichtete, da er selbst sich im Gehorsam und in der Begeisterung des Glaubens befand, sie war gewiß — wie auch mehrere seiner Freunde versichert haben — die beste und glücklichste Zeit seines Lebens.

Von diesem seinem nie gestillten Sehnen und Suchen, das niemals sein Ziel erreichte, werde ich

nach den biographischen Mittheilungen ein paar Beispiele anführen, die mit zu einem einigermaßen vollständigen Bilde seines Lebens gehören.

Das eine ist seine amerikanische Reise, welche unternommen war, ehe ich ihn kennen lernte, und von welcher er nicht gern redete. Er war europamüde geworden und fühlte ein unwiderstehliches Verlangen nach der neuen Welt, wo er hoffte seine Ideale realisirt zu finden. Er ahnte schon, welcher Reichthum von Poesie ihm aus der amerikanischen Natur zuströmen werde. Niagara! Niagara! Niagara! wiederholte er oft als ein Wort der Sehnsucht, dessen bloßer Klang für ihn etwas Berauschendes hatte. Und in der moralischen Welt jenseits des atlantischen Meeres hoffte er eine höhere und veredelte Menschheit unter den repulikanischen Verhältnissen zu finden, als dem diametralen Gegensatze gegen die jammervollen politischen Zustände Europas. So reiste er denn mit einer Schaar von Auswanderern nach Amerika. Sein Weg führte ihn über Holland, „das Land mit den hübschen Mädchen und den hübschen Kühen“, wie er sich ausdrückte. Bei seiner Ankunft in Amerika kaufte er sich Land, welches er bebauen wollte. Indeß war es seine Absicht, vorläufig sich mit einem kürzeren Aufenthalte zu begnügen.

Aber bald sollte es sich zeigen, daß der europäische Dichter amerikamüde ward und sich zurücksehnte. Alle seine aus Amerika geschriebenen Briefe bezeugen, wie gewaltig er sich getäuscht fühlte, wie grenzenlos mißvergnügt er war. „Amerika," schreibt er an Emilie Reinbeck, „ist das wahre Land des Niederganges, der Westen der Menschheit; das atlantische Meer ist der Isolir-Gürtel für den Geist und alles höhere Leben". Die Natur findet er matt und elend, die Landschaften monoton und unphantastisch. Besonders betont er, daß in ganz Amerika sich keine einzige Nachtigall finde, was in seinen Augen eine tiefere Bedeutung hat und worin er eine Art Fluch erkennt. Denn die Nachtigall gehört für ihn zu dem „Profundesten" in der Schöpfung, ein „fliegendes Mysterium". Die Menschen in Amerika sind ausgebrannte Menschen in ausgebrannten Wäldern. Die Frauen sind geist- und gemüthlos. Sie haben in ihren Augen keinen Blick, sondern können nur zuschauen oder gaffen; sieht man in ihre Augen hinein, so sieht man in ein paar Kellerfenster. Mit Grauen hat er sie in Koncerten und in Gesellschaften singen hören. Sie geben einen eigenthümlich pfeifenden und kreischenden Laut von sich, welcher etwas dem Geschrei der Möven Verwandtes hat. Der Eindruck, den man von ihrem Gesange erhält, ist Leere und Hohlheit ihres

Veredelung beigetragen, und
nichts dazu beiträgt, die Menschen
licher zu machen, so ist sie ganz gle
Werth. Denn, wie er sich in et
ausdrückt, „es ist ganz gleichgültig,
in runde oder viereckige Form g
bedarf einer Niagara-Stimme, um
zu predigen, daß es noch höhere G
welche man in der Münze ausprä
Niagarafall und hörte ihn in ein
mehreren Meilen; als er aber
selbst kam, so hörte er nichts.
wanderungen dorthin zählt er zu
scheinungen der Zeit. Die letzter
den Himmel, die Gott diesen Me
sie man für ein S

Ihm selber ward bange, daß alles Geistige und Höhere von ihm weiche, und er kehrte nach Europa zurück, um von Neuem sich zu sehnen und zu suchen.

Als ein anderes Beispiel seines grenzenlosen Suchens und Sehnens, welches zu keinem Ziele kommen konnte, will ich seine verschiedenen Liebschaften erwähnen. Sie waren keine glücklichen.

Zuerst war es die treulose Bertha. Schon in seinen Studentenjahren hatte er sich mit einem sehr schönen, aber armen Mädchen, Namens Bertha, verlobt. Leider gingen ihm nach einiger Zeit die Augen darüber auf, daß er seine Liebe an eine Unwürdige verschwendet habe, welche je mehr und mehr eine niedrige, ja gemeine Gesinnung offenbarte, treulos, unwahr und verlogen war. Er mußte diese Verbindung lösen; aber ein Schwert ging durch seine Seele: sein Stolz war tief gekränkt. Er konnte diese Täuschung nicht verwinden, und diese Wunde ist vielleicht niemals ganz geheilt worden.

Einige Zeit nachher schien es, daß ihm durch eine günstige Führung ein Ersatz für das Verlorne gegeben werden sollte, und zwar in einem nicht allein hübschen, sondern, nach einstimmigem Zeugniß, auch von Seiten des Herzens vortrefflichem und sehr gebildetem jungen Mädchen, welches in Stuttgart ihm begegnete, Namens

Lotte. Sie gewann seine Neigung zugleich dur musikalische Begabung, und sang Beethovens A mit einem unvergleichlichen Ausdrucke, welch bleibende Erinnerung in ihm zurückließ. Die N war gegenseitig, obgleich es zu keiner eigentlic klärung kam. Seine Freunde wünschten lebha er sich entschließen möge, das Glück, welches s darbot, zu ergreifen. Aber hier zeigte sic Auersperg seinen Mangel an Selbstbestimmung Er konnte nicht zu dem Entschlusse kommen, zuzu im Gegentheil beschloß er, auf das ihm darg Glück zu resigniren. Er meinte in seiner Schw daß er für das Glück nicht bestimmt sei, und e ein geliebtes Wesen nicht in sein unglückliches hereinziehen. „Ich liebe sie unendlich," schr „aber mein innerstes Wesen ist Traurigkeit, un Liebe eine schmerzliche Resignation. Ich wi Liebe bewahren; sie wird für immer mein verschönern."

In dieser resignirten Stimmung reiste Amerika. Nach seiner Heimkehr von dort e sich ein Liebesverhältniß, welches eine tie bleibende, aber auch verhängnißvolle Bedeut ihn erhielt und vielleicht auch eine mitwirke sache zu dem traurigen Ausgange seines Leben

In Wien machte er die Bekanntschaft einer jungen Frau, Sophie L., welche mit einem seiner Freunde verheirathet und Mutter mehrerer lieblicher Kinder war. Sie war es, welche er seine Muse nannte, und welche er am tiefsten und längsten, ja bis in den Tod geliebt hat. Sie zeichnete sich nicht allein durch Jugend und Schönheit aus, sondern auch durch hohe geistige Begabung. „Sie ist voll Geist", pflegte er zu sagen; und er stellte sie höher, als alle anderen bekannten geistreichen Frauen, die Rahel (Varnhagen) u. A. Er betrachtete sie als eine ihm Ebenbürtige: denn es gab nichts, worüber er mit ihr nicht reden konnte. Oft eilte sie ihm mit ihren Ideen voraus, und sie übte auch auf seine Dichtung einen nachhaltigen Einfluß. Ob sie auch selbst Dichterin gewesen sei, weiß ich nicht; aber sie übte die Malerei, namentlich Blumenmalerei, in welcher er sie bewunderte. Er betrachtete die Blumenmalerei nicht als etwas Unbedeutendes, sondern als einen Zweig der Portraitmalerei. Sowie der Portraitmaler die Natur idealisiren, das menschliche Angesicht in seinen glücklichsten Momenten darstellen müsse, ebenso sei es auch die Aufgabe des Blumenmalers, die Blumen zu idealisiren, welche in der Natur oft von dem Ideale abweichen, eine Idealisirung, welche er zu Stande bringen könne durch eine

Seele aufgefaßt und sozusagen wie
Lenau behauptete: Sophie male kein
ohne dieser das Gepräge ihrer eigen
theilen. Immer mehr gestaltete sich
zwischen ihm und Sophie zur inni
gegenseitigen Unentbehrlichkeit aus.
hier eine strenge Schranke, welche
werden durfte, wodurch denn über
hältniß ein tragischer Schatten ausge

Aus meinen eigenen Erlebnissen
fügen, daß ich Sophie in Wien gesel
lange vor meiner Abreise nahm Le
Abends mit zum Besuche bei ihr.
ich sie, sie mich gesehen habe. Auf
den Eindruck einer sehr liebenswürdi

mir redete sie, als hätte sie mich längere Zeit gekannt. Als auf meine nahe bevorstehende Abreise die Rede kam, ermahnte sie uns auf die anmuthigste Weise, die uns noch gewährten Tage zu benutzen und uns nicht durch eine Verstimmung darüber stören zu lassen, daß die Zeit unseres Zusammenlebens bald dahin sei; die Zukunft könne uns ja wieder zusammenführen. So lebhaftes Interesse mir dieser Besuch nun auch einflößte, so konnte ich doch ein wehmüthiges Gefühl nicht unterdrücken über das Geschick dieser Liebenden. Obgleich er ihr gegenseitiges Verhältniß mir als ein Verhältniß bloßer Freundschaft schilderte, so hatte ich doch eine Ahnung, daß er eine glühende Liebe für sie empfand, und auch sie ihrerseits diese erwiderte. Aber wie trost- und hoffnungslos war doch das Ganze, ohne irgend eine Aussicht! Damals kannte ich Goethes Wahlverwandtschaften noch nicht; sonst würden diese mir lebhaft vor die Seele getreten sein. Jetzt konnte ich bloß denken: ach wenn das nur ein gutes Ende nimmt!

Es nahm kein gutes Ende. Nicht, als wäre die heilige Schranke überschritten worden. Die Reinheit dieses Verhältnisses hat Niemand je bezweifelt, und das, ungeachtet Lenau, wie erzählt wird — denn selber habe ich's nicht von ihm gehört — die Aeußerung

gethan haben soll, daß die Ehe ein unnatürliches und daher unmoralisches Institut sei. Aber so sorglos war er, ein solches Selbstvertrauen hatte er in Betreff dessen, was er sich selbst, und was er Sophie glaubte bieten zu können, daß er einige Zeit nachher hinging und sich verlobte. Es verlangte ihn nach Familienleben, nach häuslichem Glücke, welches Sophie ihm ja unmöglich gewähren konnte. Natürlich sollte Sophie in das Verhältniß eingeweiht werden, und sein Verhältniß zu Sophie sollte das nämliche bleiben, nämlich das einer treuen Freundschaft. Man kann sich vorstellen, daß sie jedenfalls nicht von Herzen der neuen Verbindung sich freuen konnte.

Der Gegenstand seiner Liebe war eine berühmte Sängerin Caroline U., welche zugleich eine große tragische Schauspielerin gewesen sein soll. Und sie betrachtete es als ihre Mission, Lenau glücklich zu machen. Eines Tages, als sie in einem Walde eine Spaziertour mit einander machten und schon ein längeres Gespräch über das Tragische geführt hatten, wurde er dermaßen von ihr hingenommen, daß sie sich mit einander verlobten. Als sie darauf von den noch zu bekämpfenden Hindernissen redeten, stieg sie mit der größten Leichtigkeit und Grazie über einen großen, am Wege aufgeworfenen Steinhaufen hinweg

und sprach: So muß man über die Hindernisse hinweg gehen!

Diese Verbindung konnte jedoch nicht von Bestand sein. In ihrem Wesen und ihrer ganzen Art, sich zu verhalten, wie diese mit ihrem Theaterleben zusammenhängen mochte, lag Etwas, was ihn, ohne daß sie es wollte, von ihr entfernte. Dieses sollte sich zeigen, als sie ihr Portrait ihm verehrte. Sie hatte sich als Maria in Lenaus Faust malen lassen, auf einem dunklen Grunde von Gewitterwolken, im Hintergrunde das wilde Meer. Obgleich sie vierzig Jahre alt war, soll das Gemälde die Wirkung großer Schönheit gehabt und sie mit dem ganzen Ausdrucke blühender Schönheit dargestellt haben, wozu der Kontrast gegen den dunkeln Hintergrund gewiß nicht wenig beitrug. Als Ueberschrift hatte sie aus einem Lenauschen Gedichte die Worte setzen lassen: „Weil' auf mir, o dunkles Auge;“ dann aber hatte sie auch diese Unterschrift anbringen lassen: „Caroline von Strehlenau, geborne U.“ Hieran stieß er sich; es berührte ihn aufs Unangenehmste, als eine Pretension, eine Anmaßung, daß sie seinen Namen sich beilegte, ehe sie das Recht hatte ihn zu führen. Aber auch auf andere Weise entfernte sie ihn von sich. Sie verlangte von ihm jene kleinen Ritter- und Kavalierdienste, wie Andere

sie vielleicht mit Freuden geleistet und hierin eine Gunstbezeugung gesehen hätten, welche aber nicht nach seinem Geschmacke waren. So konnten sie z. B. nie in einer Theaterloge zusammensein, ohne daß er zu hören bekam: „Niembsch! halte meinen Shawl; hänge meinen Hut auf; lege meine Mantille zurecht; Niembsch, bestelle Eis für mich“ u. s. w. Für ihn war Dergleichen unleidlich. Zuletzt gerieth er gar in skeptische Gedanken und verlor das Vertrauen zu ihr, indem er äußerte: in Sachen der Liebe könne man einer großen Schauspielerin nicht trauen, da man nicht wisse, was in ihren Gunstbezeugungen echt und unecht, was Natur und was Kunst sei. Er löste also die Verbindung. Sie zeigte sich hierbei sehr achtungswerth und resignirt. Es lag ihm daran, die Briefe zurückzuerhalten, die er ihr geschrieben hatte, Briefe voll der glühendsten Liebe, mit lyrischen Ergüssen, die zu dem Schönsten gehörten, was er hervorgebracht hat. Er wünschte um so dringender, diese Briefe wieder zu bekommen, da er kürzlich erfahren hatte, daß in Tiecks geselligem Cirkel einer derselben vorgelesen war. Sie händigte ihm seine Briefe aus, sowie er die ihrigen ihr zurückgab. Sie trennten sich in Freundschaft. An demselben Tage, an dem sie das Verlöbniß gelöst hatten, speisten sie noch zu Mittag beisammen und machten darauf ein

lange Spazierfahrt in einem Walde, wo sie früher oft neben einander gewandelt hatten.

Aber noch eine Verlobung sollte zustande kommen, die letzte und in gewissem Sinne unglücklichste. Eine junge Frankfurterin, Marie B., deren Bekanntschaft er an einer table d'hôte gemacht hatte, eine edle Jungfrau mit reiner Seele, welche etwas Madonnenhaftes hatte, gewann sein Herz. Nachdem sie in jugendlicher Naivität, ohne ihn gesucht zu haben, ihm ihr Jawort gegeben hatte, wünschte er möglichst bald Hochzeit zu feiern. Jetzt wollte er Entschlossenheit, Selbstbestimmung, festen Willen zeigen, an welchem er's bei früheren Veranlassungen hatte fehlen lassen. Er wollte gleichsam die Brücke hinter sich abbrechen, auf daß keine hindernden und störenden Reflexionen sich bei ihm eindrängen durften. Jedoch gab es gewisse äußere Umstände, die ihn bekümmerten und in Grübeleien hineinführten. Er hatte sich hinsichtlich seiner Vermögensverhältnisse verrechnet; denn zwar hatte er seine sämmtlichen Werke an Cotta für eine hohe Summe verkauft, aber versäumt, sich eine Rente auszubedingen, worauf er erst später aufmerksam ward. Auch zeigte sich, daß seine Verlobte nicht reich war, was Viele, auch er selbst, geglaubt hatten. Während er über diese ökonomischen Fragen brütete, hatte er

ziehen; und nunmehr drang er
Hochzeit möglichst beschleunigt werde
war erst seit achtzehn Tagen mit ihm
als sie nun mit ihrer Mutter nach
um Hochzeit zu halten, fiel zufällig il
Zeitungsblatt, in welchem sie las,
Lenau — einer Irrenanstalt übergebe

Ein erschütternder Schlag, nicht
unglückliche Geschöpf, welches sein D
Dichters geknüpft hatte, sondern in
für Alle. Die Theilnahme war ringsu
land eine allgemeine: denn er war
lands geliebtester Dichter. Man hof
Besserung; und beständig strömten A
Gedichte u. s. w. nach dem Aufenth
lichen. Doch hielt sein gestörter Zu
Krankheit begann 1842 und währ

unter gegenseitigen, sehr ernsten Herzensergießungen, und daß Sophie darauf in einer Art fieberhaften Zustandes ausgerufen haben soll: „Einer von uns muß wahnsinnig werden!“ Das Wort hat sich an ihm erfüllt.

Bei dieser Krankheit kann ich nicht weiter verweilen, nud muß den, welcher nähere Details zu erfahren wünscht, auf das öfter erwähnte Werk von Schurz hinweisen. Ich hebe nur hervor, daß in Betreff der leiblichen Ursachen die Aerzte nicht allein auf die angeborene und angeerbte Anlage aufmerksam gemacht haben, sondern auch darauf, daß Lenau sich in den Wäldern Amerika's einen Rheumatismus zugezogen, später an einer Herzkrankheit gelitten hatte. Ebenso haben sie in der Unregelmäßigkeit seiner Lebensweise eine Erklärung gefunden, indem er beständig die Nacht zum Tage, den Tag zur Nacht machte, dazu unaufhörlich starke Cigarren rauchte. Ich kann selbst bezeugen, daß er vom Morgen bis zum Abend rauchte und davon sagte: „Ich muß immer einen Plan im Kopfe, und eine Cigarre im Munde haben“. Auch meinten die Aerzte, er habe an nicht zum Ausbruch gekommenen Hämorrhoiden gelitten. Kurz, sein Organismus war ein in jeder Hinsicht zerrütteter, unheilbar kranker.

daß ein weibliches Daguerrot
Bild, vernichtet werden sollte.
darauf wieder weich und bat,
„Sie hat zwölf Jahre lang da
ausgemacht!" Jedoch fügte er
nach französischen Manieren gel
darauf klagte er sich selbst an
das Talent höher gestellt, als da
doch das höchste ist. Sagt ihr
das Sittengesetz nicht hoch ger
mitunter tauchten auch Reak
Regungen auf. Sophie schrieb
Briefe, welche eine an Verzweif
athmeten, aber doch immer dara
trösten und zu erheben.

dieses „nicht“ dreimal unterstrichen. Er wollte sich also nicht beugen, sich nicht in Gehorsam unterwerfen, sondern seinen Stolz und eingebildete Selbständigkeit behaupten. Doch fügte er später hinzu: „Ich duck mich doch. Versteht mich: doch!“ und dann wieder: „tamen, vobis dixi“. Einmal hörte man aus seiner Zelle ein lautes Weinen. Als der Arzt eintrat, fand er ihn wehklagend unter Thränen: „Der arme Niembsch ist sehr unglücklich!“

Gewiß, ein trauriger Lebensabschluß! Franz Baader hatte ihm das Wort mit auf den Weg gegeben: „Die Gescheidten werden immer gescheidter, und die Dummen werden immer dümmer.“ Lenau freute sich darüber und ich freute mich gleichfalls. Dagegen äußerte eine Freundin Lenau's sogleich: sie könne diesen Worten ihren Beifall nicht geben, wenn sie auch sehr genial lauteten, weil etwas von menschlichem Verstandeshochmuth darin liege. Und betrachten wir den Ausgang des Lebens Lenau's, so werden wir genöthigt, ihr Recht zu geben, sogar gegen unsern Freund und Lehrer Franz Baader. Lenau gehörte doch gewiß zu den Gescheidten, den Klugen, den Bestbegabten; und betrachten wir ihn am Schlusse seines Lebens, so steht er ja tief unter dem einfältigsten Menschen, dessen Verstand Gott bewahrt hat. Seine

Existenz war oft mehr thierisch als menschlich.
sind wir Menschen doch, wenn wir uns auf uns
auf unseren Verstand, unsere Kraft und Selbstän
verlassen, anstatt uns unter die gewaltige Hand G
zu demüthigen!

Ein einziges Mal widerfuhr ihm die Gnade,
zu können. Er forderte eines Tages die gerad
wesenden auf, ein Vaterunser mit ihm zu
„Jeder“ — sagte er — „bete nach seiner K
aber laßt uns mit einander das Gebet des
beten.“ — Wir alle bedürfen's, dieser Anweisu
folgen, und unter dem eben empfangenen Eindruck i
derheit, daß wir beten: führe uns nicht in Versuc
sondern erlöse uns von dem Bösen.

Und hiermit schließe ich, was ich zur Erinn
an einen lieben und unglücklichen Freund n
geschrieben habe. Die Tage unseres Zusammenl
haben mir zu großer geistiger Erfrischung und zu
zur Bestärkung in meinen theuersten Ueberzeug
gedient. Aber — wie liebenswürdig er auch w
sein Leben und Geschick dient zur Bestätigung
alten Regel: Das Leben soll nicht ästhetisch ang
werden, sondern ethisch.

Kehre ich jetzt zurück zu meinem Leben in Wien, so bemerke ich nur, daß ich nicht allein die Bibliothek fleißig besuchte, sondern auch das Burgtheater. Ich habe hier das ganze deutsche Repertoire mir vorüberführen lassen, von Goethe und Schiller bis zu Iffland und Kotzebue, von welchem letzterem ich, ungeachtet seiner ganzen Jämmerlichkeit und Verwerflichkeit, doch bekennen muß, daß er ein sehr großes dramatisches Talent war; daneben auch Bauernfeld, Grillparzer, Halm und andere der damals Lebenden. Von Grillparzer sah ich ein Gegenstück zu Calderons „Das Leben ein Traum“, nämlich: „Der Traum ein Leben“. Auf dem Burgtheater sah ich auch eine ausgezeichnete Darstellung von Oehlenschlägers Corregio, welche eine große Wirkung hervorbrachte.

Von bedeutenden Persönlichkeiten lernte ich die Dichterin Caroline Pichler kennen, bei welcher ich durch ihren Freund, den Dichter Frankl eingeführt wurde. Sie war eine ältere Dame von ungewöhnlicher Bildung. Die Unterhaltung bewegte sich besonders um Tieck, vor welchem sie große Achtung hatte. Einer anderen berühmten Persönlichkeit hatte ich die Ehre, von Lenau vorgestellt zu werden, dem Baron Hammer-Purgstall, dem Geschichtschreiber des Osmanischen Reiches, sowie Verfasser mancher

Ausflug in das herrliche Salzbu

Wir hatten früher beschlos
Italien zu gehen, und um hiera
Stunden im Italienischen genomm
um jene Zeit von der Cholera
mußte dieser Plan aufgegeben
schlossen, nach Paris zu gehen.
etwas besonders Anziehendes.
daß eine Reise ins Ausland eig
Unternehmen ist, es sei denn, d
nach Rom führt, so vermag ic
Beschränkungen beizustimmen.
werthvoll ist, das ist doch nur ein
das klassische Alterthum und da
alter. Der neuere Katholicismu
uns des Jämmerlichen und Geistl
vor Augen stellt, und welchen m

für mich keine Gegenwart. Nur die Natur war lebendig und gegenwärtig. Aber obgleich das Lied der Mignon: „Kennst du das Land, wo die Citronen blüh'n?“ mit ihrem sehnsuchtsvollen: „Dahin, dahin!“ so mußte ich doch auch an Grundtvig's Wort denken, welches er in seinen „Chronikreimen“ über Italien sagt:

> Wo nur Bäume blüh'n und grünen,
> Wo im Land der süßen Düfte
> Für die Musen nur noch Grüfte [1]),

und dieses Wort schien mir sehr treffend. In Paris dagegen war Alles Gegenwart. Wie viel auch des Argen und Verwerflichen sich dort regen mochte: es war doch die Jetztzeit, die Bewegung des heutigen Geschlechtes, welche mir hier entgegenströmte. Hier wurde Geschichte producirt, wenn auch in sehr verschiedener Qualität. Für mich hat das Werdende eine weit größere Anziehungskraft, als das unbeweglich Existirende, wie in Rom, wo nichts producirt, nichts geboren wird, nichts in geistigem Sinne wird und sich gestaltet, es sei denn in den Ateliers einzelner Künstler. Wenn der Papst und die Jesuiten es darauf anlegen,

[1]) Hvor kun Trae har friske Blade,
Hvor i Hesperiders Have
Alle Muser kun har Grave.

Geschichte zu produciren, wie in dem nur Grauen er- weckenden Vatikan-Koncil — wovon wir damals nicht die fernste Ahnung hatten — dann tragen ihre Pro- duktionen immer den Stempel des Abgestandenen und Todten, des Gespensterhaften, welches einen mittel- alterlichen Leichengeruch mit sich führt. Das Beste, was man in Rom thun kann, wenn man kein Künstler ist, mag meines Dafürhaltens sein, Geschichte zu lesen. Un- streitig muß es ein fesselndes Interesse haben, umringt von den kolossalen Denkmälern und Grabsteinen der versunkenen und begrabenen Herrlichkeit — Welt- geschichte zu lesen. Uebrigens will ich über diese meine Ansicht mit Niemanden diskutiren; ich will immerhin zugeben, daß Etwas eben nur individuell für mich gelten mag.

Damals hatte ich keine Ahnung, daß in Paris mir eine besondere Freude, eine Ueberraschung bereitet war. In Wien hatte ich mit einem Dichter gelebt, welcher mit Recht der Dichter der Melancholie heißen durfte, und dessen Lebensanschauung von Hause aus in pessimistischer Richtung angelegt war. In Paris sollte ich die Bekanntschaft eines Dichters machen, welcher als Dichter einer höheren Lebensfreude be- zeichnet werden konnte, und welcher in seinem „Spiegel- globus" die sonnenbestrahlte Welt darstellte, nicht auf

schwarzem und düsterem Grunde, sondern auf einem lichten und silberklarem Grunde. Dieser Dichter war mein Landsmann, J. L. Heiberg[1]), welchen ich erst in Paris persönlich kennen lernen sollte. Hierüber möge denn nun das folgende Kapitel berichten.

Paris.

In Paris richtete ich mich ebenso ein, wie zuvor in Wien, suchte also sobald wie möglich die Bibliothek auf, wo ich in der Literatur der Mystiker arbeitete. Ich hatte damals einen groß und umfassenden

---

[1]) Joh. Ludw. H. — dessen Vater, Pet. Andr. H. im J. 1800, seiner republikanisch-liberalen Gesinnung wegen aus seinem Vaterlande Dänemark verwiesen, nach Paris ging (daselbst 1841 gest.) und als dänischer Lustspieldichter sich f. Z. einen Namen gemacht hat — ist 1791 geboren, war seit 1822 Professor der dänischen Sprache und Literatur in Kiel, 1849—56 Theaterdirektor in Kopenhagen, 1860 in Bonderup gestorben, ein ungemein fruchtbarer und vielseitiger, u. A. philosophischer Schriftsteller, insbesondere aber als Dichter, sowohl lyrischer als dramatischer, sehr angesehen. Seine „Gesammelte Werke“ sind 1861—62 in 22 Bänden erschienen. „Sein eigenthümliches Gepräge als Schriftsteller zeigt H. in dem durchgebildeten Geiste, welcher aus seinen Schriften hervorleuchtet. Seine literarische Persönlichkeit ist klar im Produciren, seelenvoll im Denken, zugleich europäisch und echt dänisch“ (M. Hammerich). A. M.



auf der Wiener als auf d
ich lange Excerpte und ha
wege gebracht. Indessen
was wir so oft im Leben
zu groß angelegt war, u
Die Erfahrung zeigte, daß
deutschen Mystik in meine
deutsch 1842) bearbeiten ko
jene umfassenden und in ge
Studien dazu beigetragen,
einen geschichtlichen Hinter
sonst nicht erhalten haben

Wir waren in ein Hote
leute vorfanden: Andrä (ge
und B. Bjerring, welcher
französischen Literatur nach

Literatur, welche mir von Nutzen sein könnten, u. A. Werke von Guizot und dem Geschichtschreiber Michelet, welcher damals, soweit ich mich erinnere, noch einen moderaten Standpunkt einnahm. Uebrigens war Bjerring ein junger Politiker von liberaler Richtung, ja „ein guter Republikaner“. Ein Schwede besuchte uns oft, Karl A. Hagberg, später als Uebersetzer des Shakespeare berühmt geworden. Er war ein vortrefflicher Reisegefährte, mit welchem wir schon früher in München zusammen getroffen waren. Hier begegneten wir uns auch bei „dem alten Baader“, wie er ihn nannte, dann ebenfalls in Wien, wo er häufig nach dem Neunerschen Café kam und Lenau schwedische Sagen erzählen mußte. Am Morgen nach meiner Ankunft in Paris kam C. A. Hagberg zu mir herauf, als ich noch im Bette lag, und rief mir zu: „Nun bist du nach Paris gekommen, und glaubst wohl, du seiest zu der babylonischen Hure gekommen. Aber Paris läßt sich von mehr als einer Seite ansehen!“ Und hierin hatte er Recht.

Eines Tages, als wir bei Andrä versammelt waren, trat J. L. Heiberg ein, in der Absicht, ihm einen Besuch abzustatten, da er ihn von Kopenhagen her kannte. Er setzte sich zwischen uns; und auf mich machte seine ganze Konversation einen so angenehmen,

ungefähr zwölf Uhr Mittag
vorhebe, weil dieser Besuch
ausdehnte, als gewöhnlich
die beste und freundlichste
Beider. Es währte nicht
Heiberg mitten in der Hege
er ja in Dänemark eingefü
er zu wirken fortfuhr. Ic
Stand der Hegelschen Sache
mittheilen, was von Interess
näher auf den eigentlichen In
erwartete ich nach dem Eind
die Bedeutung der Philosophi
schen Linken genähert habe.
der Fall: denn alle seine

Sinne der Hegelschen Rechten, und unter den Theologen stellte er Marheineke hoch. Hierdurch ward es mir leichter, mit ihm zu reden und zu verhandeln. Ich theilte ihm Einiges von der Anschauung mit, zu der ich gelangt war. Er hörte mir aufmerksam zu. Als einige Punkte der Dogmatik berührt wurden, so traten natürlich auch Differenzen hervor; jedoch erhielt ich dabei Gelegenheit, die Humanität und Eleganz, mit er disputirte, zu bewundern. So scharf er auch in der literarischen, öffentlichen Polemik auftreten konnte: im mündlichen Gedankenaustausche war er der angenehmste Disputator, den ich kennen gelernt habe. In seinem ganzen Wesen lag eine Ruhe und Klarheit, im Bunde mit echtem Humor, ein Gleichgewicht, ein maßvoller Takt, eine Vereinigung von Genialität und Besonnenheit, welche mich mitunter unwillkürlich an Goethe erinnerte, mit welchem sein Naturell sehr verwandt war. Alles, was er sagte, war in ausgezeichneter Weise formulirt, und trug ein eigenthümliches Gepräge, natürlich und ohne überflüssige Worte. Wir setzten unser Gespräch lange fort, und, wie ich glaube, zu gegenseitigem Interesse. Frau Heiberg, welche sowohl durch ihre Genialität als auch durch ihre jugendliche Anmuth etwas ungemein Anziehendes hatte — sie war damals vierundzwanzig Jahre alt — verhielt

flogen vorüber; und da
kam, lud Heiberg mich ein,
ich mit Freuden annahm.
dem Palais Royal, wo
Vefours einkehrten. Wir
Heiberg sparte nicht den C

Bei Tische wurde d
fortgesetzt, indem wir auf
menschlichen Freiheit" kam
auf das jüngere Geschlech
Wirkung geübt hatte. B
Aesthetische hinein; und hi
punkt zwischen Heiberg und
wir in späterer Zeit öfter z
ohne daß wir uns einigen

meinte, daß die Bewunderung Shakespeares erheblicher Einschränkungen bedürfe. Nicht nur das Schwülstige in seiner Diktion hob er hervor, womit er seinem Zeitalter einen Tribut abgetragen habe: auch den Mangel an Motivirung, die großen Sprünge rügte er, die oft in Shakespeares Stücken vorkämen, wo es ausschließlich scheine auf Effekt abgesehen zu sein. Auch wies er auf das Unklare und Nebelhafte in mehreren der Figuren des Dichters hin; ja, er meinte, daß, wenn Hamlet so verschieden aufgefaßt und gedeutet werde, die Ursache darin liegen möge, daß das Dramatische hier nicht plastisch genug ausgestaltet sei: denn sonst könnten nicht solche Differenzen aufgekommen sein. Bei manchen seiner, hier nur unvollständig angedeuteten Bedenken wußte ich ihn freilich nicht zu widerlegen; jedoch fand ich, er thue darin unrecht, daß er, ungeachtet dieser oder jener Ausstellungen, nicht die schuldige Liebe und Bewunderung des Dichters zu ihrem vollen Rechte kommen lasse. Man hat von Heiberg gesagt, daß ihm das Pathos gefehlt habe, was ich indeß nicht finden kann. In mehreren seiner Dichtungen, z. B. in dem „Töpfer Walther“, finde ich Stellen, die ein echtes Pathos haben. Allein der tiefere Grund, den seine kühle Stellung zu Shakespeare haben mochte, lag wohl in der Auffassung des

Auch während dieser
sich Frau Heiberg zu ho
zu thun. Erst am Schl
Gespräch einen allgemeine
während unsres Spazierga
Royal, nahm sie an de
thätigen Antheil. Wir k
eines Hegelianers, des P
zu sprechen, „über den Ver
wo er voraussagte: die
sich immer mehr vom The
literarische Produktion erl
dem großen und rohen Ha
dem Theater garnicht eine
nur eine Anstalt zu simpler

erwähnte Abhandlung in nicht geringem Grade meine Aufmerksamkeit erregt, und das Nämliche schien auch bei Heibergs der Fall zu sein. Man konnte schwerlich der Behauptung widersprechen, daß ein Theater jederzeit etwas Neues bedürfe und nicht bloß durch die alten Produktionen bestehen könne. Frau Heiberg meinte: es wäre schön, wenn ein Dichter aufkäme, der ein neues genre in der dramatischen Poesie entdecken könnte. Heiberg sprach sich in demselben Sinne aus. Für sein Theil schien er zu verstehen zu geben, daß er sich zunächst von der Idee angezogen fühlte, dramatische Dichtungen im phantastischen Stile zu entwerfen. Eine Probe dieser Gattung hatte er nicht lange vorher uns in seinem „Elverhöj“ (Elfenhöhe) gegeben.[1]) Was ihm jetzt vorschwebte, konnte er in jener Stunde vielleicht noch nicht aussprechen. Wir haben gesehen, wie es Gestalt gewann in seiner „Fata Morgana“ und dem „Siebenschläfertag“, diesem merkwürdigen Werke, welches anfangs nur kühl aufgenommen, jetzt, da ich dies schreibe,

[1]) „Elfenhöhe, ein nationales Schauspiel (1828), sinnreich in der Anlage, mit einem eigenthümlichen romantischen Hintergrunde von Sagen und abergläubischen Vorstellungen des seeländischen Volkes und mit Musik aus den alten Kämpenliedern, deren Melodien, von dem Komponisten Kuhlau meisterhaft behandelt, erst durch die „Elfenhöj“ aufs Neue zu Volksweisen geworden sind“ (M. Hammerich). A. M.



wandeln wir auf unsre na
rückgeführt, und, soweit i
an „Elverhöj“, auf unsr
Kämpeweisen und andere
falt und Herzlichkeit, w
Duft unsrer vaterländisch
Duft von Wald und Fel
in so mannigfaltiger Wei
Innersten der Seele regt,
noch immer, so lange nach
wie ein frischer Quellbor
an den Ufern der Seine,
ländischen Erinnerungen u
welche durch ihren Kontr
französische Wesen uns u
war der schönste Sommer

jenen alten, noch heute frisch duftenden Liedern zu reden; und sie leitete meine Aufmerksamkeit auf ein Lied, welches sie vor anderen liebte: „Jeg gik mig ud en Sommerdag at höre“ (an einem Sommertag ging ich aus, zu hören). Ich schämte mich, es gar nicht zu kennen; sie aber lehrte es mich, indem sie, den Springbrunnen umkreisend, es mir recitirte und leise summend vorsang. Seit diesem Abende habe ich es nicht wieder vergessen.

Vom Palais Royal fuhren wir nach Heibergs Hotel zurück. Die Rede kam auf die Bellmannschen Lieder [1]), in welchen Wort und Melodie so wundersam, ja man möchte sagen, so unglaublich verschmolzen sind. Ich kannte zwar Einiges daraus, doch nur sehr stückweise. So nahm Heiberg denn seine Guitarre und spielte einige Melodien, um mich näher bekannt zu machen mit dieser Vereinigung des Komischen und des Romantischen, der ausgelassensten Lustigkeit und der tiefsten Wehmuth. Allein ich weiß nicht wie? wir wurden, ungeachtet des Fesselnden dieser Weisen, dennoch zurückgeführt zu unseren alten dänischen

[1]) Karl Michael Bellmann (pseudonym Fredman), berühmter schwedischer Volksdichter, geb. 1741, gest. 1795 in Stockholm, ausgezeichnet in bacchanalischen, idyllischen und humoristischen Liedern, welche er mit eigenen Melodien versah. A. M.

mit dem Heimweh Verwand
bewegt war in dem Gefühl
kennen, wie sie keinem andere
deutsch, noch französisch war
dänisch. Sind es auch nur
bare Laute, doch kann es v

Sie haben eine Farbe,
Wie lichtblaue Kornblum

Da war's, wo Johan
erlaubt, sie hier so zu nennen
hob, indem sie sang, was sie
als wir um den Springb
sang mit ihrer ausdrucksvoll

Ein Sommertag war's;

All den anderen Vögeln klein,
Die mit sprechen und lallen. [1])

Ich war von dem Gesange hingenommen. Da ge-
vahrte ich, daß die Uhr zwölf war. Es war Mitter-
nacht geworden. Wo war die Zeit geblieben? Mein Be-
uch hatte Tages um zwölf begonnen, und jetzt war's
Nachts um zwölf. Das Ganze war mir wie ein
Traum, aus dem die Mitternachtsglocke mich geweckt
atte. Im Traume verschwindet ja die Zeit, oder
wird doch kaum merklich. Die Unterhaltung war in
inem Flusse fortgegangen; ich erinnere mich keines
Augenblickes, wo die Zeit sich vernehmen ließ, das
eißt, wo eine jener Pausen eintrat, in denen man
ich erschöpft fühlt und sich erst sammeln muß, um
uf etwas Neues zu kommen. Wäre eine solche Pause
ingetreten, so wäre ich gewiß erwacht. Aber Alles
ing wie von selbst. Zum Theil beruhte das viel-
eicht darauf, daß wir nicht mehr als drei Personen
varen, die Konversation zu bestreiten. Denn je Mehrere

---

[1]) Jeg gik mig ud en Sommerdag at höre
Fuglesang, som Hjertet monne röre,
I de dybe Dale,
Blandt de Nattergale,
Blandt de andre Fugle smaa,
Som tale



es Zeit war, aufzubrechen.
und erhielt die freundlichste
hagen sie zu besuchen.
Paris war nicht möglich,
mußten.

Als ich mein Hotel er
Landsleute ausgegangen, u
in Paris freilich sehr schwieri
aber, es möchte mir ein Un
wir uns endlich wieder zusam
mich einer scharfen Kritik.
Pfeil wurde auf mich abge
geduldig darein: denn durc
teuerlichen Besuch hatte ich
entbehren mochte. Meine

kennen lernte, ist für meine ganze humane, namentlich meine ästhetische Erziehung von unberechenbarer Bedeutung gewesen. Dieses Umgangs und der theilnehmenden Freundschaft, welche ich in guten wie bösen Tagen hier gefunden habe, kann ich nicht anders als mit tiefster Dankbarkeit gedenken.

Und was soll ich jetzt Weiteres von meinem Pariser Aufenthalte erzählen? Das Wesentliche ist schon gesagt. Ich kann berichten, daß ich die Merkwürdigkeiten der großen Stadt betrachtet habe. Daneben habe ich im Théâtre français Aufführungen des Corneille nicht nur, sondern auch des Molière beigewohnt; ich habe die Opéra comique, und in ihr „die weiße Dame" gesehen; ich habe endlich auch eines der schlechtesten und niedrigsten Theater besucht, wo der Kampf zwischen Bernhard und Abälard dargestellt wurde, und wo Abälard natürlich als der Mann der Freiheit und des freien Gedankens erschien und als solcher beklatscht wurde. Ich sah auch Madame Mars, welche noch im höheren Alter die Frische der Jugend

---

Baron Gyllembourg (Ehrensvärd) verheirathet, Verfasserin einer Reihe fein gezeichneter Novellen. Zwischen ihr und dem Sohne bestand ein Verhältniß, wie zwischen Freund und Freundin. Unter ihrem wohlthätigen Einflusse entwickelte sich der Sohn aufs Beste. A. M.

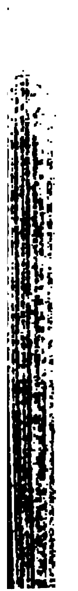
dieses war jedoch nur von ge

Um jedoch eine der Sam
nennen, erwähne ich das Louv
unter Führung unseres berühmt
besahen, welcher sich um diese
hielt und in unser Hotel einge
ein Mann, der sich durch P
eifriger Disputator auszeichnet
mit ihm gesessen und disputi
besonders über das Verhältniß
wobei er mir allzu naturalistisc
letzt aufbrechen mußten, weil
stimmter Stunde zu Bette geh
noch eine halbe Stunde in der
bleiben und seine Entwickelunge
mir oft vorgestellt, daß es ein
abgehen müßte; mir alle im Di

spruches. Sein Ja und sein Nein trugen beide gleich sehr den Charakter des Widerspruchs. Ging man mit ihm durch's Louvre und sprach etwa seine Bewunderung eines ausgezeichneten, allgemein bewunderten und anerkannten Bildes aus, so antwortete er hierauf mit einer sehr tadelnden Kritik, durch welche man kurz abgefertigt wurde. Erlaubte man sich einen Tadel zu äußern und, selbst in der bescheidensten Weise, zu erkennen zu geben, daß man irgendwo Etwas weniger vollkommen finde, so hielt er eine Strafpredigt darüber, daß man nicht im Stande sei, die großen Schönheiten dieses Werkes zu fassen.

Von namhaften Persönlichkeiten lernte ich auch den alten P. A. Heiberg kennen, den Vater des vorhin erwähnten. Damals war er schon blind, auch gewohnt, daß alle Dänen, die nach Paris kamen, ihm ihre Aufwartung machten. Er interessirte mich weniger. Es lag in seinem Wesen etwas Grobkörniges, welches einen vollkommenen Gegensatz bildete gegen das feingebildete Wesen des Sohnes. — Eine andere dieser Persönlichkeiten war L. Kruse, ein alter Poet und Aesthetiker, welcher s. Z. in der dänischen Heimath Dramen und Romane verfaßt hat.

Im Grunde sehnte ich mich nach der Heimath. Es ist eine Erfahrung, die ich mehrere Male im Aus-



Im Gegentheil, mochte ich n
in der Fremde finden, die
führte mich immer wieder da
mir bewußt ward, welche V
sowohl hinsichtlich ihrer eig
auch ihrer Sitten und Einric
hervorragenden vaterländische
ich immerhin etwas parteiisch,
keit doch für mich eine persön
mir zugute. So erging es n
Reise ins Ausland. Während
Vorzüge meines dänischen Va
weilte ich namentlich auch bei
Dichter und Künstler, die w
stehen konnten mit den ausge
Fremde, bei jenem Kreise von

Schätze, die unserem Volke eigenthümlich sind, gehoben haben, um sie nachher in ihren verschiedenen Werken über dasselbe auszubreiten. Mich verlangte nach einer tieferen Aneignung unserer dänischen Poesie, welche meiner Ueberzeugung nach damals bei Weitem noch nicht erschöpft und genügend ausgebeutet war, und von welcher ich annahm, daß sie auch auf das wissenschaftliche Leben und Streben bei uns noch einen befruchtenden Einfluß üben müsse. Ich wünschte, es möchte dahin kommen, daß die dänische Wissenschaft sich zu der Höhe der dänischen Poesie erhebe.

Wir hatten uns zwei Monate in Paris aufgehalten. Ich meinte, daß Paris mir vorläufig nichts mehr zu geben habe. Was die Bibliothek mir gewährte, werde wohl auch auf unseren reichhaltigen Kopenhagener Bibliotheken zu finden seien. So redete ich denn mit Bornemann von unserer Heimkehr; und er theilte um so mehr meine Ansicht, da unsere Kasse nachgerade leer war, und wir, um nur die Kosten der Heimreise bestreiten zu können, einer Verstärkung von Hause her bedurften. Diese blieb nicht aus; und im Herbste 1836 befanden wir uns auf dem Heimwege, welcher auch glücklich zurückgelegt wurde. Wir brachten beide Vieles mit nach Hause, was nun weiter sollte verarbeitet werden.

Druck von W. Druguli

zur 400jährigen Gedenkfeier des G
von
Gustav Körl
ev. Pfarrer in Hemsbach a. d. B
Mit 4 Illustrationen von Gu
Preise: 1 Exempl. Mk. —.80. 12 Exemp
Mk. 17.50, 50 Exempl. Mk. 32.50, 100

Die Stellung des christlic
zur Heiligen Schr
Zwei apologetische
von
Dr. Hermann Sch
Professor an der Universität Gö
Zweite, erweiterte und mit Anmerkung
8⁰. Preis Mk. 1.50.

Die christlich
und ihre modernen G
Von
Wilhelm Glock, Pfa
Verfasser von: Reisebilder aus Be



Aus meinem Leben.

Mittheilungen

von

Dr. H. Martensen,
Bischof von Seeland.

Zweite und dritte Abtheilung
in einem Bande.

1837—1883.

Mit dem Bildniß des Verfassers.

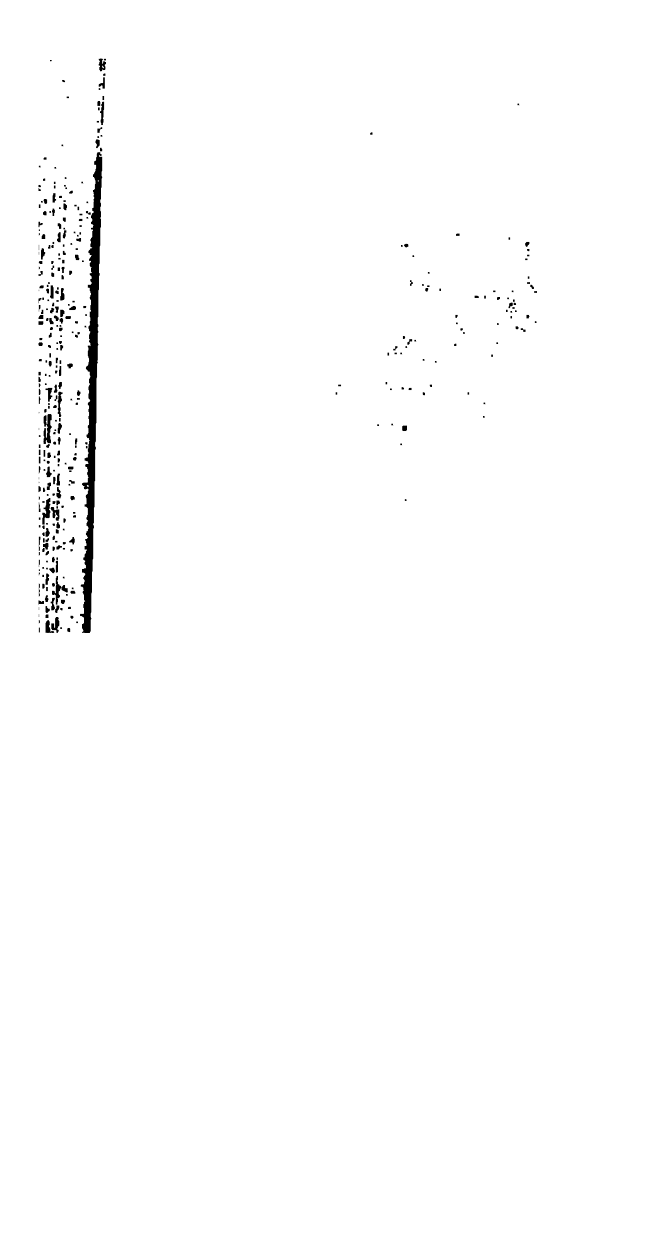
Aus dem Dänischen von A. Michelsen.

Karlsruhe und Leipzig.
Verlag von H. Reuther.
1884.









Aus meinem Leben.

Mittheilungen

von

Dr. H. Martensen,

Bischof von Seeland.

Zweite Abtheilung.

1837—1854.

Mit dem Bildniß des Verfassers.

Aus dem Dänischen von A. Michelsen.

Karlsruhe und Leipzig.

Verlag von H. Reuther.

1884.


ANDOVER THEOL.
MAY
19
1884
LIBRARY

Vorwort des Verfassers.

Indem ich hiermit die Fortsetzung meiner Lebens-erinnerungen herausgebe, kann ich nur wünschen, daß sie dieselbe wohlwollende Aufnahme finden möge, wie die erste Abtheilung. Freilich haben die zweite und die dritte Abtheilung in mehrfacher Hinsicht einen anderen Charakter, als die erste; und es fragt sich, ob das Interesse für den jungen Mann, dessen Entwickelung in der ersten Abtheilung geschildert wurde, auch dem Manne unter den Arbeiten und Kämpfen des Lebens zutheil werden wird. Denn jetzt kommen wir zu der Prosa des Lebens und allen hiermit verbundenen Unvollkommenheiten und Verwickelungen. Indessen gehört diese Prosa mit ihren Prüfungen wesentlich zu der Lebensaufgabe, die wir hienieden erfüllen sollen, zu der Geschichte, die wir durchleben sollen, um darnach unser Urtheil zu erwarten. Die hier beschriebenen späteren Lebensjahre sind daher von nicht geringerer Bedeutung, als die ersten. Sie haben zwar

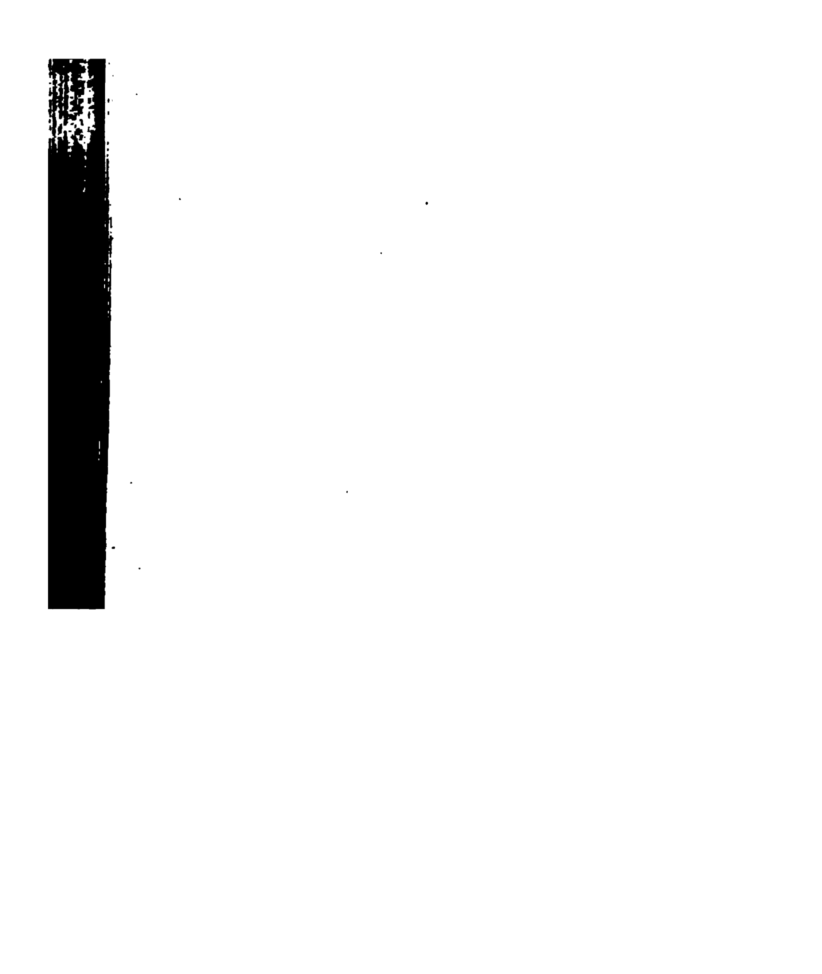
öffentliche, sondern auch persön
kommen, welche ihre ideale Sei
Hauptsache ist: das Licht, we
sich verbreitet, soll Gottes W
sein, welches von Anfang an
gedanke auf meiner Lebensbahn

Ich habe bei der Herausga
nicht das Beispiel Derjenigen b
nach ihrem Tode ihre Memoiren
der Oeffentlichkeit, wie man
erst von jenseits des Grabes,
nicht zur Verantwortung gezogen
haben. Im Gegentheil bin ic
gefolgt, die bei Lebzeiten ihre Erin
und deren Etliche sozusagen
Grabes" haben reden wollen.
wärtiger Schrift, in meinem ho

Nur durch völlig offene Aussprache können Mittheilungen, wie die gegenwärtigen, einigen Werth erhalten; ohne dieselbe bleiben sie werth- und bedeutungslos.

Ich habe mich bemüht, der Wahrheit in Liebe getreu zu bleiben. In diesem Bewußtsein werde ich den Widersprüchen und Einwendungen, die sich etwa erheben werden, mein Ohr leihen und sie prüfen, soweit sie noch in diesem Erdendasein bis zu mir gelangen werden. Schon in Anlaß der ersten Abtheilung haben sich Stimmen mit ernstem Widerspruche vernehmen lassen; und deren mögen noch mehrere zu erwarten sein. Jedoch dürfte in manchen Fällen eine weitere Verhandlung nicht allein nicht nöthig, sondern nicht einmal möglich sein, sofern nämlich bei der Gegenpartei gar kein Verständniß vorhanden, und man von Voraussetzungen eingenommen ist, die als unabänderlich, als irreformabel zu bezeichnen sind.

H. M.

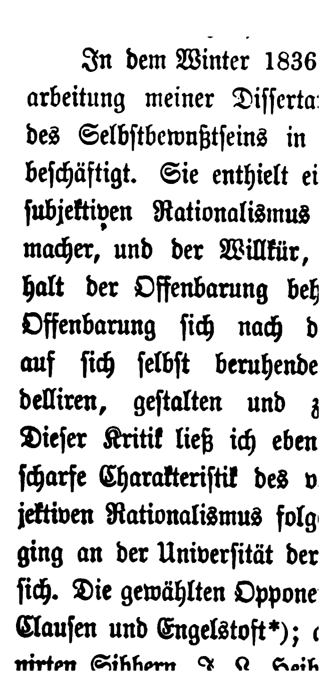


Inhalt.



Anstellung an der Universität.

Alsbald nach meiner Heimkehr wurde das Jubi-
um der Reformation der dänischen Kirche gefeiert.
var wurde es damals von der Opposition in sehr
rabsetzendem Tone besprochen; es hatte aber doch
ıen schönen und wahrhaft festlichen Verlauf, und die
[gemeine Theilnahme war nach dem Urtheile Kundiger
eses Mal eine bedeutend größere, als bei dem Re-
ırmationsfeste im Jahre 1817. Ich hatte bei dieser
ẟelegenheit die Freude, Marheineke wieder zu sehen,
ɔelcher als Mitglied einer Deputation aus Berlin
em Feste beiwohnte. Zuerst ward ich zu meiner
leberraschung seiner in der reformirten Kirche ansichtig,
ɔo nämlich Prof. Clausen, in Veranlassung des Festes,
ine Reihe von Vorträgen über die Reformation hielt.
Solange Marheineke hier verweilte, war ich täglich
nit ihm zusammen und bekam mehr als einmal seine



In dem Winter 1836
arbeitung meiner Disserta
des Selbstbewußtseins in
beschäftigt. Sie enthielt ei
subjektiven Rationalismus
macher, und der Willkür,
halt der Offenbarung beh
Offenbarung sich nach d
auf sich selbst beruhende
delliren, gestalten und z
Dieser Kritik ließ ich eben
scharfe Charakteristik des v
jektiven Rationalismus folg
ging an der Universität der
sich. Die gewählten Oppone
Clausen und Engelstoft*); (
nirten Sibbern, J. L. Heib

) Die genannte Schrift glaube ich an und für
als eines der besten Erzeugnisse meiner ganzen
rschaft bezeichnen zu dürfen. Auch ward ihr eine
geringe Anerkennung sowohl in der Heimath, als
im Auslande zutheil. Als ich vor einigen Jahren
München den berühmten katholischen Gelehrten
nger besuchte, erzählte er mir: schon durch jene
ift sei er mit mir bekannt geworden und habe
m meine weitere literarische Thätigkeit theil=
end verfolgt. Franz Baader war es, welcher sie
ine Schrift, welche Aufmerksamkeit verdiene, und
Inhalt die Theologen wohl zu beherzigen hätten,
mitgetheilt hatte.

Im Jahre 1838 wurde ich förmlich an der Uni=
ät angestellt, vorläufig als „Lektor" (a. o. Pro=
) in der theologischen Fakultät, während ich zugleich
Auftrag erhielt, an Stelle des mit Tode abge=
nen Prof. Paul Møller, für die, zum philoso=
hen Examen sich vorbereitenden jüngsten Studenten
räge über Moralphilosophie zu halten.

Soll ich nun Etwas über meine Vorlesungen sagen,
emerke ich, daß damals und noch mehrere Jahre

*) Alle drei sind theils schon damals, theils bald darauf
h philosophische u. a. Leistungen zu besonderer und bleibender
eutung gelangt. Al. M.

Dogmatik an, um zu bezeic
habe, wiewohl ich später d
wöhnlichen: „christliche Do
ich aber die damals studir
bleme und die Lösung, die
war, einführen, so konnte i
ich sie zuvor durch die ne
Verhältniß zur Theologi
durfte ich freilich nichts, o
aussetzen. Ich entschloß n
Kolleg zu lesen, „über die G
sophie und ihre Einwirkun
Kant bis Hegel.“ Schon v
ich, im Winter 1837—38
der mich hierzu aufforderte,
jedes Mal, wenn ich diese V
sie von Zuhörern der versc

Paul Möller hatte freilich über Geschichte der Philosophie gelesen, scheint aber niemals bis zu Ende gekommen zu sein, wie denn überhaupt seine Vorlesungen über diesen Gegenstand keine sonderliche Wirkung hervorbrachten. Seine Genialität lag in einer andern Sphäre (besonders der Kritik der griechischen Philosophen).

Da ich also in meinen Vorlesungen nicht umhin konnte, die Einwirkungen der neueren Philosophie auf die christliche Dogmatik darzulegen, so kam ich besonders in Berührung mit Hegel, welcher dastand als Deutschlands großer und gefeierter Philosoph. Dieser war in Dänemark schon zuvor durch J. L. Heiberg eingeführt und mehrfach auch hier Gegenstand der Bewunderung und Liebe geworden. Ich hatte denn auch meine Zuhörer durch Hegels System hindurch zu führen; wir konnten aber nicht bei ihm stehen bleiben, mußten vielmehr, wie man es nannte, über ihn hinaus. Es war mir darum zu thun, meine Zuhörer womöglich für Hegel zu begeistern; und dennoch mußte ich ihn bekämpfen, um auch sie zur Opposition gegen ihn anzuregen. Ob Beides mir durchweg in demselben Grade gelungen ist, muß ich dahingestellt sein lassen. Wohl aber darf ich zuversichtlich behaupten, daß ich meinen theonomischen Standpunkt durchgehend behauptete, gegenüber dem autonomischen Standpunkte

getragen fühlte. Mit einer
halt aus sich selbst hervor
mich schlechterdings nicht
es abgesehen hatte, war m
der Offenbarung Gegebene
hauptet hat, ich sei während
versitätszeit der Repräsenta
wesen, so war das jedenf
Behauptung, welche die sch
gegebenen ausdrücklichen und
völlig ignorirte, — eine Beh
jede meiner späteren literar
worden ist. Noch muß ich
meinen damaligen Vorträgen
Philosophie noch nichts Vol
und Baader mittheilen konn

bei Hegel so durchgeführt, wie bei keinem Anderen, findet.

Die Wirkung meiner Vorlesungen darf ich ohne Uebertreibung als eine große und ungewöhnliche bezeichnen. Eine neue Bewegung, ein neues Leben, offenbarte sich unter den Studenten der Theologie. Philosophische Interessen und Studien übten ihre fesselnde Macht, und die Studenten führten beständig unter einander Gespräche über die höchsten Probleme. Allerdings gab es — wie das bei solchen Gelegenheiten nicht zu verhüten ist — Manche, bei denen das Ganze nur eine Modesache war. Hegel war ja einmal der Mann der Zeit; und wer seinen Stempel trug, galt als Einer, der auf der Höhe der Zeit stehe. Andre nahmen es mit Hegel ernster und vertieften sich in ihn. Unter dieser Zahl waren Etliche, die sich nicht darein zu finden wußten, daß ich kein Hegelianer sein sollte. Da Hegel ihnen das Höchste war, mußte Alles von ihm abgeleitet werden; und sie waren daher geneigt, das Nicht-Hegelsche bei mir als etwas bloß Zufälliges oder Beiläufiges anzusehen, das gar nicht in Betracht komme. Sie hatten kein Auge dafür, daß, wenn ich mich auch der Hegelschen Formeln öfter bediente, dennoch eine Anschauung sich bei mir herausarbeitete, die von der Hegelschen wesentlich verschieden



trat es zu Tage, daß b
die Hegelsche „Linke“ Ein
ihrem pantheistischen Sta
opponirte. Die Geister d
gelassen; und es kam dara
könne. Doch hatte ich ein
deutender Kreis der besten
meine Tendenz richtig au
standen, daß in meiner D
duktion der christlichen Lehr
hier eine religiöse Spekulati
geltend machte, welcher von
welchem der Glaube dem
selbst, also einem solchen
nicht von den geschichtliche
im Gegentheil diese bejaht

stets gefolgt; und mehr als Einer derselben darf zu den vorzüglichsten Männern der dänischen Kirche zählen.

Während ich des Weges ging, welcher mir in meinem Innern vorgeschrieben war, und auf welchem — dieses stand mir fest — weder Lob noch Tadel des Zeitgeistes mich irre machen konnte, mußte ich zugleich das Bedürfniß empfinden, für mein persönliches Glaubensleben Sorge zu tragen. Aus früherer Erfahrung wußte ich, wie eine ausschließliche Hingebung an die Spekulation dazu führen kann, daß das geistige Leben verödet und immer steriler wird. Ich bedurfte, anhaltend aus dem ursprünglichen Born der Offenbarung zu schöpfen; daher las ich fleißig die heilige Schrift, ohne andere Absicht, als die der unmittelbaren Erbauung. Dabei kam es mir aber immer mehr zum Bewußtsein, daß ich eines Predigers bedürfe, den ich regelmäßig hören könne. Und hier gingen mir erst auf dem Wege der Erfahrung die Augen für die hervorragende Bedeutung Mynsters völlig auf. Ich hörte ihn regelmäßig; und wenn ich an einer früheren Stelle (Bd. I, 166 ff.) gesagt habe, durch Franz Baader sei mir eine neue geistige Erweckung zutheil geworden, so darf ich sagen, daß ich durch Mynsters Predigten zum zweiten Male und erst recht

erwähnt habe). Ich ve
und Befestigung des in
bei keinem Anderen zuth
wenn ich ihn hörte, tha
dem lauteren Born des
diger, bei denen man, n
und mit Eifer predigen,
Gottes- und Menschenso
kein Lebensbild empfängt
wirklich ein solches entg
Herrlichkeit Jesu Christi,
Gnade und Wahrheit; un
zu bekennen: „Du bist C
digen Gottes!" Das mächti
einzigartigen Wirklichkeit, r
Predigten Gestalt gewann,

alsdann deckte er uns unsere Geheimnisse auf, und sprach zu jedem Einzelnen nicht anders, als habe er ihn unter vier Augen; und immer verstand er es, uns Etwas zu geben, wodurch Einem wirklich geholfen wurde. Und obgleich man sich oft gedemüthigt fühlte durch seine Schilderungen der Sünde und der Verderbniß des Herzens, der natürlichen Härte und Trägheit: dennoch ging man niemals von seiner Predigt heim, ohne neue und höhere Lebenslust, ohne eine neue Aufforderung gewonnen zu haben, an der eignen Heiligung zu arbeiten, ohne neuen Antrieb, treulich zu wirken und das Unsere zu leisten in dem uns beschiedenen Berufe. Zu allem dem kam der apostolische Charakter, den seine Rede durch den ganzen Ausdruck seiner Persönlichkeit trug. Was ich hier empfing, es war von unberechenbarem Werthe für mich, und ich darf hinzufügen, auch für meine damaligen und späteren Arbeiten.

So war ich denn hauptsächlich darauf bedacht, meine dogmatische Grundanschauung auszugestalten. Zugleich arbeitete ich aber auch in anderen Disciplinen. Ich nenne insbesondere die Ethik, über welche ich gleichfalls vor einer zahlreichen Zuhörerschaft

klar vor meinen Augen, i
innige Verbindung de
Humanen ins Auge fasse
dürfniß der Zeit sei, und
rationalistische, sondern el
seitigkeit abzuwehren. Aber
Zeitpunkte ward es mir m
ganz hinzugeben, so daß
führten Bearbeitung der E
berufen fühlte.

Eine andre Disciplin, d
bearbeitete, war die Symbo
mein Lehrer gewesen war.*)
hielt ich über die Geschichte

---

*) Ueber dieses Fach hat M
veröffentlicht . . .

griffes, wobei ich (nach einem Ueberblick der mittelalterlichen Voraussetzungen, der Wahrheitszeugen vor Luther) mit einer Darstellung begann von Luthers eigener Theologie; zu diesem Zwecke nahm ich ein umfassendes Studium der Werke Luthers vor, zu großem Gewinn für mich selbst, und wie ich annehme, auch für meine Zuhörer. Gelegentlich hielt ich auch eine exegetische Vorlesung, z. B. über das Evangelium Marci, auch über die Briefe an die Galater und Epheser.

Zu größeren literarischen Arbeiten fehlte es an Zeit, oder auch an Reife. Jedoch arbeitete ich damals meine Schrift über Meister Eckart aus, welche als Abhandlung zur Erwerbung des theologischen Doktorgrades bei der Krönungsfeier Christians VIII., bei welcher dem Herkommen nach eine Doktorpromotion stattfand, eingereicht werden sollte. Sie ward indeß hierzu nicht benutzt, da die Universität Kiel mich, und zwar in Veranlassung meiner früheren Dissertation „über die Autonomie," zum Doktor honoris causa ernannte. Demzufolge dedicirte ich der theologischen Fakultät zu Kiel meinen „Meister Eckart".

Während ich mich mit den Mystikern beschäftigte, kam ich auch zum Studium Jakob Böhme's, wozu Franz Baader mich nachdrücklich aufgefordert hatte.

lassung. Böhme fesselte mich
und zuweilen meinte ich, auc
rung geben zu müssen, als
Eckarts. Indessen überzeugte
hierzu durchaus noch nicht fähi
sophie weit größere Schwieri
Tiefen enthalte, als die M
bei Eckart an theosophischen
Uebrigens habe ich auf meine
wohl zur Mystik, als zur The
Verhältniß gestanden. Sie h
geistigen Umgebungen gehört.
in immer zunehmendem Maße
worden, was nicht wenig daz
tieferen Naturen in den Reihe
fesseln. Erst in meinem Alte
worden, auch eine Darstell

auf's philosophische Examen vorzubereitenden, jungen Studenten. Das Büchlein fand eine gute Aufnahme, und meines Wissens ist es, auch noch, nachdem ich aus der Zahl der Universitätslehrer ausgetreten war, von den theologischen Studenten ziemlich viel benutzt worden.

Persönliche V

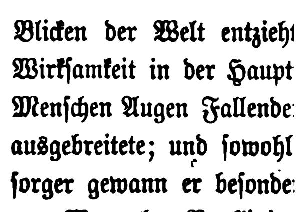
Lassen wir jetzt die V
ruhigen Gang gehen, und r
einige persönliche Verhältniss
und meine Entwickelung vo
gewesen sind.

J. H. P.

Vor Allen muß ich J. H
— wie im Vorhergehenden
worden — in v. Westens Sc
gewesen war. Als ich diese G

durch das Wohlwollen des Prinzen Christian (nachher. K. Christian VIII.) und seiner Gemahlin, zum Schloß- und Hofprediger ernannt. Er ward damals Mynsters Schwiegersohn.

Wie gern gäbe ich eine Schilderung dieses theuren Freundes! Aber in manchen Fällen wird es schwer, Etwas zu schildern, was eben durchaus selbst erlebt sein will, damit man es sich richtig vorstelle. Man hat es öfter bedauert, daß er so wenig veröffentlicht habe, weshalb es schwieriger geworden sei, von seiner Wirksamkeit zu reden. Dem mag also sein; man vergesse aber nicht, daß des Predigers Beruf ihn zunächst nicht auf das literarische Arbeitsfeld hinweist. Der Prediger ist ja nicht auf das schriftliche, sondern auf das lebendige Wort angewiesen; er soll in einem lebendigen Materiale, den menschlichen Seelen arbeiten. Gedruckte Predigten müssen eine Ausnahme bleiben; und für die Nachwelt können sie höchstens eine geschichtliche Bedeutung haben. Denn obgleich das Evangelium immer dasselbe bleibt, so bedarf jede Generation doch der christlichen Predigt in ihrer eigenen, ihrem Charakter entsprechenden Gestalt. Seine eigenen Zeitgenossen, die mit ihm Lebenden, sind es, auf welche der Prediger einzuwirken hat; ihre Freuden, ihre Sorgen und Kämpfe sind es, die er theilen soll, nicht



Blicken der Welt entzieh
Wirksamkeit in der Haupt
Menschen Augen Fallende
ausgebreitete; und sowohl
sorger gewann er besonde

Was aber Paulli in
verschaffte, war die, sein
Persönlichkeit. Er trug in
von Liebe und Milde, wel
thuend wirken konnte und
Er predigte das lautre Ev
fältig in der besten Bedeu
Vortrag war schlicht und
klingenden Organ, die Spr
einem ruhig dahin fließen

er verschiedensten Menschen zu versetzen, ihre Freuden, Sorgen und Bekümmernisse mitzufühlen, wobei er es denn verstand, nicht allein zu ermahnen, sondern wahrhaft zu trösten und zu beruhigen. Trat er über die Schwelle eines Zimmers, in welchem der Kummer herrschte, so machte sich den Anwesenden alsbald eine stillende, besänftigende Macht fühlbar. Unglaublich viele Einzelne und Familien giebt es unter uns, die den von ihm empfangenen Segen anerkennen; und immer aufs Neue begegnen mir Solche, die in tiefer Dankbarkeit sein Andenken bewahren.

Er ward Beichtvater der gegenwärtigen königlichen Familie. Auch hier, wo er der Lehrer der königlichen Kinder geworden ist, wo er in manchen Fällen als Rathgeber und Tröster gewirkt hat, wird sein Andenken fortwährend in Liebe bewahrt. Als er auch officiell das Amt eines königl. Confessionarius antrat, – denn thatsächlich war er dieses schon längst gewesen — so äußerte ich (damals Bischof von Seeland) gegen ihn: „Hier bist du zu einer Stellung berufen, für welche du dich vollkommen eignest. Gut, daß man mich nicht berufen hat: ich würde hierzu mich nicht eignen.“ Dies sagte ich aus vollem Herzen. Nichtsdestoweniger hat es dem Könige gefallen, nach Paulli's Hingang mir dasselbe Amt zu übertragen. Aber daß

von Anfang an großenthe
die neuere Theologie. Er
Geist, welcher, neben eine
und allgemein humanen
dürfniß fühlte, sich in d
Wissenschaft zu vertiefen.
sehr sorgfältig und sinnig a
wie denn auch seine theolo
Studien sehr umfangreich
wissen Zeitabschnittes fand
seinem Tische. Produktive
war ihm eben nicht verlie
Genialität receptiven und
wie ich sie außerdem nur
Freunde, nämlich dem selig
D. Laub*) angetroffen hab

von welchen er sich Abschriften verschaffte, interessirten ihn immer lebhafter, und unsere Unterhaltungen bekamen immer tieferen Gehalt, sowie denn unser gegenseitiges Verhältniß mit jedem Tage inniger und vertrauter ward. Ich darf sagen, daß ich von allem, was ich geschrieben, ihm das Meiste vorgelesen habe; und er interessirte sich für meine Arbeiten mit wahrhaft rührender, selbstvergessender Theilnahme. Viele seiner Aeußerungen waren in hohem Grad treffend und für mich von wahrem Nutzen. Auf die Kunst der Darstellung legte er ein großes Gewicht; und seine Kritik hat in dieser Beziehung nicht geringen Einfluß auf mich geübt. Er war von dem richtigen Gedanken beseelt, daß alle Wissenschaft sich dem Leben zuwenden müsse, und sich nicht in die Schule einschließen dürfe; daß theologische sowohl wie philosophische Arbeiten für das Volk, für die Menschheit zugänglich zu machen seien. Wo ich mich einmal allzu sehr in Abstraktionen bewegt und zuviel gelehrte Terminologie gebraucht hatte, da verlangte er aufs Entschiedenste: die Darstellung müsse „menschlicher" sein, worin er ohne Zweifel Recht hatte.

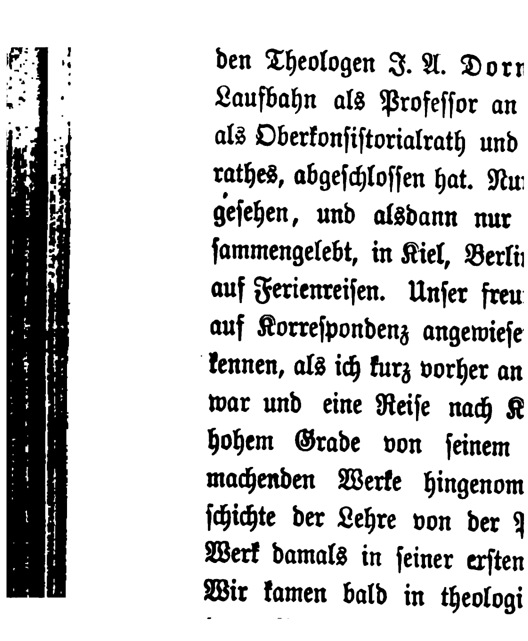
Im Laufe der Jahre bekamen unsere Gespräche, anstatt ihres vorwiegend theoretischen, einen mehr praktischen Ton, besonders seit ich selbst zu predigen

Und bei seiner Individualitä
jüngere Theologen zum Predi
sympathischen Natur verstan
Gaben zu würdigen, eine j
anzuerkennen und Jedem zu
mit welcher gerade er Gott i
werden. Wie oft habe ich
Erfordernisse der christlichen
meine eigenen Predigten, w
Aufmerksamkeit folgte, untern
ich brauchbare Winke von ih
Interesse flößte uns die Ge
aus welcher gewiß viel zu le
wir öfter den Mangel gedruc
Denn wieviele ausgezeichnete
unbekannt geblieben, abgeseh
verschwindenden Preise in m

mußte dieser Verkehr eingeschränkt werden. Jedoch kam er, sowie schon früher eine lange Reihe von Jahren hindurch, jeden Sonntagnachmittag zu mir. Diese Nachmittage sind mir unvergeßlich. Sie brachten oft einen Nachklang des Gottesdienstes, jedesmal Etwas aus dem Reiche Gottes.

Und ein Freund ist er mir gewesen, in der vollen Bedeutung des Wortes. Er hatte rein menschliches Mitgefühl mit allem, was mich betraf, auch mit meinen Schwächen. Er war mir ein wahrer Seelsorger, welchem ich Alles sagen konnte. Wie manche trübe Stunde half er überstehen und überwinden! Er schaffte mir Rath, Trost und Beruhigung. Durch seinen Tod entstand in meinem Dasein eine Lücke, die niemals ausgefüllt, ein Entbehrungsschmerz, der niemals gestillt worden ist. Noch immer kann mich ein lebhaftes Gefühl der Sehnsucht ergreifen, daß er wieder zu mir ins Zimmer trete, damit ich ihm sagen könne, was mich im Innersten bewegt.

Paulli war es auch, durch welchen ich zu Mynster in ein näheres Verhältniß trat. Ueberhaupt hatte er vielen Sinn für das gesellige Leben. In seinem Hause, mit seiner liebenswürdigen Gattin und Kindern, habe ich viele gute und heitre Stunden genießen dürfen.


den Theologen J. A. Dorn
Laufbahn als Professor an
als Oberkonsistorialrath und
rathes, abgeschlossen hat. Nu
gesehen, und alsdann nur
sammengelebt, in Kiel, Berli
auf Ferienreisen. Unser freu
auf Korrespondenz angewiese
kennen, als ich kurz vorher an
war und eine Reise nach K
hohem Grade von seinem
machenden Werke hingenom
schichte der Lehre von der P
Werk damals in seiner ersten
Wir kamen bald in theologi

beide in wesentlichen Stücken bekämpft hat, was
n dem genannten christologischen Werke zu Tage
Es würde zu weit führen, eine Schilderung zu
en von Dorners großer und umfassender Be-
z für die neuere Theologie[1], in welcher er eine
ztige Stelle einnimmt. Hier will ich nur be-
, daß unter den deutschen Theologen er derjenige
rfte, mit welchem ich am meisten sympathisiren
Wie hoch ich Richard Rothe auch stelle, so steht
)orner mir höher, weil er die kirchliche Lehre
großer Treue und Entschiedenheit geltend macht.
echt evangelische Persönlichkeit ist durchdrungen
efer Pietät für das kirchlich Ueberlieferte, wo-
eine Wissenschaftlichkeit um nichts herabgestimmt,
ert, vielmehr, wie mir scheint, erhöht worden ist.
Interesse für die Union betrachte ich als eine
für sich, auf welche ich, mit der ganzen nor-
Kirche fest im Lutherthume stehend, nicht näher
. Dieses Problem besteht nicht für uns hier
rden. Eine wahre Freude ist es mir gewesen,
unlängst, wozu ich ihn dringend aufgefordert
seine Dogmatik herausgegeben hat. In der
der Sache liegt es, daß in einer Dogmatik, die
seren Tagen erscheint, Vieles vorkommt, was noch
abgeschlossen und fertig ist. Seine Dogmatik

Werk, in Verbindung mit
seinem Namen eine große
gefähr fünfzig Jahre hi
brochen mit ihm in Br
theologische oder kirchliche
Zeit auftauchte, wurde
für meine Entwickelung u
deutung gehabt hat, die ic
kann.

Gelegentlich meines L
machte ich die Bekanntscha
Harms, welcher durch sei
den Kirchenkampf angefang
origineller Mann. Ich hör
einmal auch an einem M
predigte und improvisirte.
ihn besuchte, fragte er mich

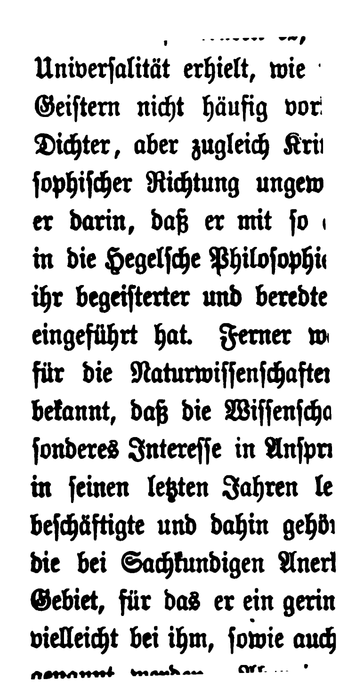
langen ihm seine Dispositionen jederzeit gut. Zum Ausgangspunkt jener Wochenpredigt nahm er einen Gesangvers, welcher anfing: „Ein jedes Herz hat seine Welt", und disponirte: 1) wie kommt die Welt ins Herz? 2) was thut die Welt im Herzen? 3) wie wird die Welt aus dem Herzen getrieben?" Eine andere Predigt über Gottes Wort disponirte er so: 1) das Wort Gottes ist ein Riegel; 2) das Wort Gottes ist ein Spiegel; 3) das Wort Gottes ist ein Siegel. In dieser Art konnte er auch im Alter noch produciren.

Er äußerte sich über Grundtwig, welcher ihn besucht hatte, und mit welchem er im Düsternbrook-Gehölze spazieren gegangen war. Er fühlte aber für ihn keine Sympathie. Sie hatten disputirt, und er fand Grundtwig rechthaberisch und eigensinnig. Verstand ich ihn recht, so hatte Grundtwig ihm seine „unvergleichliche (beispiellose) Entdeckung" vorgetragen, auf welche Harms schlechterdings nicht eingehen konnte. Dagegen fühlte derselbe sich sowohl von Mynster als von Paulli angezogen. Ueber letzteren warf er jedoch die Aeußerung hin: „Ein vortrefflicher Mann! nur sollte er etwas weniger fein sein; denn ein Hofprediger muß rauh sein, wie Lassenius, und vor allen wie Johannes der Täufer."

meiner Rückkehr vom Ausla
aufsuchte. Hier habe ich ein
hindurch glückliche Stunden
Freude, so auch zu meiner
drei bedeutenden Menschen,
näheres Verhältniß trat:
Gattin und seine Mutter, m
sagen, wiewohl zu ihrer Ch
kommene und ungenügende.

Je näher ich Heiberg k
mußte ich in ihm einen wah
Humanität erkennen. Da
verschiedensten und edelsten
und, was mir schon bei de
Paris entgegengetreten war,
einte er in seinem Wesen Gen
Maß und Gleichgewicht. Wie

Ausbildung hatten auch äußere Umstände mitgewirkt. In seinen autobiographischen Fragmenten erzählt er selbst: was auf seine ganze Sinnes- und Lebensrichtung einen entscheidenden Einfluß geübt, sei die, für junge Leute allerdings ungewöhnliche, Fügung gewesen, daß er seit seiner frühesten Kindheit sich fast ausschließlich in den gebildetsten Umgebungen und zugleich in der vornehmen Gesellschaft bewegt habe, dazu viel unter Ausländern. Schon seines Vaters Haus war ein Sammelplatz für alle literarischen Reputationen jener Zeit. Dann kam er in Rahbeks Haus; und darnach, als er zu seiner geschiedenen Mutter zurückkehrte, welche inzwischen den Baron Gyllembourg geheirathet hatte, begegneten ihm hier unsere in den verschiedensten Fächern ausgezeichnetsten Männer, sowie auch öfter Besuche adliger Familien aus Stockholm eintrafen. Später reiste er mit einer gräflichen Familie nach Stockholm, wo er in die vornehmsten adligen Häuser eingeführt wurde. Nach seiner Heimkehr öffnete sich ihm das Haus des, durch seine geistreiche Gattin Friederike bekannten, Konferenzraths Brun, wo er allmählich wie Kind im Hause ward. Alles dies mußte ja bildend wirken. Vor allem aber kommt hierbei der Reichthum an Talenten in Betracht, womit die Natur ihn ausgerüstet hatte. Diese vielartigen Talente —



Universalität erhielt, wie
Geistern nicht häufig vor
Dichter, aber zugleich Kri
sophischer Richtung ungew
er darin, daß er mit so
in die Hegelsche Philosophi
ihr begeisterter und beredte
eingeführt hat. Ferner w
für die Naturwissenschaften
bekannt, daß die Wissenscha
sonderes Interesse in Anspr
in seinen letzten Jahren le
beschäftigte und dahin gehör
die bei Sachkundigen Anerk
Gebiet, für das er ein gerin
vielleicht bei ihm, sowie auch

ihm fortwährend dankbar bin, aufnahm. In der ersten Zeit führte ich häufige Gespräche mit ihm über theologische und philosophische Probleme. Hier muß ich bemerken, daß er seinen Hegelianismus mit großer Konsequenz festhielt, und das bis in seine letzten Lebensjahre. Er meinte die Ansicht behaupten zu können, daß, was man bei Hegel etwa Irriges oder Unvollkommenes nachweisen könne, mit Hegels eigener Dialektik zu berichtigen sein müsse. In der Dialektik sollte auch schon das eigene Korrektiv des Systems liegen. Mitunter führten wir unsre Gespräche in Gegenwart von Damen, schwerlich diesen zu besonderer Freude. Jedoch mußte dann die Unterhaltung bald einen allgemein interessanteren Charakter annehmen, sodaß die Damen sich aktiv betheiligen konnten. Eine von Allen getheilte Freude gab es, als wir nach und nach einige seiner Dichtungen ans Licht treten sahen, und er selbst uns mit ihnen bekannt machte. So die Fata morgana, der Siebenschläfertag und die epochemachenden „Neuen Gedichte“ mit jenem: „Die Seele nach dem Tode“. Daß überhaupt das Aesthetische in Heibergs Hause eine große Rolle spielte, darf nicht wundernehmen. Insbesondere muß ich hier unsere sogenannten „Lesebälle“ hervorheben. Sie bestanden darin, daß wir abwechselnd, sei es Poesien, oder auch andere

[illegible] [illegible] hätte. Von allen sei
das letztgenannte die vorzüglichste
und Eleganz, womit er dieses
Gegensätze des Dichters und des z
anderen, namentlich der weiblichen
zessin und der Leonore Sanvital
„wie im Salon“ bewegt — mit
sich nicht leicht Etwas, was irge
wurde, vergleichen. Von Frau Heib
Tages ihres Mannes „Psyche“ vort
las uns eine interessante naturwisse
lung vor, Paulli die Maskenkom
selber eine Erzählung Heinrich v.

Heiberg war Kritiker; aber g
einigte er hiermit ein großes prod
welches ihn vor kritischer Einseitigk
Kritiker an und für sich ist eine

:er, unechter Geistreichigkeit aufputzen. Hei-
n seinem Innern den Born der Poesie und
so brachte er stets ursprüngliche, unmittel-
Anschauungen und Blicke mit. In seinem
r Autoren in den verschiedensten Fächern
g und gerecht, und konnte gegen Vertreter
ster Richtungen große Toleranz walten
r in Einer Forderung war er, hinsichtlich
eistung, unbeugsam. Er verlangte Form-
nd wo diese fehlte, da hörte man sein ver-
lrtheil. Auch in der Wissenschaft ließ er
'e nicht gelten. Sich selbst und seine eigenen
n beurtheilte er mit großer Bescheidenheit.
nal gegen mich die Aeußerung, daß er seine
Arbeiten nur als „Studien“ betrachte —
zu weit gehende Bescheidenheit. Denn
für die Bühne hat er wahre Kunstwerke
:che immer neue Wiederholungen mit bestem
ragen können, ja immer wieder eine frische
vorbringen. Jene auffällige Beurtheilung
Werke als bloßer „Studien“ erklärt sich
aus, daß er während seiner ganzen Lauf-
1 er eine Zeitlang in einem Genre
atte, alsbald ein anderes, eine neue
Reiche der Poesie aufsuchte, während

auch er seine Nation etwas Kr
hatte er sicherlich Recht. Viele
zehren und leben von ihm, jed
und wenn sie ihn nennen, so
Tone vornehmer Ueberlegenhei

Im geselligen Leben konnt
und gemüthlicher sein, als He
von Herder: dieser habe liebe
wie Wenige, habe aber dabei in
auch Anlage zur Satire gehabt
gegen seine Freunde, in unangen
in Anwendung brachte. Man
wesen, von seinem satirischen W
werden, welcher desto weher th
sein pflegte. In der Regel sei
gekommen, aber verstimmt und
fortgegangen. Bei Heiberg ma

on ihm fort. Nicht etwa, als habe er seinen Freunden geschmeichelt, was ihm durchaus ferne lag. Aber die Weise, wie er widersprach, trug das Gepräge der Humanität und des Wohlwollens und hatte nie etwas Verletzendes. Die Unterhaltung war lebhaft und von gutmüthiger Laune beseelt, so daß man unwillkürlich ein erhöhtes Lebensgefühl bekam. Jenen satirischen Stachel ließ er in amüsanter Weise hervortreten, wenn von verfehlten ästhetischen Erzeugnissen, oder von unseren liberalen Politikern, welche sich beständig in den Blättern hören ließen, die Rede war, Leuten, mit welchen er durchaus nicht sympathisiren konnte. Trotz seines hervorragenden Talentes zur Satire lag in seinem Wesen etwas Kindliches und Unschuldiges. Er konnte sich manchmal über das Unbedeutsamste freuen, wie ein Kind. Auch hatte er die Kinder lieb, wie er denn meine Kinder zu Weihnacht mit Geschenken zu erfreuen pflegte.

In der Politik konnte ich mich gut mit ihm verständigen. Er betrachtete den Staat als einen Organismus, hierin mit Hegel übereinstimmend, dessen „Rechtsphilosophie" auch mich sehr ansprach. Die ordinär liberale und demokratische Richtung, welche mit Beiseitesetzung des Volksganzen und der überlieferten Institutionen des Volkes für die individuelle

wider. Mit wirklicher Trauer sa
mehr und mehr hinschwinden und
Freiheit auch bei uns zur Herrscha
lange vor seinem Tode sagte er ei
„Es ist dahin gekommen, daß die
noch etwa an die höchste, einmal n
Auktorität, an das Absolute, an G
nämlich beliebt, halten können, a
toritäten (irdische, menschliche) hat
Ansehen schon verloren.“ Diesen A
torität beklagte er auch auf dem
und der Wissenschaft.

Daß Frau Heiberg die A
Hauses sehr erhöhte, braucht kaum ve
Sie war unsere gefeiertste Bühnenk
freute uns durch immer neue Leistu
Ihre persönliche Bekanntschaft muß

vom Theater auf die Dichter über. Denn ihr Grundsatz war: der Schauspieler solle des Dichters Organ sein und dahin streben, daß des Dichters Werke der Nation zu lebendigem Verständniß gebracht werden. Jenes Gaukelspiel, welches die Schauspielkunst zu einer völlig selbständigen Kunst machen will, die, vom Dichter unabhängig, es nur auf Effekte anlegt, lag ihrem Sinne ganz ferne. Unter den Dichtern waren es Heiberg und Henrik Hertz (geb. 1798. gest. 1870), deren Werke für sie den größten Werth hatten; jedoch hatte sie nicht minder offenen Sinn für andere, sowol heimathliche als fremde Dichter. Es freute mich, wahrzunehmen, daß sie seit jenen Pariser Gesprächen (Bd. I, 254 ff.) sich in Shakespeare vertieft hatte. Sie setzte sein Studium fort, stellte ihn immer höher und trat zuletzt als meisterhafte Darstellerin in seinen Dramen, sowohl Komödien als Tragödien, auf. Sie war von seiner tiefen Weltanschauung und seiner Menschenkenntniß ganz ergriffen, und ward nicht müde sie zu bewundern. Sie selbst besaß eine hohe psychologische Begabung; und man wurde oft überrascht, wenn sie ihre Beobachtungen mittheilte, ihre ungemein tief eindringenden Blicke, nicht allein in dichterische Werke, sondern auch in das wirkliche Leben und das Innere der Menschen, mit denen sie umging.

...hte des Umgangs von großer
nicht allein die große Künstlerin,
kennen zu lernen. Und es giebt n
die in solchem Grade, wie sie, pe
wohnte von jeher, ja es wohnt n
ungewöhnliches Verlangen, und z
sich zu vervollkommnen, und zwar
Richtungen. Sie interessirte sich
Menschliche, und suchte es sich ir
Als die Frucht dieser fortgesetzten
Entwicklung, hat ihr inneres Leb
Jugendlichkeit bewahrt, welche sic
scheinung abspiegelt. Die Grazie
ihr weichen zu können. Vor
ethischer Hinsicht weiter zu komn
sönlichkeit auszubilden und zu ve

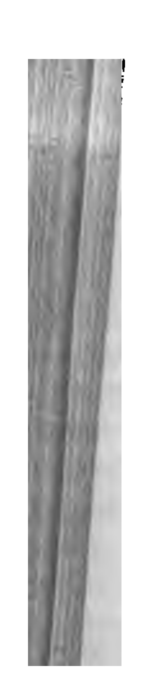
Gebiete Frieden und vollen Lebensgehalt suchte. Sie schloß sich innig an Mynster an, welcher auch seinerseits sie hoch stellte; und sie verstand es, seine „Betrachtungen" zu würdigen. Auch mich hörte sie oft predigen; und ich habe über meine Predigten mit ihr Gespräche geführt, die sowohl belehrend, als erbaulich für mich waren.

Ich muß aber auch der Dritten in jenem Kreise erwähnen, der Frau Gyllembourg. Sie war ein so sympathisches Wesen, von Sympathie erfüllt und solche auch bei Anderen erweckend, wie es mir niemals sonst vorgekommen ist. Der Grundton ihres Wesens war Liebe, welche sich oft in sehr naiver Weise äußerte. Eine unglaubliche Unmittelbarkeit und Naivität war ihrer Individualität aufgeprägt. Daneben war sie eine geistvolle, hochgebildete Frau, gewissermaßen eine Doppelnatur, welche Frau Heiberg treffend bezeichnete als eine Vereinigung von Weltdame und treuherzigem Kinde. Hiermit hängt zusammen, daß sie ihre reiche Bildung verbarg, als wollte sie nicht, daß diese Anderen bekannt werde; denn gegen gelehrte, geistreiche Damen hatte sie eine Antipathie. Ihre Ansicht war, daß die Frau sich an ihren Beruf halten müsse, das will sagen: innerhalb der Grenzen des häuslichen Kreises, in Demuth und Stille. Nichtsdestoweniger

einnehmend. Für mich ist es
Jahre des Umgangs von großer
nicht allein die große Künstlerin,
kennen zu lernen. Und es giebt w
die in solchem Grade, wie sie, per
wohnte von jeher, ja es wohnt n
ungewöhnliches Verlangen, und zu
sich zu vervollkommnen, und zwar i
Richtungen. Sie interessirte sich
Menschliche, und suchte es sich ir
Als die Frucht dieser fortgesetzten
Entwicklung, hat ihr inneres Le
Jugendlichkeit bewahrt
scheinung
ihr

Gebiete Frieden und vollen Lebensgehalt suchte. Sie schloß sich innig an Mynster an, welcher auch seinerseits sie hoch stellte; und sie verstand es, seine „Betrachtungen" zu würdigen. Auch mich hörte sie oft predigen; und ich habe über meine Predigten mit ihr Gespräche geführt, die sowohl belehrend, als erbaulich für mich waren.

Ich muß aber auch der Dritten in jenem Kreise erwähnen, der Frau Gyllembourg. Sie war ein so sympathisches Wesen, von Sympathie erfüllt und solche auch bei Anderen erweckend, wie es mir niemals sonst vorgekommen ist. Der Grundton ihres Wesens war Liebe, welche sich oft in sehr naiver Weise äußerte. Eine unglaubliche Unmittelbarkeit und Naivität war ihrer Individualität aufgeprägt. Daneben war sie eine geistvolle, hochgebildete Frau, gewissermaßen eine Doppelnatur, welche Frau Heiberg treffend bezeichnete als eine Vereinigung von Weltdame und treuherzigem Kinde. Hiermit hängt zusammen, daß sie ihre reiche Bildung verbarg, als wollte sie nicht, daß diese Anderen bekannt werde; denn gegen gelehrte, geistreiche Damen hatte sie eine Antipathie. Ihre Ansicht war, daß die Frau sich an ihren Beruf halten müsse, das will sagen: innerhalb der Grenzen des häuslichen Kreises, in Demuth und Stille. Nichtsdestoweniger



Obgleich man wußte, od[...]
scheinlichkeit vermuthete, [...]
durfte man's dennoch nich[...]
nur als einer fremden Pr[...]

Was ihren Gesprächen[...]
waren ihre Erinnerunge[...]
denen Zeiten. Durch die [...]
Beziehungen hatte sie lebha[...]
Hofleben Christians VII.; e[...]
Gustavs III. durch Mitth[...]
welche zum Baron Gyllem[...]
die in jene letzte Katastrophe [...]
oder doch mit ihrem Verlau[...]
Mit schwedischen Verhältnisse[...]
vertraut; und da unter den [...]
Hauses sich auch Swedenb[...]
hatte sie auch von dieser [...]

hre frühere Ehe und ihre Scheidung von P. A. Heiberg (welcher uns in Paris begegnet ist). Hierauf will ich mich hier nicht näher einlassen. Wiewohl aber das dabei beobachtete Verhalten nicht gerechtfertigt werden kann, so ist doch zu einem milderen und nachsichtigeren Urtheile aller Grund vorhanden.

Was besonders dazu diente, ein näheres Verhältniß zwischen uns zu knüpfen, war das Religiöse. Sie hatte ein tiefes religiöses Bedürfniß; und konnte man sie auch in Einer Hinsicht eine weltliche Natur nennen — denn für die Güter und das Behagen der vornehmen Welt hatte sie jedenfalls vielen Sinn — dennoch durfte man sie aus einem anderen Gesichtspunkte, und zwar im strengsten Sinne des Wortes, als eine religiöse Natur bezeichnen: denn sie war von einer unwiderstehlichen Sehnsucht nach Gott und nach dem himmlischen Liebes- und Friedensreiche beseelt. Indeß war ihre Kindheit und erste Jugend in dieser Hinsicht ihrer Entwickelung nicht günstig gewesen. Zuerst hatte sie einen kraß-orthodoxen Unterricht bekommen, mit allen Schrecken der Hölle und ewigen Verdammniß. Darnach war sie, durch den Einfluß ihrer Umgebungen aus der Revolutionszeit, vom Geiste des Unglaubens und der Verneinung angesteckt, namentlich an der Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte

Glauben an Christus geführt, w
Dankbarkeit und Ehrerbietung
empfand. Aber freilich muß ma
Religiosität und ihr Glaube in
nur als ein suchender erschien,
und den Frieden des Glaubens.
Zimmer, wo Alles den Stempel d
feinen Geschmackes trug, viele Ge
führt, wobei sie Alles, was ihr I
mir ausbreitete. Und wenn sie n
reiches Seelenleben, in ihr liebe
blicken ließ, so gestehe ich oft dad
regt, erbaut und gestärkt zu sein.
wir auf die letzten Dinge zu spr
vielen Wohnungen in des Vate
Christus vorangegangen ist und w
die Stätte bereitet hat. Und hier

vermag ich dieß allerdings nicht auszusprechen. Was unter so vielen Unterhaltungen unmerklich aufgenommen und angeeignet, was in meine Anschauungen und Ueberzeugungen übergegangen, was in meinem Innern vorgegangen ist bei den persönlichen Beziehungen, die in einer so langen Reihe von Jahren in den verschiedensten Situationen, in Freude und Leid sich anspinnen und gestalten, bei dem Einblicke, den man da gegenseitig in das so mannigfach bewegte Innere thut — alles Dieses läßt sich nicht beschreiben, wird aber in dankbarer Erinnerung bewahrt.

Die Heibergschen Gesellschaften waren in der Regel nicht groß; und es war ein ziemlich geschlossener Kreis, welcher in diesem Hause zusammen kam. Unter denen, die ich am öftesten traf, nenne ich insbesondere meinen Freund Paulli. Ausnahmsweise aber konnte man zuweilen durch den Anblick von Leuten, die man nicht erwartet hatte, überrascht werden. Ich habe im Heibergschen Hause sowohl Oehlenschläger gesehen, als den Dichter J. C. Hauch (geb. in Norwegen 1790, gest. in Rom 1872), deren bekannter literarischer Zwist also damals beigelegt sein mußte. Bei Heibergs hörte ich Oehlenschläger seinen „Garrick" vorlesen, welcher indeß unstreitig nicht zu seinen Meisterwerken gehört. An einem anderen Abend hörte ich

ihn mit Begeisterung und ausführlich sich über den Dichter Th. Thaarup aussprechen und große Partien aus mehreren seiner Dichtungen recitiren. Für Verse hatte er ein merkwürdiges Gedächtniß. Von den Thaarupschen Idyllen ging er zu unsren alten geistlichen Liederdichtern über; und von Anfang bis zu Ende recitirte er Brorsens Lied: „Die lieblichste Rose ist funden“. Der Vortrag war von seltener Wärme durchdrungen; und ich konnte dabei mich des stillen Wunsches nicht erwehren: möchte er doch Beruf zur geistlichen Liederdichtung fühlen! alsdann würden wir echte Kirchenlieder bekommen. Hauch hörte ich mehrere Tage nach einander eine isländische Saga: „Thorwald Vidfarte“ (der Vielgewanderte) vorlesen. Auch unsren Märchendichter Hans Chr. Andersen (geb. 1805, gest. 1875) werde ich ohne Zweifel bei der einen oder anderen Gelegenheit hier gesehen haben, wovon ich indeß keine Erinnerung habe. Einem anderen Dichter begegnete ich, welcher zu Heiberg im freundschaftlichsten Verhältniß stand, Paludan Müller (geb. 1809, gest. 1876). In der ersten Zeit traf ich diesen jedesmal; aber durch seine schwache Gesundheit ward er allmählig isolirt. Zu diesem hochbegabten und edlen Geiste fühlte ich mich immer stärker hingezogen. Heiberg stellte ihn hoch, sowie auch Paludan Müller ein Verständniß für Heibergs Leistungen hatte.

Die Dichter sind dahingegangen; das Heibergsche Haus ist aufgelöst; das Grab deckt sowohl Heiberg als seine Mutter! Nur die treue Freundin Johanna Luise Heiberg lebt noch. Möchte sie noch lange die Jugend bewahren, mit welcher Gott sie vor Anderen gesegnet hat!

Oehlenschläger.

Oehlenschlägers Einwirkung auf mich war nicht so sehr eine persönliche, als eine von dem Dichter und seinen Werken ausgehende. Jedoch war es mir eine Freude, ihn besuchen zu dürfen, namentlich ihn vorlesen zu hören. Oft war ich Freitags zu seiner Mittagstafel eingeladen, wo ich den Komponisten Kreyer, Kantor an der Schloßkirche, den alten A. E. Boye und einige der schon während der Baggesenschen Zeit in Oehlenschlägers Gefolgschaft getretenen Treuen. Dieser war bei solchen Gelegenheiten lebhaft, unterhaltend, erzählte Lebenserinnerungen und recitirte aus dem Schatze seines Gedächtnisses eigene und fremde Gedichte.

Soll ich aus den, mit ihm geführten Gesprächen etwas Einzelnes anführen, so will ich besonders einer Differenz erwähnen, auf welche wir öfter zurückkamen.

Ich solle mich auf historische Studie
historischen Stoff bearbeiten: denn e
das Geschick zu lebendiger, geschichtl
welcher durchaus ein poetisches Ele
bleiben dürfe. Ob er Recht hierin
nicht, da ich's ja niemals hierau
Und ob in meinen Arbeiten, z. B.
Eckart", etwas geeignet sei, jene Ve
gründen, lasse ich dahin gestellt. Uel
späterer Zeit die in meiner Dogmatik
stellung der Dreieinigkeitslehre, red
mir und gab mir, wie er sich ausdrüc
Dreieinigkeitslehre, nämlich nach den
Guten, des Wahren und des Schön
welchen ich jedoch nicht acceptiren kon

nämlich der Dichtung: „Baldur der Gute“. Vor meinen Augen stand dieses Werk und steht noch immer als eines der höchsten Erzeugnisse, welche die Poesie überhaupt hervorgebracht hat. Mit Bewunderung fand ich hier eine große, das ganze Menschengeschlecht umfassende Weltanschauung, welche das menschliche Herz aufs Tiefste bewegt: den Tod und Untergang des Guten, als Folge der Verderbniß des menschlichen Geschlechts; und nicht weniger bewunderte ich die Sprache, in welcher sich eine Kraft und Ursprünglichkeit kundgiebt, die meines Wissens nicht ihres Gleichen hat. „Er spielt hier mit den Marmorblöcken der Sprache“ — so sagt Hauch in Beziehung auf diese Dichtung. Hier trat nun die Differenz ein, daß Oehlenschläger selbst von ihr in herabsetzendem Tone sprach. Er wollte sie — was er auch öffentlich ausgesprochen hat — nur als eine Studie gelten lassen, fand sie viel zu philosophisch, so daß das Poetische nicht zu seinem Rechte komme. Von der Poesie müsse man das rein Menschliche fordern, das Individuelle, so daß Geist und Idee in entsprechender Leiblichkeit auftreten. Und diese fehle, seiner Ansicht nach, im Baldur. Ich konnte das nicht zugeben, sondern meinte, eine Tragödie, wie Baldur, müsse aus ihrem eigenen Gesichtspunkte betrachtet werden.

rakter und menschliches Gefühl die
„Meine Muse dagegen“, sagt er,
Ruhe die Grundakkorde des Dasein
treffliche Ausspruch ist es, an welche
hielt und heute noch halte. Wan
recht sein, ein mythologisch-symbol
dichten, in welchem die Grundakko
vernommen werden, während alles
und hieran fehlt's in Oehlenschläger
wegs — nur Organ und Ausdruck fü
das Allgemeine ist, und wo die ein
Gestalt in das große Weltganze
Ja, ich gehe weiter und wende das
Poesie an. Freilich darf das In
Poesie niemals fehlen, weil sie son

dung gesetzt ist mit der großen Weltordnung, wenn die Grundakkorde des Daseins hereintönen in die Unruhe der menschlichen Gefühle und Leidenschaften und ihre beruhigende und erhebende Wirkung üben. An diesem Orte kann ich hierauf nicht näher eingehen, wollte überhaupt nur jene Differenz mit dem großen, mir so werthen Dichter berühren.

Im Stillen konnte ich es nur beklagen, daß Oehlenschläger sich persönlich von Steffens getrennt hatte, und daß an eine Wiederherstellung des Verhältnisses nicht zu denken war. Es ist nicht zu leugnen, daß in jener früheren Periode, als die philosophischen Inspirationen durch Steffens auf ihn übergingen, die Wirkung derselben eine wohlthuende und befruchtende war. Außer dem erwähnten „Baldur" nenne ich den „Hakon Jarl" seiner ganzen Anlage nach, und um etwas Einzelnes zu nennen, das „Gespräch zwischen dem Geiste und Oluf", ebenso „Aladdin, oder die Wunderlampe", mit der durchgehenden Symbolik. Auch in mehreren der Gedichte (selbst abgesehen von seinem „Jesus im natürlichen Kreislaufe des Jahres") zeigt es sich, wie die Bedeutung des Individuellen auf solche Art vertieft und bereichert wird. Ich nenne nur die zwei unvergleichlichen Gedichte: „der Herbst" und „der Frühling", wo Geistesblicke und Ahnungen

Dramatikers abhalten lassen; und
ihm in manchen Urtheilen über
Werke beistimmen, namentlich in
künstlerischen der Steffensschen N
haben wir bei Steffens eine
Welt- und Lebensanschauung,
inhaltvollen Wissensschatze, anzue
hiervon hätte Oehlenschläger red
nehmen können, ohne daß seiner
dadurch Eintrag geschehen wäre.
ein ethischer Zug durch alle W
hindurch; das Gute ist ihm das
Idee, welche das Ganze beherrscht.
hat man diese seine Liebe zum G
Weichlichkeit beschuldigt, in seine

Gute als das Höchste ansieht, und nicht mit Hegel das Logische, also den Begriff. Jedoch ist zu bedauern, daß infolge mangelhafter philosophischer Bildung, oder auch darum, weil ihm die Fülle konkreten Inhaltes abging, die Ansicht Oehlenschlägers vom Guten eine durchaus abstrakte und dürftige blieb, ja daß er mitunter von dem „guten Herzen" unleugbar etwas triviale Reden führen kann. Das Ethische darf nicht von der bewegten Mannigfaltigkeit des Lebens gesondert werden, muß vielmehr diese in sich tragen. Soll das Gute wirklich den Mittelpunkt einer Welt- und Lebensanschauung bilden, so muß es mitten in eine lebendige Fülle hineingestellt werden; so müssen wir ferner zurückgehen auf die absolute Persönlichkeit und auf das Reich der Persönlichkeiten, auf Gott und seine Offenbarung, auf Gottes Verhältniß zur Welt, auf Natur und Geschichte; so müssen wir durchweg die Grundakkorde des Daseins hören, unter welchen das Gute der Alles beherrschende und Alles harmonisirende Akkord ist. Und in dieser Beziehung ist Steffens reich und fruchtbar. Wird diese Anschauung auch in der Dichtung durchgeführt, dann werden wir überall das Einzelne, Individuelle, in das große Weltganze verflochten finden, worauf eben das Tragische in mehr als einer Hinsicht beruht. Eine

lassen.

Das hier Gesagte so
für alles, was Oehlenschl
trag thun, was im Ganz
Unvergleichliches bleibt.
Berechtigung anerkennen,
eines Dichters zukommt,
Schranke, die jeder groß
ins Auge fassen, eine Schr
keineswegs immer zu übe
unsrem Dichter die philo
Natur versagt. Philosoph
spirationen, die von außen
und alsdann konnte er i
das Verhältniß zwischen d
sönlichkeiten war, ohne einen

was ein Zeugniß seiner Gutmüthigkeit war. Er las sogar einige Stücke von Baggesen vor. So erinnere ich mich, daß er eines Tages mir jenes der Gräfin Sybille Reventlow gewidmete Gedicht: „Die Rosen" („Da ich sie empfing, da verwelkten sie") vorlas. Ich höre noch seine wohllautende Stimme, mit welcher er voll innerer Bewegung die Worte las:

Rothe Rosen! Euer Purpur bleichet;
Weiße Rosen! Euer Schnee ergraut.
Ach, so welkt, ermattet, schwindet, weichet
Alle Schönheit, die das Auge schaut.
Rosen! Euer letztes Lächeln mahnet
An das ihre, die euch blühend hielt;
Auch ihr Lächeln, einst ist es vergangen.
Rosen, ach! warum verwelktet ihr?*)

Aus Anlaß seines siebenzigsten Geburtstages begingen wir ein schönes Fest auf der „Schießbahn", welches jedem Theilnehmer unvergeßlich bleiben wird. Wir hofften, er könne noch einige Jahre unter uns weilen, oder, wie er sich ausdrückte, es werde noch

*) Das Original lautet:

Röde Roser! Eders Purpur blegner;
Hvide Roser! Eders Snee blev graa;
Ak! saa falmer, svinder, mattes, segner
Al den Skjönhed, Solen blomstre saae.
Roser! Eders sidste Smiil mig minder
Hendes Smiil, hvis Haand I blomstred i;
Ogsaa dette Smiil engang forsvinder.
Grumme Roser! ak hvi visned I!

[illegible] zum Kirchhofe [illegible] führen. Aber schon [illegible] in der Frauen-Kirche [illegible] vernommen, um [illegible] das Abschieds-[illegible]. [illegible] wurde auf dem [illegible]. Ich bekam [illegible] zu reden, und ich [illegible] Rede [illegible] des Dichters eignen, nur in [illegible]:

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]*

Grundtvig.

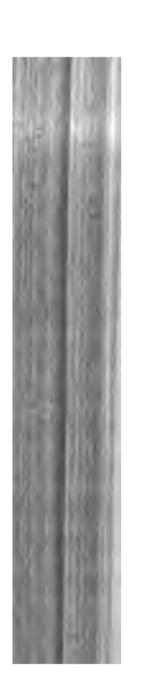
[illegible] persönlichen Verhält-nisses zu Grundtvig und Mynster gedenken, jener Männer, die in diesem Jahrhundert in christlicher und kirchlicher [illegible] von der größten Bedeutung gewesen sind. Ich beginne mit Grundtvig.

---

* [illegible] Bestattung d. 2. April [illegible] gesungen:

Oldtids Kraft og Oldtids Äre
Skjänkes [illegible] ved Dig;
Derfor, store Skjald, Du være
Evig [illegible]

Wir gehen zurück bis zum Jubiläum der dänischen :formation, 1836: denn um diese Zeit kam ich zum sten Mal zu Grundtvig. Marheineke war, wie :üher erwähnt ist, als Deputirter herüber gekommen. ir wünschte Grundtvigs Bekanntschaft zu machen, und war von mir ihm zugeführt zu werden. Nun kannte ch freilich Grundtvig durchaus nicht; nichtsdesto- veniger wurde die Sache — ich erinnere mich nicht nehr, wie? — arrangirt. Grundtvig ließ uns wissen, aß unser Besuch ihm erwünscht sein werde. So be- aben wir uns eines Abends zu ihm. Er, damals uf Christianshafen, in der Nähe der Friedrichskirche vohnhaft, öffnete selbst uns seine Hausthür, und mpfing uns, auch meine Wenigkeit, sehr freundlich. Ein großer Theil der Unterhaltung war ziemlich un- edeutend, drehte sich um das Reformationsfest und ie gehaltenen Reden, über welche, namentlich über Clausens Rede, Grundtvig sich tadelnd äußerte, indem r sie alle als bloßen Nachhall halb verflossener Zeiten, velche ohne geistiges Leben waren, betrachtete. Dar- ach kam aber die Rede auf die Spekulation und e spekulative Theologie, welche Marheineke als das, as die Zeit bedürfe, sehr empfahl. Hierauf wollte m Grundtvig sich nicht einlassen und äußerte: er rchte sich sehr, darauf einzugehen. „Warum fürchten



erkennen geben, daß dur
Spekulation, welche er al
pflegte, das Leben verloren
könne. Marheineke nahm
äußerte: der Unterschied z
allerdings ein erklecklicher
man jedoch auf den Gege
Sein zurückgehen. Grund
„Ihr großen Philosophen
der Aufführung eurer De
sagte er. Ich verhielt mich
ich mich dazu nicht verstehe
aufzugeben, so mußte ich d
jene Aeußerung mit meinen e
übereinstimmte, daß in seinen
und Tod etwas Schlagende

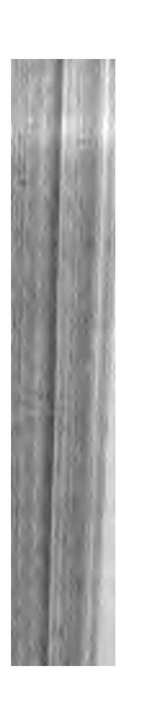
Logisches oder Gedachtes, vielmehr das sind, was man auch existenzielle Gegensätze (Sein, oder Nichtsein) genannt hat. Bei Steffens habe ich eine ähnliche Aeußerung gefunden: „Alle Philosophie muß eine ethische Bedeutung bekommen. Nicht die Dialektik zwischen Sein und Nichts, es ist der Kampf zwischen Himmel und Hölle und der schon entschiedene Sieg des ersteren, was den eigentlichen Gegenstand aller Wissenschaft bildet." Jenes Wort erinnerte mich auch an Fr. Baader. Oft hat sich mir in späterer Zeit der Lichtgedanke wieder vergegenwärtigt, welcher mitten in jenem Gespräche blitzartig auftauchte: „Mein Gegensatz ist Leben und Tod." Mit den Jahren und den wachsenden Erfahrungen hat jenes Wort, welches ja auch das der heil. Schrift ist, immer wieder neue und tiefere Kraft für mich gewonnen.

Von Anfang bis zu Ende wurde das Gespräch deutsch geführt; und es interessirte mich, zu beobachten, wie Grundtvig immer die kräftigsten, bedeutungsvollsten und bezeichnendsten Ausdrücke und Wendungen wählte. Es war der große Sprachgenius, welcher sich nicht verleugnen konnte. Obgleich er deutsch redete, merkte man doch, daß es Grundtvig war, der da redete. Beim Abschiede war er so freundlich, auf Dänisch mich zu bitten, daß ich ihn öfter besuchen möge, und

auf dem Heimwege
große Befriedigung und F
konnte indessen die Bemerku
Naturen, wie Grundtvig un
sah er als geistesverwandt an
zurückkämen, anstatt sich an
halten. Marheineke wollte,
haben.

Seit jenem Tage kam
und fand ihn immer freundl
Im gewöhnlichen Umgange z
würdige Beredsamkeit, welche
gewürzt war. Ich habe mich
interessantesten Gegenstände u
laßte ihn, sich auszusprechen
über Oehlenschläger, Baggese
auch über seine eigne Poesie,

unterhielten wir uns über Ansgar nnd seine Traumgeschichte. Für das Mittelalter hatte Grundtvig eine besondere Vorliebe. Er äußerte: noch in unseren Tagen gebe es Naturen, die im Grunde im Mittelalter zu Hause seien; und zuweilen bekomme er den Eindruck, daß er sich selbst als eine solche mittelalterliche Natur betrachte. Auf eigentliche Theologie oder Dogmatik ließ er sich so gut wie garnicht ein, wenn er auch gelegentlich auf einen einzelnen Punkt einging, wie den jenseitigen Zwischenzustand, oder auf das tausendjährige Reich, bei dessen Anbruch er die leibliche Wiedererscheinung des Propheten Elias erwartete. Bei Grundtvig trat an die Stelle der Dogmatik das geistliche Lied; in diesem fand er die Glaubenslehren ausgeprägt, sowie er ihnen auch selbst hierin einen Ausdruck gab. Stets aber begegnete ich bei ihm derselben erhabenen, echt christlichen Anschauung, welche ich von Anfang an bewundert hatte. Besonders war es Ein Punkt, in welchem ich voll und ganz mit ihm sympathisirte, nämlich seine Ansicht von der Leiblichkeit. Obgleich der Geist ihm das Erste, ja das in Wahrheit einzig Reale war, vermochte er sich dennoch den Geist nicht ohne Leiblichkeit zu denken; und ein Geist, von dem alle Natur und Leiblichkeit ausgeschlossen sei, erschien ihm nur als ein windiger Geist, der Geist des



Lutherthume, namentlich i
geprägt hat. Hierin konnte
und so in Betreff der Bel
sprache beilegte, welche für
und Wirklichkeit hatte, als al
und deren höchste Erschein
Schrift, in den Reden der J
theils in den Mythen, in
nordischen Religion sah. Mi
kein böses Spiel treiben; un
rung von ihm gehört, daß
der Bildersprache ernst nähm
von Welt und Leben zufolge
ausdrücken wollten.

Ueber die christliche
ihm mehrere Gespräche. J

und Gabe nur als Mittel diene. Bei keiner der anderen Produktionen komme es in solchem Grade auf die ganze, volle Persönlichkeit an. Einigermaßen ging er auf diese Vorstellungsweise ein, wobei er jedoch die Bedingung stellte, daß die Predigt alsdann einen prophetischen Charakter haben müsse. Dies konnte ich nicht für nothwendig erachten, wiewohl ich keineswegs das Gesagte darum auch von jeder mittelmäßigen Predigt wollte gelten lassen. — Eines Tages, als wir über Predigten sprachen, sagte Grundtvig; „Mynster hat eine Abhandlung geschrieben „über die Kunst, zu predigen." Sollte ich schreiben, so würde ich das Thema wählen: „Das Predigen keine Kunst." Für die Ausarbeitung einer Predigt gab er die vortreffliche Regel: Alles komme darauf an, einen fruchtbaren Ausgangspunkt zu haben, aus welchem ein kleines Ganzes hervorgehen könne; man müsse ein Ei haben, damit ein Vogel aus ihm sich entwickle und sich aufschwingen könne. Eines Tages äußerte ich: er brauche gewiß nicht, wie Andere, seine Predigten schriftlich auszuarbeiten; er antwortete, daß er gerade mit großer Sorgfalt seine Predigten niederschreibe. Freilich, fügte er den höchst auffallenden Grund hinzu: er sei dazu genöthigt, weil er ohnedies nicht sicher sei, den rechten, volksthümlichen Ausdruck zu treffen.

türlich mochte und konnte ich mei
nicht seine sogenannte „beispiello
wähnen, welche den Anstoß zu
Partei gegeben hat, die man hi
laubte „die kirchliche" zu nenne
es anerkennen, was ich auch heute
man hiermit auf die Bedeutung
dieses Ur-Symbols der Thatsac
solchem Nachdrucke hingewiesen ha
bei uns nicht wieder vergessen kan
Ländern ist man ja, unabhängig
innerer Nothwendigkeit auf das apo
als das zunächst der Schrift älteſ
sprünglichen und echten Christenth
worden. Ich sage mit Nachdruck:
Grundtvig." Denn, mit Ausnah

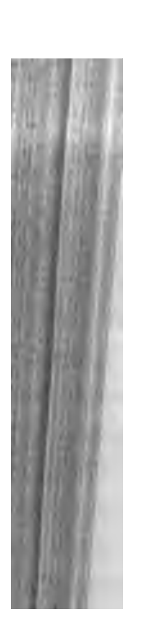
wenn sie auch Kunde von ihr bekam, findet sie nicht den mindesten Grund, ihr eine besondere Bedeutung beizulegen. Wohl sympathisirte ich mit der Freude, die man über ein gemeinsames Bekenntniß aus der fernsten Urzeit der Kirche empfand, ein Bekenntniß, in welchem sämmtliche Christen, aller konfessionellen Unterschiede ungeachtet, sich begegnen. Aber eine starke Opposition regte sich in mir gegen die Zumuthung, annehmen zu sollen, daß der Heiland die vierzig Tage vor seiner Himmelfahrt dazu verwandt haben solle, einen Aposteln dieses Formular, als Inbegriff aller Heilsbedingungen, und zwar nicht mehr und nicht weniger, einzuschärfen. Hierdurch wurde Christus mir zu einem neuen Moses gemacht; ja, allem Gerede von Freiheit zum Trotze, würden wir so zu einer Knechtschaft des Gesetzes und des Buchstabens zurückgedrängt. Und nicht weniger mußte ich mich dagegen wehren, dieses Formular als etwas ursprünglich zur Stiftung der Taufe Gehöriges betrachten zu sollen. Zur Stiftung der Taufe gehört weder mehr, noch weniger, als was der Herr geredet und gethan hat. Daß aber das apostolische Symbolum ein Bestandtheil der ersten Stiftung der Sakramente gewesen sein soll, davon hat die Kirche nie Etwas gewußt. Viele Taufakte sind von jeher ohne das apostolische Symbolum voll-

zogen, und ohne daß ihre Gültigkeit seitens der Kir
je in Abrede gestellt wurde. Ich begriff, daß di
Behauptung, wenn Ernst mit ihr gemacht und sie ko
sequent durchgeführt werden sollte, nothwendig z
Sekte führen müsse. Indessen werde ich hier nic
weiter auseinandersetzen, was ich mehrfach in andere
Zusammenhange ausführlich nachgewiesen habe. Hi
möge nur bemerkt werden, daß die erwähnte Differe
durchaus nicht unser freundschaftliches Verhältniß stör
Grundtvig ließ mich reden und meine Einwendung
ihm vortragen, und ich hörte mit Geduld seine wiede
holten Ausrufe: „Gott bewahre!“, zu welchen mei
falschen Raisonnements und meine Blindheit ihn ve
anlaßten. Aber ich hatte eine Ahnung, ein Vorgefül
daß hier ein Punkt sei, der zu einem Bruche, wenigste
einer Entfremdung führen könne; denn es stand m
deutlich vor Augen, daß ich zu einem ganz ander
Lager gehörte, als dasjenige war, in das er m
hinüberführen wollte. Im besten und günstigsten Fal
konnte er mich zu der altkatholischen Kirche des zweit
und dritten Jahrhunderts mit Irenäus und Tertulli
führen, während die Kirche der Reformation mir etwa
viel Tieferes und Höheres bot. Ungeachtet Grundtv
behauptete, er stehe mit der Reformation in wahr
Einheit, und ungeachtet er in seiner Denk- und Sinne

weise manche gute Reminiscenzen aus seiner früheren lutherischen Periode bewahrt hatte, so war doch — anders konnte ich die Sache nicht ansehen — mit dem Prinzip derselben gebrochen.

Jedoch sollte ich noch in nähere Verbindung mit ihm treten, da ich nämlich sein Mitarbeiter ward in dem Komitee, das der geistliche Konvent der Stadt Kopenhagen, zur Ausarbeitung eines Gesangbuches für die dänische Kirche, niedergesetzt hatte. Obschon hier eigentlich nur von meinem persönlichen Verhältniß zu Grundtvig die Rede sein sollte, fühle ich doch ein Bedürfniß, von der Thätigkeit dieses Komitees, welches wenigstens für unsere Kirche eine gewisse geschichtliche Bedeutung hatte, einiges Nähere mitzutheilen.

Das aus der rationalistischen Periode stammende, dänische Gesangbuch war in solchem Grade matt und gehaltlos, daß es dem religiösen Bedürfniß der Gemeinde nicht mehr genügen konnte. Ein neues war unbedingt nothwendig. Bischof Mynster suchte dem Mangel durch Besorgung eines Lieder-Anhangs abzuhelfen. Inzwischen regte sich bei Manchen, wie auch bei mir, der Gedanke, daß ein ganz neues Gesangbuch



unter uns hatten, ein G
unsere Zeit zu erhalten?
Anstößiges, Geschmacklo
Dunkelheiten des Ausdru
lagen. Sollte es aber nic
zu beseitigen, wenn Grundt
arbeitete, die für ihn un
gestimmt waren, und er i
innerungen Gehör gäbe?
eine große und schöne Aufga
Kopenhagens, dessen Mitg
Idee ein und wählte eine
Grundtvig, Paulli und noch
mir. Wir bekamen den Auf
heft zu bearbeiten, welches

in der Gemeinde gefunden hatten, hier vertreten sein sollten; aus dem damals gebrauchten Gesangbuche wollten wir wenigstens einzelne Lieder aufnehmen.

Auch in diesen Zusammenkünften zeigte Grundtvig die ihm eigene Anziehungskraft. Es war erbaulich, ihn ein Lied, das er kürzlich gedichtet hatte, vorlesen zu hören, z. B. das schöne: „Der Welt Valet zu sagen", oder das sehr ansprechende Ordinationslied: „Heute nach der Apostel Brauch". Belehrend waren seine Aeußerungen über den älteren nordischen und sonstigen Kirchengesang, wie er in den verschiedenen Zeiten sich gestaltet habe; denn hiermit war er wohl vertraut. Ergreifend war es, wenn er aus den alten Liedern, z. B. des erwähnten Kingo, von welchen er selbst tief ergriffen war, die eine und andere Strophe recitierte.

Zuweilen erlaubten wir uns, von unserem Pensum etwas abzuschweifen und auf allgemeinere kirchliche Materien einzugehen, wobei wir ihm immer gern zuhörten.

Schwierigkeiten traten natürlich ein, wo wir Aenderungen verlangten, sei es in seinen eigenen, sei es in den, von ihm bearbeiteten fremden Gesängen. Da konnte er unbeugsam sein. In seinem oben genannten Liede: „Der Welt Valet zu sagen" redet er

sich selbst gedichtet; und wir mü
es laute, oder es ganz zurückwei
der „Eiszapfen“ denn oktroyirt
legenheiten wollte er nichts änder
zu Gefallen seine Ansicht und
könne“. Zuweilen brach das Vul
hervor; er ward böse, „wollte n
arbeiten“ und verließ die Stube.
Einer nachgeschickt; er ließ sich
und darnach begütigen. Auch geb
niß, daß er, mitunter nach langen
zu einer Korrektur verstand, wel
mit vielem Fleiß und Geschick aus
aber das Unglück, daß, wenn er a
Geschmacklosigkeit entfernte, er alsb
in andere Stellen hineinkorrigierte.

Endlich war das Probeheft fertig und erschien im Drucke. Wir hatten ja unverdrossen gearbeitet, vor Allen Grundtvig, welchem die eigentliche Arbeit zufiel. So tüchtig diese aber auch in vieler Hinsicht ausgefallen war — und gewiß trug sie den Stempel des Geistes und der Originalität — so wurde sie dennoch von dem Konvente, aller Anerkennung ungeachtet, verworfen. Man fand, daß Grundtvigs Individualität, immerhin in genialer Weise, doch allzu sehr vorherrsche, nicht nur in seinen eigenen Liedern, sondern insbesondere in der Bearbeitung derjenigen anderer Dichter, deren Eigenthümlichkeit er zum Theil ausgemerzt habe, um die seinige an ihre Stelle zu setzen. Nach mancherlei Verhandlungen erklärte man, ein Gesangbuch, das im Charakter dieser Probe ausgearbeitet wäre, wünsche man nicht. Grundtvig nahm diese Entscheidung sehr übel auf, und suchte Paulli und mich zu bereden, auf eigene Hand mit ihm gemeinschaftlich die Arbeit fortzusetzen, worauf wir uns indessen nicht einlassen wollten.

Mein Traum von einem Grundtvigschen Gesangbuch für die Kirche Dänemarks war dahin. Und ich mußte mir selbst gestehen, daß ein solches gar nicht zu wünschen sei. Nicht allein durch die gemeinsame Arbeit, sondern besonders, als ich mit seinem berühmten

immer mehr befestigt, während
umfangreiche Ausgabe der ge
durchging. Ich kann nach Al
mehr als den großen „Psalm
noch weniger als den größten v
Anderen gepriesen wird. Kommt
solche, also die poetische Kraft,
der Phantasie in Betracht, so
zeugung nach ein weit größerer
und Brorson (gest. 1764), die
Sänger unsrer Kirche; aber als
Lieder wird er niemals so v
wie jene Beiden, am wenigsten n
noch mehr als Kingo die Herzen
und sich in dieselben hineingesu
nicht von den Geschmacklosigkei

Geschichtlichen, zu großartigen Blicken und Anschauungen; es war ihm aber nicht gegeben, sich wiederum in die Stille und Innigkeit des Gemüthslebens zurückzuziehen. Unstreitig hat er mächtige Griffe gethan in „die goldene Harfe“; aber nicht alle Töne und Tonarten standen ihm zu Gebote. Seine Stärke ist das Bibel- und Kirchengeschichtliche, die durch alle Zeiten fortgehenden Kämpfe und Siege des Reiches Gottes; aber woran es so oft fehlt, ist eben der Brorsonsche Ton, das Leben und Weben in der Gottseligkeit, der Athemzug des verborgenen Lebens in Gott. Wir können auch sagen: was wir so oft vermissen, ist das erbaulich Praktische. Denn wiewohl Kingo vorherrschend in dem Gegebenen, den Heilsthatsachen, als seinem Elemente sich bewegt, versäumt er doch niemals die praktische Anwendung auf die einzelne Seele. Niemand wird leugnen, daß manche Grundtvigsche Lieder bewundernswerth sind, wie jene: „Die Kirche, sie ist ein altes Haus“, „Nach Gottes Jerusalem, dem neuen“, „Verachtet doch nicht die geringen Tage“, u. a. m. Aber wiewohl man solche Lieder immerhin als echt kirchliche anerkennen muß, so genügen sie doch nicht dem religiösen Bedürfniß, solange als nicht andere Töne hinzukommen. In einer Gemeinde sind vielerlei individuelle Stimmungen,

Dichtung zu objektiv, und bekomm
garzu allgemeine Haltung; in
die Beziehung auf das Persi
Grundtvig wird oft gepriesen
Pietismus. Dieser läßt sich abe
Bedeutung verstehen; und wir gl
tismus ist im geistlichen Liede
Jedenfalls dringt sich uns bei
vigschen das Verlangen auf: mel
innigeres Sündenbewußtsein! Hi
oft zwei der neueren Liederdichter
mann (gest. 1862) und in dem g
hundert Boye.

Noch mehr als durch seine
Gesänge, wird man durch seine Be
von anderen Dichtern, zur Oppo

hören, indem man mit so vielen und vielartigen Dichtern in Berührung kommt. Aber das Gegentheil ist der Fall, indem man von der Urzeit der Kirche bis auf unsere Tage im Grunde nur Einen Ton und Einen Dichter zu hören bekommt: Grundtvig selbst, welcher Allem das Gepräge seiner Individualität aufgedrückt, Alles grundtvigianisirt und hierdurch im Ganzen eine ermüdende Monotonie eingeführt hat. Zwar erscheint einige Aenderung in den alten Liedern als unerläßlich, wenn sie dem heutigen Geschlechte zugänglich gemacht werden sollen. Man ist aber längst darüber einverstanden, daß solche Aenderungen mit zarter und schonender Hand vorzunehmen, namentlich gebührende Rücksicht auf die Individualität des fremden Dichters, welche eben auftreten soll, zu nehmen sei. Aber diese schonende Hand, dieser Respekt vor dem Fremden ist gerade das, was Grundtvig fehlt. Den anderen Dichtern gegenüber will er mehr herrschen, als dienen.

Am schlimmsten und anstößigsten wird diese willkürliche Behandlung, wenn sie sich an der neueren Zeit vergreift, zumal seit Kingo, sofern hier so viele Lieder allgemein bekannt und der Gemeinde theuer geworden sind. Gerade die von anderen als klassisch geltenden Lieder sind umgedichtet, um grundtvigianisirt



näckig auf jeder seiner
und wirklichen Fälschung
Rudelbach hat in se
das geistliche Lied" geg
Dichter, die Verdrängung
Recht den nachdrücklichste
hebt er hervor, daß Gr
Liedern seinen Wahn von
eigenem Munde", und n
deckung" gehört, aufgedr
wenigsten in ein Gesangbu
rische Kirche gehört.

Uebrigens wurde hie
sönliche Verhältniß zu Gr
in einem späteren Zeitpunk
namentlich in Betreff der

Mynster.

Ich habe im Vorhergehenden gesagt, wieviel Mynster mir als Prediger gewesen ist. Bei mehreren Gelegenheiten hatte ich mich ihm genähert, auch eine freundliche Aufnahme gefunden. Jedoch bedurfte es längerer Zeit, bis das persönliche Verhältniß, das eine so große Bedeutung für mich bekommen hat, sich gestalten konnte. Sein noch lebender Sohn, Professor Ludwig Mynster*) hat von diesem Verhältniß den treffenden Ausdruck gebraucht, daß dasselbe langsam gereift und befestigt sei;**) er macht insbesondere die Bemerkung, daß Mynster zu der Geistesrichtung, als deren Repräsentant ich bei meinem ersten Auftreten an der Universität galt, kein rechtes Vertrauen gehabt habe, auch wo diese Richtung der völligen Uebereinstimmung mit dem Christenthume zustrebte. So verhielt es sich in der That. Mynster hat der Hegelschen Wissenschaft niemals getraut; und da er mich als Jünger derselben ansah, und das in weit

*) Der vortreffliche, besonders um die neuere dänische Literaturgeschichte verdiente Mann ist gegen das Ende des Jahres 1883 gestorben. A. M.

**) In seiner ausgezeichneten kleinen Schrift: „Erinnerungen und Urtheile über J. P. Mynster" (dänisch).

höherem Grade, als ich es wirklich war, so konnte er auch zu mir kein volles Vertrauen fassen. Dazu kamen noch gewisse Umstände. Der eine war von rein praktischer Natur und von allen philosophischen Gegensätzen unabhängig, nämlich die Frage wegen der Taufe von Baptisten-Kindern. Diese Frage war am Schlusse der Dreißiger zuerst in Bewegung gesetzt. Mynster behauptete, daß, wenn die Baptisten ihre Kinder nicht wollten taufen lassen, der Staat berechtigt sei, auch gegen den Willen der Eltern, sie unserer Kirchengemeinschaft einverleiben zu lassen; wovon die Folge war, daß solche Kinder in mehreren Fällen durch polizeilichen Zwang zur Taufe gebracht wurden. Zwar sympathisirte ich mit Mynster im Allgemeinen, wenn er das Recht der Gemeinschaft im Gegensatze gegen einen einseitigen Individualismus und Subjektivismus geltend machte; aber hier konnte ich ihm dennoch nicht folgen. Ich ging von der Ansicht aus, daß die Kindertaufe nicht dürfte vollzogen werden, wenn sie nicht in Wahrheit den Anfang bilden könne zu einer christlichen Lebensentwickelung, daß man kein Fundament legen dürfe, wenn auf demselben nicht weiter gebaut werden könne, wenn der Widerspruch der Eltern, vielleicht gar Spott und Lästerung, bei den Kindern die Aneignung der Tau

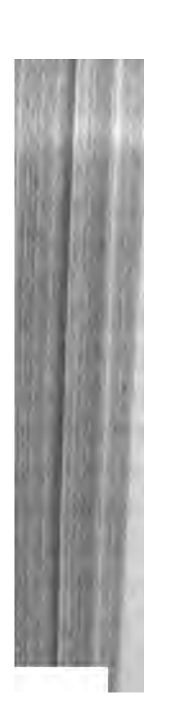
erten. Ich trug diese Ansicht in dem geistlichen
vente Kopenhagens vor, wo die Frage verhandelt
de; und sie traf mit der Ansicht des Konvents
mmen. Paulli schloß sich derselben mit aller Ent=
denheit an; und so standen wir in Opposition
n Mynster. So unangenehm das auch war, ent=
d hierdurch doch kein Bruch. Mynster war weit
anter, als seine Widersacher anzunehmen pflegen.
glaubte in dieser Hinsicht ein Prinzip festhalten
müssen, von dessen Richtigkeit er überzeugt war.
s mich betrifft, so konnte ich seinen Standpunkt
r verstehen, aber vermochte nicht, mich ihm anzu=
eßen. Bald nachher haben wir hier zu Lande
Uebermaß von Freiheit bekommen, so daß die
hte der Gemeinschaft völlig zurückgedrängt wurden
h die Rücksicht auf nichts als den nackten Indi=
ualismus.

Der andere, von mir zu erwähnende Punkt, ist
rdings von theologischer und philosophischer Natur.
r mir befreundete Prof. J. A. Bornemann hatte
einer „Monatsschrift für die Literatur“ eine An=
je meiner Abhandlung über „die Autonomie“ ge=
ert und dabei den Satz ausgesprochen, daß in der
eologie sowohl der Rationalismus als der Supra=
uralismus veraltete Standpunkte seien, welche einer

entschwundenen Zeit angehören. Hierdurch wurd Mynster zum Widerspruch aufgefordert, so daß e dagegen einen Artikel: „Supranaturalismus und Rationalismus" schrieb.*) In diesen Streit kam dadurch eine gewisse Unklarheit, daß die genannten Ausdrücke in verschiedenem Sinne gebraucht wurden. Der Recensent hatte nur gewisse theologische Parteien so bezeichnet, ungefähr wie Marheineke in der bekannten Vorrede zu seiner Dogmatik, einseitige Richtungen, die zu einer Zeit aufgetreten waren, jetzt aber mit Recht veraltet heißen konnten. Mynster dagegen faßte die in den beiden Namen angedeuteten Begriffe an und für sich und behauptete nun: dieser Gegensatz sei keineswegs veraltet; vielmehr handle es sich um Prinzipien, die fortwährend mit einander kämpften; ein Vergleich, eine Vermittelung sei nicht möglich; hier könne nur ein Entweder — Oder gelten, wobei man seine Wahl treffen müsse. Er wies hierbei auf den alten Satz hin: „zwischen zwei einander widersprechenden Behauptungen giebt es kein drittes". Was Mynste vorschwebte, war weit mehr als ein Streit um di theologischen Schulen: es war der große Prinzipienstreit, welcher das Zeitalter bewegte, welcher sich auc heutiges Tages noch regt und auch in Zukunft nic

*) Siehe J. P. Mynster, Blandede Skrifter II, 95.

en wird. Mynster lag es am Herzen, das Ueber-
ürliche des Christenthums geltend zu machen, also
Wunder und die heiligen Thatsachen der Offen-
ung zu behaupten, welche eine einseitige Verstandes-
tung, eine naturalistische Sinnesart zu untergraben
t, indem sie allgemeine Ideen an die Stelle der
hichte setzt. So wollte er denn ein Zeugniß ab-
n für die Sache, welche ihm die heiligste und
erste war, und für welche er in jeder seiner Pre-
n zeugte. Ich versuchte in einer Abhandlung das
verständniß zu beseitigen, und zugleich näher zu
tern, wie ich die Vermittlung mir vorstellte.
ch fühlte ich keine Neigung, die Polemik gegen
ster fortzusetzen, hatte aber um jene Zeit mit ihm
rere eingehende Gespräche, unter welchen er Ver-
en zu mir zu fassen und sich zu überzeugen schien,
ich dasselbe wollte, wie er, wiewohl ich in wissen-
tlicher Hinsicht einen anderen Weg ging. So
ich dem ausgezeichneten Manne näher; und nach
er Zeit gewann er die Ansicht, daß ich eine kirch-
Thätigkeit mit meiner akademischen verbinden
Er veranlaßte, daß ich zum Hofprediger ernannt
e. Zwar hatte er niemals mich predigen ge-
(wie ich denn bisher, nur als Kandidat, ein
ges Mal im Pastoralseminar gepredigt hatte);

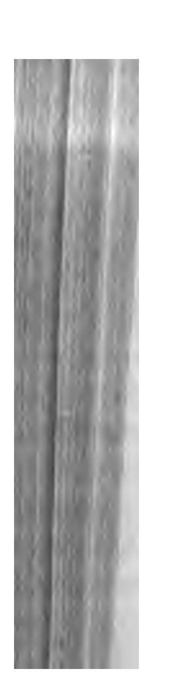


in Gemeinschaft mit ihm
der Gemeinde der Schl
Er hörte mich, so oft i
bildete sich ein inniges
Haus, sein Familienkrei
mir offen; und wie oft
ihm geführt, die mich
entschiedener Bedeutung
schen waren!

Was mich zu Myn
nicht allein seine Reden,
Persönlichkeit. Man hat
auszeichnete, in dem Impo
den bestand; und hierfür
sein Gang, seine Haltun
Trat man aber zu ihm

einander kämpfen, gähren und zu keiner rechten Einheit kommen können, in ihm zur Harmonie verklärt waren, daß er seinen Mittelpunkt in sich selbst trug und sich völlig in seiner Macht hatte. Es verhielt sich aber in Wirklichkeit so, daß er selber unter einer höheren Macht stand, daß der Mittelpunkt, um den sich sein Leben bewegte, in ein höheres Element, nämlich seine Gottesgemeinschaft, aufgenommen war. Dieses sein höheres Leben trug er jedoch nicht zur Schau; vielmehr war es im gewöhnlichen Verlaufe des Lebens nur im Verborgenen vorhanden. In Betreff desselben scheute er jede Profanation; und nur bei einzelnen Veranlassungen, wo der Ernst des Lebens, sei es in Trauer oder Freude, hervortrat, kam jenes zum Ausdruck. Vor der christlichen Gemeinde ließ er sein volles Herz ausströmen.

Oft hatte ich Gelegenheit, in seinem Familienleben, wenn wir um den Kaffeetisch versammelt waren, zu beobachten, wie er an leichterer Unterhaltung theilnahm. Von Männern der Idee und des Geistes pflegt man zu sagen, daß sie das Kleine, Unbedeutende geringachten, sich nicht darauf einlassen, weil es ihnen zu gering sei. Bei ihm war es anders. Er konnte oft scherzend eingehen auf die Dinge des Alltagslebens, auf das Ephemere, Augenblickliche, Vor-

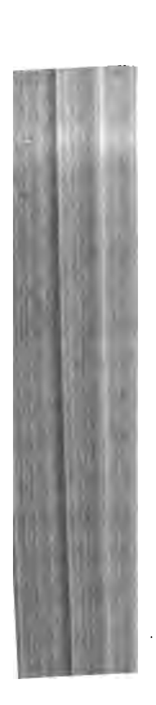


daß dergleichen ihm ni

Aber anders war
Studierstube war. Hie
Es war nicht ein spek
ich hier in Berührung
scher Genius. Von Ju
sich selbst gearbeitet, sich
er war, herausgearbeitet.
spekulativ gewesen, so b
nicht das bei ihm Vorhe
haupt der Theologie in al
so hatte er sich auch mit
schäftigt, und beschäftigte
Als meine Dogmatik ers
große Theilnahme und A
ich über die Dreieinigkei
Gottes mit ihm geredet: 1

dringlichen Labyrinthen, in denen es sich öfter verirrt hat. Mit Vorliebe betonte er das Mysterium, das Unbegreifliche, das unseren Verstand weit Uebersteigende, als das Erste und Letzte, als das, worunter wir uns beugen müssen. Als gewisse Schwierigkeiten der Christologie zur Sprache kamen, sagte er: „Ich halte mich an jenes Wort, als das zuletzt Entscheidende, daß „Niemand den Sohn kennt, als nur der Vater“ (Matth. 11). Hiergegen konnte ich zwar nichts einwenden, jedoch unterließ ich nicht, hinzuzufügen: „Und wem es der Sohn will offenbaren“.

Sein eigentliches Element war das Ethische und Psychologische, und das war das durchgehende Gepräge seines Denkens. Beständig hat er den Standpunkt religiöser Erkenntniß festgehalten, den er in seinen „Betrachtungen“ mit diesen Worten ausspricht: „Ist es mir nicht insbesondere gegeben, von oben nach unten zu schauen, so ist es mir doch gegeben, von unten aufwärts zu schauen. Ich will in meiner nächsten Umgebung recht klar um mich schauen; und dann will ich darauf achten, ob nicht das Licht aus der Höhe da herab leuchtet.“ Das Nämliche sagt er in einer Predigt, die er in seinem letzten Lebensjahre gehalten hat, wo von dem Mysterium des Bösen die Rede ist: „Was ich kann und was ich soll, das ist



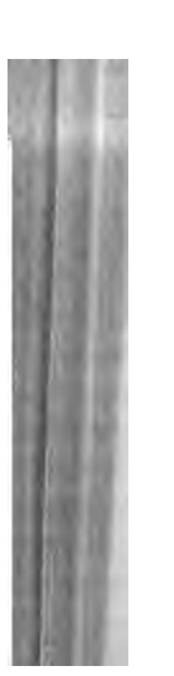
schriftlich, daß es eine v
giebt" u. s. w.

Und hierin eben, i
den sich umschaute, beste
oft die tiefsten psychol
hatte und gesprächsweii
bemerken, daß seine Art
theilung, jenes Aus- u
bei Grundtwig und Ste
Vortheil, daß er weder
Er redete weniger und
in vortrefflicher Weise so
der höchsten Besonnenhei

Oft redete ich mit
seine Unentbehrlichkeit, w
Friedr. v. Jacobi gedach
sehr viel geworden war

Testaments, und bekanntlich hat Mynster sich um die Einleitungswissenschaft verdient gemacht; ebenso auf die Dichter. Für Shakespeare empfand er große Liebe und Verehrung, und hielt ihn, in des Wortes strengster Bedeutung, für unvergleichlich: denn er ließ es durchaus nicht zu, daß irgend einer ihm zur Seite gestellt würde. Jedoch konnte er auch Goethe seine Bewunderung nicht versagen, und that einmal die Aeußerung: es gebe wohl kein menschliches Gefühl, welches in dieses Menschen Seele nicht auch gewesen, oder doch nicht durch seine Seele hindurchgegangen sei. Natürlich war auch die christliche Predigt öfter der Gegenstand unsrer Unterhaltung. Auf eine eigentliche Kritik meiner Predigten ließ er sich nicht ein, sondern begnügte sich hervorzuheben, was ihm gelungen schien. Als ich einmal klagte: meine Predigt sei eigentlich nicht fertig geworden, habe ihren Gegenstand nicht erschöpft, so antwortete er: „Eine Predigt braucht nicht fertig (erschöpfend) zu sein.“ Er verlangte nur, daß eine Predigt den Zuhörer in die rechte Stimmung versetze und in seine Seele ein Samenkorn streue, welches durch seine ihm innewohnende Kraft sich entwickeln könne.

Allein er wirkte, wie gesagt, nicht nur durch das, was er redete, auf mich, sondern durch das, was er war,

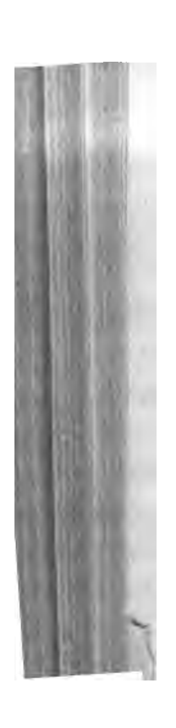


Leben, was mehr ist, al
ich auf mein Leben zurück,
die ausgezeichneten Mensch
und mit denen er mein Le
ich insbesondere für den in
wordenen Segen danken.
sagen, wie von Paulli: er
geworden. Mynster stand
gegenüber. Ich habe immer
genwart eine beruhigende
übte. So kann ich auf mein
wenden, was einer der S
diesem gesagt hat: „Jedesma
bin ich besser geworden, zum

—

Das Hofpredigeramt.

Wer an Gott und seine Führung, nicht allein
Leben des Geschlechtes, sondern auch des Indivi-
ums glaubt, der wird diese Führung auch entdecken
nen, wenn er auf größere Abschnitte seiner Lebens-
in zurückblickt. Blicke ich auf meine Docenten-
tigkeit zurück, so muß ich erkennen, daß da Manches
kam, was von der Universität auf die Kirche
wies, als die Sphäre, wo die akademische Thätigkeit
: Frucht tragen sollte. Daß ich später dazu ge-
rt werden sollte, jene Thätigkeit selbst, welche mir
das Höchste galt, mit dem bischöflichen Amte zu
auschen, ahnte ich aber so wenig, als ich es je
ehrt habe. Jedoch muß ich heute, wenn ich zurück-
ke, mich überzeugen, daß mehr als eine Beschäf-
ung mir als Vorbereitung für mein bischöfliches
:ken dienen sollte; z. B. als es mir zeitig nahe
gt wurde, mich in liturgische und hymnologische
idien zu vertiefen; ferner die Angelegenheit der
ptisten, welche mich veranlaßte, eine Schrift:



doch, daß an der Hochsc
den Sakramenten als Th
großer Bedeutung war ei
der Umstand, daß ich Gel
in der Residenz aufzutret
an das abschreckende Beispi
nie vorher die Kanzel bet
von Seeland ward. All
Vorschule für meine spä
gedient.

König Christian VIII.
Ernennung eine Art Probe
er die Holmskirche wählte.
fahrtstage 1845, in seiner u
Nicht ohne Furcht und Zit
dessen bald etwas Muth,
Kreise Studenten

mehreren Anderen von Mynster in der Frauenkirche ordinirt. Mynster redete besonders über das Wort: „das Evangelium wird den Armen gepredigt“, was er uns aufs Dringlichste ans Herz legte. Zu mir gewandt sagte er, ich hätte ja oft Weisheit verkündet unter den Vollkommenen; aber das Herz habe mich gedrängt, dasselbe auch den gewöhnlichen Christen zu verkünden, da ich nicht Eine Weisheit für die Jünger der Wissenschaft, und eine andere für die Unmündigen und Einfältigen hätte. Ich sowohl wie meine Mitordinanden waren tief bewegt. Einige Tage nach meiner Ordination erhielt ich einen Besuch von Grundtvig. Obgleich es wider seine Gewohnheit war, wollte er mir Glück wünschen. Ich wurde davon gerührt und bat um seinen Segen, welchen er über mich sprach. Dieser Besuch ist mir unvergeßlich geblieben. Wir redeten viel über die Ordination und waren darin einig, daß sie nicht eine bloße Ceremonie sei, sondern daß wirklich durch sie eine Gabe mitgetheilt werde, welche nachher durch die rechte Aneignung und Anwendung in Kraft treten und fruchtbar werden soll.

In meiner Antrittspredigt in der Schloßkirche redete ich über 1 Joh. 4, 1—4: „Ein jeglicher Geist, der da bekennet, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, der ist von Gott; und ein jeglicher Geist,

der da nicht bekennet, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, der ist nicht von Gott." Ich legte ein Zeugniß ab von dem menschgewordenen Sohne Gottes, von welchem der Apostel sagt: Das Wort ward Fleisch, und wohnete unter uns, von dem Heilande, welcher zugleich der geschichtlich erschienene ist und der von Ewigkeit her ausgegangene, welcher alle Tage bei und mit seiner Gemeine ist. — Im Anfange meiner Wirksamkeit als Prediger mußte ich noch mit der Sprache und Form kämpfen, da ich nur an den Kathedervortrag gewöhnt war. Allmählich gewann ich aber größere Freiheit und ward des für die christliche Predigt angemessenen Vortrages mächtig, welcher keineswegs popularisirte Dogmatik ist, vielmehr unmittelbar dem Evangelium, dem in einem gläubigen Herzen angeeigneten Schriftworte entspringen muß. Die Kirche war immer voll, wie sie's denn, Gott sei Dank, bis auf diesen Tag geblieben ist; und unter den Zuhörern waren sowohl Männer als Frauen, die zu den edelsten und gebildetsten der Hauptstadt gehörten. Bischof Mynster und A. S. Örsted, der Staatsmann, waren meine regelmäßigen Zuhörer, und mir kamen sehr günstige Urtheile zu Ohren. Man fand, daß ich einen neuen Ton angeschlagen habe, und hob namentlich hervor: in meinen Predigten

lte ein mit Empfindung und Wärme verbundenes
templatives Element, welches sich bisher unter uns
ht gezeigt habe. Ich wiederhole hier nur, was ich
n verschiedenen Seiten her sagen hörte. Mynster
sich einmal so über mich geäußert haben: „Bei
s Anderen sind es Gefühle, die zu Gedanken ge-
rden sind; bei ihm sind es Gedanken, die zu Ge-
len geworden sind." — Während man aber in
nen Predigten oft das Kontemplative und den
dankeninhalt rühmte, so freute ich mich um so
r, hin und wieder zu erfahren, daß ich auch im
nde gewesen sei, durch meine Predigten zum
zen zu sprechen und zu ermahnen, bedrängte und
pfende Gemüther, welche mehr bedurften, als bloße
rachtung, trauernde und angefochtene Seelen zu
ten und zu erbauen, kurz, auch Solchen Etwas zu
ähren, die des Glaubens bedurften an das Wort:
mmet her zu mir alle, die ihr mühselig und be-
n seid; ich will euch erquicken."

Mit meinem Freunde Paulli unterhielt ich mich
r; nicht bloß über einzelne Predigten, sondern
die große und allgemeine Frage: die Predigt-
t, das heißt, über die Grundsätze, nach denen zu

Grundsätzen für die Predigt ange
den Anforderungen unserer Kirch
tung gegeben habe. Nicht als i
duelle Predigtweise zur Nachahm
kopirt werden. Vielmehr ist di
tung unabhängig von seiner Ind
von den verschiedensten Indivi
und unter den verschiedensten
werden kann. Mynster selbst er
wegs über alle Kritik erhaben.
Übergang zu bilden vom Ratio
kündigung des wahren, geschichtl
und daß sich da, besonders in
Partieen bei ihm finden, die in de
und schwächer waren daß

ferer Zeit die Richtung angewiesen, die allein zum Ziele führt. Denn die beruht m. Daf. darauf, daß die christliche Predigt, wenn sie anders den Zusammenhang mit der Reformation und der damaligen Verkündigung des Christenthums bewahren will, die innigste Verbindung des Objektiven und des Subjektiven innehalten muß, des Offenbarungsgehaltes, des göttlich Gegebenen und Ueberlieferten einerseits und der persönlichen Aneignung desselben anderseits, des Allgemeinen, was der ganzen Menschheit, der Gesammtkirche angehört, und desjenigen, was unter Voraussetzung dieses Allgemeinen die persönliche Gläubigkeit des Individuums ausmacht. Eine Forderung, die sehr einfach scheinen mag; doch ist sie groß und schwierig. Sie ist jedenfalls von der Reformation, im Einklange mit den apostolischen Vorbildern, ausgegangen. Und diese richtige und wahre Richtung, wie wir sie bezeichnet haben, hat Mynster wiederbelebt und erneut. Vergleichen wir mit ihm Andere, z. B. Grundtvig, so hat dieser sich anfangs freilich auch auf die Grundlage der Reformation gestellt, was ja die von ihm damals gehaltenen und veröffentlichten „biblischen Predigten“ bezeugen, ist aber immer mehr in eine einseitige Objektivität hineingerathen, nicht so sehr in Betreff der Lehre — denn von eigentlicher Lehre findet sich

ein Wort aus des Herrn eigene
man Alles haben soll, geprief
mehr als Einer Hinsicht einge
Oder man kann zur Vergleichun
tung ins Auge fassen, wie sie
sogenannten inneren Mission u
getreten ist. Es ist eine einseitig
auf „Erweckung“ des Individuum
ausgehend; was dadurch nicht be
dem Grundtvigianismus einzeln
z. B. den einen oder anderen S
oder den Sakramenten überhaupt,
objektiven Gehalt zu bekommen.

Was nun Mynsters eigene Lei
allerdings einen individuellen E

erkennen, welche es mit sich brachte, daß der Ton seiner Verkündigung ein immer höherer und vollerer ward, und daß seine letzte Lebensperiode uns die vollkommensten Leistungen zeigt. Die, welche ihn in seinen letzten Jahren gehört haben, werden es bezeugen, daß er mit aller Entschiedenheit und Herzlichkeit die Thatsachen der Offenbarung vortrug, im Geiste der gesunden Lehre und unter beständigem Proteste gegen die Irrthümer des Zeitgeistes; und daß wir den lebendigen Eindruck glaubensvoller Herzensergießungen bekamen, in welchen er zu uns und gleichsam mit uns redete von den Geheimnissen unsres eigensten, persönlichsten Seelenlebens. Wenn Mynster Perioden gehabt hat, in denen er die ihm eigentlich zukommende Popularität nicht genossen hat, so hatte dieß hauptsächlich in seiner hohen Bildung und geistigen Ueberlegenheit, und darin seinen Grund, daß er der Kritik zu hoch stand.

Ein zweiter Prediger, in dessen Predigten ich mich vertiefte, war der stets von mir geliebte und bewunderte Schleiermacher. Allein, soviel ich hier auch zu bewundern fand, trat mir doch Manches entgegen, worauf ich nicht eingehen, und was ich mir nicht aneignen konnte. Seine Predigten enthalten allzu viel Dialektik, welche sich jedenfalls für unsere

[illegible] [illegible] nicht eignete. Augenscheinlich hatte die Platonischen Dialoge auf seine Predigten einen zu großen Einfluß geübt. Wenn Plato einen Begriff entwickelt, fängt er meistens damit an, daß er [illegible] Vorstellungen aufstellen läßt, welche er [illegible] widerlegt, um hinterher die richtige Auffassung zu geben. Diese Manier hat Schleiermacher in seinen Predigten häufig angewandt, wodurch er unleugbar diesen etwas ganz Doctrinäres und dadurch Ermüdendes giebt, wenn er zum Schlusse es auch versteht, Gesinnung und Willen mächtig anzuregen. Im Ganzen mußte es mir gleich gefallen, daß er sich beständig in dem Gegensatze zwischen Sünde und Erlösung bewegt, daß die Person Christi immer den Mittelpunkt ausmacht, daß er ein einfaches Christusbild hat und daß man den Pulsschlag seiner Liebe zu dem Erlöser durchfühlt. Was man denn in dogmatischer Hinsicht auch vermissen möge, immer bringt er doch einen bedeutenden Eindruck hervor; und selbst die dogmatischen Mängel werden auf der Kanzel oft überwunden, da hier sein christliches Gemüth sich von den Einseitigkeiten und Schranken seiner Dogmatik losreißt und sich gänzlich dem Evangelium hingiebt. Insbesondere bewunderte ich den großen Reichthum ethischer Gesichtspunkte und Ideen, und zugleich die dahin gehörige Auslegung so

mancher Schriftstellen, die man gemeiniglich nicht aus=gelegt findet. Ich kenne keinen Prediger, bei dem sich eine solche Fülle des Ethischen vorfindet; und gerade hierdurch hat er, sowie durch die Verherrlichung der Person Jesu Christi, in so hohem Grade für die Versöhnung und Durchdringung des Christlichen und des Humanen gewirkt. In dieser Hinsicht galten er und Mynster mir als die größten Prediger.

Einer der Schleiermacherschen Gesichtspunkte war zwischen Paulli und mir öfter der Gegenstand unserer Gespräche, wonach er nämlich bei seinem ersten Auftreten behauptete, und beständig dabei blieb, daß man in der christlichen Predigt alle Zuhörer als Christen, nicht als Unchristen behandeln müsse; daß unsere Gottesdienste keine Missionsanstalten sein sollten, welche darauf abzielten, zu Christen zu machen, die es noch nicht seien. Er wollte somit von der Erweckungspredigt, wie sie mitunter von der „inneren Mission" verstanden wird, nichts wissen, und meinte, man werde dadurch das Meiste erreichen, daß man das Christliche voraussetze, was, wo es fehle, allmählich dann von selbst kommen werde. Wir gelangten zu dem Resultate, daß man allerdings, unter Voraussetzung der Kindertaufe, Alle als Christen behandeln müsse, jedoch dabei nicht die unbestreitbare Thatsache übersehen dürfe,

daß unter diesen Christen gar Viele von ihr
Taufbunde abgefallen, und dem Evangelium, son
der Kirche entfremdet sind, welche es bedürfen,
dieser zurückgeführt zu werden. Und so, meinten wi
könne allerdings ein missionirendes Element in d
Predigt hinein kommen, wiewohl auch wir es a
verwerflich ansehen mußten, unsere Gottesdienste
Missionsanstalten zu machen, in denen man nur E
weckungspredigten halte. Der Hauptzweck muß sei
die Gläubigen auf dem Grunde zu erbauen, welch
ein für allemal gelegt ist, und ihnen zu geben, w
zu ihrer inneren Lebensentwickelung dienen kann, z
Förderung ihrer Gemeinschaft mit Gott und d
Heilande.

Ein anderer Prediger, mit dem ich mich besch
tigte, war Herder. Er war der große und berühm
Repräsentant der Humanität; und gerade bei i
erwartete ich, brauchbare Winke zu finden für e
gesunde Vereinigung des Christlichen und des Human
Allein ich muß bekennen, daß er mir mehr
Warnung gedient hat, als zur Stärkung. Un
seinem Bestreben, das Christliche und das Hum
in Einklang zu bringen, wurde er selbst von d
Humanen überwältigt. Das Christliche, welches frei
bei ihm ziemlich unbestimmt und matt ist, geht im

mehr in dem Humanen zu Grunde, was in besonders trauriger Gestalt seine letzten Jahre erkennen ließen. Dabei kann in Betreff seiner hohen Begabung, seiner Genialität, bei Allen nur Eine Meinung herrschen. Aber er ist ein warnendes Beispiel geworden, welches uns sagt, daß man sich wohl zu hüten hat, in solcher Weise das Christenthum „menschlich" machen zu wollen, daß dadurch das Wort vom Kreuze seine Kraft verliert, und der Gegensatz zwischen dem alten und dem neuen Menschen verwischt wird.

Diese Frage nach der richtigen Vereinigung des Christlichen und des Humanen beschäftigte mich fort und fort. Meine ganze ethische Anschauung des Menschenlebens beruht auf diesen Gegensätzen und ihrer Ausgleichung. Was die christliche Predigt angeht, so ist mir einmal die Einwendung entgegengebracht worden: diese Frage habe doch nur für den Bedeutung, welcher es darauf anlege, den Gebildeten zu predigen, aber nicht für den, welcher dem Volke schlicht und einfach predigen wolle, und sich um solche Finessen nicht zu bekümmern brauche. Mit dieser Ansicht konnte und kann ich mich nicht einverstanden erklären. Erstens ist wohl zu merken, daß es von großer Wichtigkeit ist, daß für die Gebildeten gepredigt werde, und daß kaum etwas Traurigeres zu denken

ist, als wenn die Gebildeten anhaltend aus der K
fortblieben, dem Evangelium gegenüber fremd
gleichgültig. Bildung ist einmal im Volksleben
bedeutendste und wirksamste Macht; und der Pre
der sich der Gebildeten bemächtigen kann, bemä
sich des wichtigsten Bestandtheils der Volksgen
schaft, welcher wieder auf die niederen Schichten
selben einwirken kann. Ich weiß wohl, der
danket und preiset den Vater dafür, daß er den
fältigen und Unmündigen geoffenbart habe, was
Weisen und Klugen verborgen sei. Aber dahin
eben die christliche Predigt führen, daß die in wa
Sinne des Wortes Gebildeten sich dem Erlöser g
über als Unmündige stellen, sich zu seinen F
setzen, sich zu ihm, dem absoluten Geber, als die
Empfangenden verhalten. Wie soll aber das Ev
lium bei ihnen Eingang finden, wenn die Verk
gung desselben in gewissen Punkten nicht an
Bewußtsein anzuknüpfen versteht, so daß sie
hier aus weiter geführt werden können, eine Pr
weise, von welcher der Apostel Paulus uns e
großartiges Beispiel in seiner Rede zu Athen
wo er von dem unbekannten Gott zu ihnen rede
sich auf den Ausspruch eines ihrer Dichter b
Und was die einfache und schlichte Predigt fü

Volk betrifft, so muß ich fragen: Bedarf es denn nicht auch hierbei der Anknüpfungspunkte, um dem Evangelium Eingang zu verschaffen? Darf man nicht sagen, daß besonders in demokratisch gerichteten Zeitaltern das Streben dahin geht, daß im gewissen Sinne Alle gebildet sein sollen? Zur Bildung gehört doch eine gewisse geistige Freiheit und Selbständigkeit. Zu dieser wollen wir doch Alle hinführen; und unser Wunsch ist eben, daß sie das Evangelium sich mit geistiger Freiheit und Selbständigkeit aneignen mögen. Da wird es aber auch wichtig sein, ihnen nachzuweisen, wie das Evangelium in gutem Einklang mit dem Menschlichen und in Wahrheit Natürlichen steht, daß allein die Sünde mit diesem unvereinbar ist, daß aber das Evangelium die hohe und umfassende Tendenz hat, den ganzen Menschen vollkommen darzustellen (Koloss. 1, 28; 2 Tim. 3, 17). Allerdings gehört zu dieser Vervollkommnung, wenn sie gründlich verstanden wird, mehr als Bildung, da Wiedergeburt hierzu gehört; aber Wiedergeburt muß zur Heiligung führen, zum Ablegen des alten und zum Anziehen des neuen Menschen. Aber wie traurig ist es doch, einen christgläubigen Menschen zu sehen, er gehöre zu hohen, zu der höheren oder der sog. niederen Gesellschaftsklasse, in welchem die Wiedergeburt ihren Anfang genommen

hat, und nun in ihm den alten Menschen in aller seiner Unwissenheit und aller seiner Barbarei zu sehen, ja, was unter uns leider sehr gewöhnlich ist, in einer so rohen und schlechten „Volksthümlichkeit", ohne daß die Wiedergeburt nach dieser Seite hin irgend einen Einfluß übt! Die echte christliche Bildung muß eben eine Frucht der Heiligung sein.

Nachdem ich aber hier über die Kunst zu predigen einige Bemerkungen gemacht, auch bestimmte Prinzipien dafür aufgestellt habe, so kann ich nicht umhin, daneben eine sehr tolerante Ansicht auszusprechen, welche ich in der Praxis oft befolgt habe, und welche auf den Satz zurückgeht: „predigen ist keine Kunst". Das Leben hat mich nämlich gelehrt, in gewissem Sinne jede Predigt gelten zu lassen, wenn nur Christus, der Gekreuzigte und Auferstandene, gepredigt wird. Der Apostel Paulus sagt, freilich in anderer Beziehung: „Etliche zwar predigen Christum auch um Haß und Haders willen, etliche aber aus guter Meinung. — Was ist ihm aber denn? Daß nur Christus verkündiget werde allerlei Weise, es geschehe zum Vorwand oder rechter Weise, so freue ich mich doch darinnen und will mich auch freuen" (Philipp. 1, 15 ff.) Sehen wir hinweg von dem Persönlichen und Parteiischen, worauf der Apostel hindeutet, und von seinen

moralischen Beschuldigungen, so können wir seine Worte auch auf unsere Frage anwenden. Die Hauptsache ist, daß Christus verkündigt werde, und zwar der wirkliche und geschichtliche, nicht aber ein erdichteter; und nie dürfen wir vergessen, daß Gott viele Kanäle hat, durch welche das Evangelium und sein Geist in die Seelen Eingang finden kann, und daß die vielen, so verschieden gearteten Seelen auch auf verschiedenen Wegen geführt werden sollen oder können. Diese tolerante Auffassung habe ich mir namentlich als Bischof zu eigen machen müssen. Indem ich ferner mein Augenmerk auf die Sekten gerichtet habe, so habe ich gefunden, daß bei ihnen, wo nicht gute, doch jedenfalls wirksame Predigten gehalten werden. So bei den Baptisten, wo wir einen Spürgeon finden, unverkennbar einen sehr begabten und talentvollen Mann, welcher sogar eine Zeitlang in Dänemark von den Organen der inneren Mission kopirt worden ist. Für mich persönlich ist es freilich ein Leiden, eine Kasteiung, wenn ich eine Predigt anhören muß, die des Kirchenstils völlig entblößt ist, voll plebejischer Ausdrücke und Wendungen, mit Erzählungen und Anekdoten von der Straße her gespickt; und dennoch wage ich nicht, sie unbedingt zu verwerfen, sofern sie vielleicht doch bei einigen Seelen dazu dienen kann, Christo

den Weg zu ihnen zu bereiten. Ich gedenke an d
Apostels Wort: „daß nur Christus verkündiget wer
allerlei Weise". Allein wieviel denn auch geeignet se
mag, jenen Satz uns in Erinnerung zu bringe
„predigen ist keine Kunst", so wird doch unser Kein
dadurch der Pflicht überhoben, der Kunst sich z
befleißigen, um sowohl sich selbst als Anderen dav
Rechenschaft ablegen zu können.

Was meine eigenen Predigten betrifft, so will i
nur hinzufügen, daß ich die meiner Individualit
hierin gesetzten Schranken tief empfunden habe, u
daß gewisse Gaben mir versagt worden sind, die b
Anderen mir entgegentraten, welche ich übrigens durc
aus nicht zu den bedeutenden Predigern zählen konn
Aber mit demüthigem Danke erkenne ich, daß ich do
einem bestimmten Kreise Befriedigung gewähren konn
meine Predigt bis zuletzt gesucht worden ist, und d
meine gedruckten Predigtsammlungen verhältnißmäß
eine nicht geringe Verbreitung gefunden hab
Niemandem ist es ja gegeben, Allen Alles zu se
wiewohl dieses uns als zu erstrebendes Ziel vo
schweben soll.

Christian der Achte.

Dadurch, daß ich Hofprediger ward, kam ich in Verhältniß zu gesellschaftlichen Kreisen, mit denen ich bisher keinerlei Berührung gehabt hatte. Insbesondere kam ich denn auch in ein Verhältniß zu den höchsten Personen, dem Könige und der Königin, Christian VIII. und Caroline Amalie.

König Christian VIII. hat mich seine Huld in reichem Maße erfahren lassen. Diese erwies er mir schon, ehe ich Hofprediger ward, bei einer Gelegenheit, die ich hier nicht unerwähnt lassen will. Ich hatte mich nämlich entschlossen, von der Universität mich zurückzuziehen und um ein Pastorat zu bewerben. Hierüber wird man sich wundern, da meine Stellung und Wirksamkeit als Docent eine sehr befriedigende war. Deßungeachtet hatte jener Entschluß seine guten Gründe, da meine ökonomische Stellung eine solche war, daß ich nicht dabei bestehen konnte, so wenig, daß ich Schulden machen mußte. Letzteres ist mir aber von jeher als das Abschreckendste erschienen, als Etwas, wodurch der Gelehrte, vollends der Geistliche, sich in eine unwürdige Stellung versetzt. Meine Augen richteten sich demnach auf eine Landpredigerstelle, die eben erledigt war. Herlofsholm war mir immer einer der

anziehendsten Punkte Seelands gewesen. Hier hoffte ich nicht allein als Prediger wirken, sondern außerdem unter den Zöglingen und Lehrern der dort bestehenden Anstalt einen erwünschten Umgangskreis gewinnen zu können. Hier, nahe bei dem alten Waldkloster, umringt von ehrwürdigen, vaterländischen Erinnerungen, wohlgeborgen in der erquickenden Waldnatur, wo die Wanderung längs der lieblichen Snusaue zu stillen Betrachtungen einlud, hier hoffte ich die Bearbeitung meiner Dogmatik — ein Gedanke, von dem ich nun einmal hingenommen war — durchführen zu können. Meine Vorliebe für Herlofsholm war noch verstärkt worden durch die damals erschienenen „Gabrielis Briefe" von Sibbern*), welche uns so viele Natureindrücke von Herlofsholm bringen, aber auch zahlreiche Eindrücke des geistigen Lebens, wie es sich dort entwickelte. Ich wandte mich also mit meinem Anliegen an den König. Dieser wollte sich aber schlechterdings nicht auf dasselbe einlassen. Mit einer Wärme des Interesses, welche auf mich einen sehr ermunternden Eindruck

*) Dieser in Briefform gefaßte, geistvolle Roman, ein Werk des dänischen Philosophen Sibbern, ist gewissermaßen ein Seitenstück zu Goethes Wahlverwandtschaften, jedoch nicht mit einer moralischen Niederlage endend, sondern mit dem Siege des Geistes über die Natur, des höheren Selbst über das niedere.

Anm. d. Uebers.

machen mußte, erklärte er sich dahin, daß er meinem Bleiben bei der Universität, in unmittelbarem Verkehr mit der studirenden Jugend, einen besonderen Werth beilege; auch meinte er, daß die mir verliehenen Gaben in Herlofsholm schwerlich die rechte Anwendung finden könnten. Er versprach mir die Herbeischaffung der Mittel, deren ich bedürfe, um schuldenfrei leben zu können, ein Versprechen, daß er kurz darauf auch erfüllt hat. Und nicht lange nachher ward ich Hofprediger. Uebrigens würde ich mich schwerlich auf Herlofsholm so zufrieden, wie ich mir vorstellte, gefühlt haben, wenn mein damaliger Wunsch erfüllt worden wäre. Ich hatte die Sache allzu sehr von der idealen Seite aufgefaßt, aber nicht genug die Verhältnisse einer Landgemeinde in Anschlag gebracht, welche viel der grobprosaischen Arbeit mit sich bringen, die gerade nicht nach meinem Geschmacke gewesen wäre.

Seit ich das neue Amt bekleidete, hörte der König mich jedesmal und redete auch oft mit mir über meine Predigten. Je näher ich ihm hierdurch trat, desto mehr Gelegenheit hatte ich, seine Liebe zum Idealen, zu Kunst und Wissenschaft kennen zu lernen. Mit lebhaftem Interesse sammelte er Künstler und Gelehrte um sich; und gern erinnere ich mich der Sonntagabende bei ihm, zu welchen ich öfter eingeladen wurde. In

dem hier versammelten Kreise herrschte ein freier und gemüthlicher Ton. Der König, in einfacher Civiltracht eintretend, betheiligte sich in einer Weise, die uns alle belebte. Auch ohne zu wissen, daß er der König war, mußte Jeder alsbald von der Konversation den Eindruck bekommen, daß er ein in Wahrheit vornehmer höchst gebildeter Mann sei. Man hat manchmal einen Zweifel geäußert, ob diese seine viel und oft gerühmte Bildung eine gründliche war. Allerdings läßt sich nicht behaupten, daß er alle seine Kenntnisse aus Büchern und durch Studium erworben hatte, wiewohl er sich in die Naturwissenschaften wirklich vertieft, außerdem auf seinen Reisen sich zu einem ausgezeichneten Kunstkenner ausgebildet hatte; mit leichter Fassungsgabe und Geschmack hatte er eine sehr große Menge von Kunstwerken aller Art beobachtet. Darf man aber wohl verlangen, daß Fürsten Alles aus Büchern erlernen? Ein Fürst, zumal ein regierender, soll ja so ziemlich in allen Dingen heimisch sein, weßhalb es ihm unmöglich ist, Alles aus dem Grunde zu studieren. Aber Christian VIII. hatte den Vorzug vor vielen seiner hohen Standesgenossen, daß er auf seinen Reisen die persönliche Bekanntschaft der größten Staatsmänner, Dichter, Künstler und Gelehrten Europas gemacht, daß er aus den geführten Gesprächen, aus dem Um-

gange mit ihnen, sich eine reiche Ausbeute angeeignet hatte, daß er es verstand, das lebendig Angeeignete zu verwenden, wie es ohne ein ungewöhnliches Talent garnicht möglich ist. Ein Geistlicher that eines Tages gegen mich, jedoch in aller Gutmüthigkeit, folgende Äußerung: „Es ist beinahe ärgerlich, ihn anzuhören. Er hat weit weniger studiert, als die Anderen in der Gesellschaft. Und dennoch weiß er Alles; und disputirt man, so weiß er Einen immer auszustechen."

Kaum bedarf es der Erwähnung, daß, wie er zu den Berühmtheiten der Fremde in ein näheres Verhältniß trat, so Alles, was es im eigenen Vaterlande Ausgezeichnetes und Hervorragendes gab, ein Gegenstand seiner besonderen Aufmerksamkeit und Theilnahme ward. Ich nenne nur hier sein Verhältniß zu Oehlenschläger und Baggesen, sowie auch zu Thorvaldsen. Was ich hier aber vorzüglich hervorzuheben wünsche, ist dies, daß es keineswegs bloßes Scheinwesen war, sondern ein tieferer Trieb, eine innere Nothwendigkeit, wodurch er sich zu der höheren Sphäre des Geistes hingezogen fühlte. Hierfür liegen mehrere Zeugnisse aus seinem Leben vor. So weiß ich, daß er während seiner mehrjährigen Abwesenheit im Auslande (als er noch Prinz war) in München viel mit



Gesprächen, in denen die
über Personen und Zust
fallen. Ebenso hat er i
Theosophen Molitor g
Gesprächen zugebracht.
flächlichen Natur nicht m
Kritik über jene, in meh
gelegte Persönlichkeit; ich
hohe, geistige Richtung n
wirkliche Leben zu beher
ob dieser Idealismus auc
Alltagslebens ausgeglichen
Worte: ob das Ideale b
sich zum Charakter au
hinzufügen, daß er nebe
Richtung, nach allgemeine
beitskraft besaß. und

Beisein das Budget derselben mit großer Sicherheit durchsah und zuweilen korrigierte.

Augenscheinlich litt sein Gemüth oft unter dem Drucke der politischen Verhältnisse des Landes. Denn während seiner Regierung zog jenes Unwetter zusammen, welches bei seinem Tode im Jahre 1848 zum Ausbruch kam. Er sah, wie alle Elemente der bevorstehenden Tragödie sich heranwälzten. Er sah, wie überall in Europa das Verlangen nach der liberalen und konstitutionellen Staatsform sich kund that, und zwar in Verbindung mit einer einseitigen Nationalitätsrichtung. Er sah seine Unterthanen, welche bisher ein ruhiges und friedliches Dasein geführt hatten, in zwei Nationalitäten geschieden, deren jede ihre Forderungen geltend machte und zu offenem Kampfe hervorzutreten drohte. Und endlich sah er, wie in dem Königshause der Mannesstamm am Aussterben war, und vielleicht eine neue Erbfolge in Betracht gezogen werden mußte. Alles dies konnte gewiß ernste Sorge erwecken. Man hat gesagt, daß er den angedeuteten Aufgaben gegenüber schwankend und unsicher dastand. Ich gestatte mir keine Kritik, lasse mich daher auch nicht darauf ein, die damalige Ernennung des Prinzen von Noer zum Statthalter der Herzogthümer zu beurtheilen, ebensowenig die Ausstellung des „offenen Briefes“, welcher in manchen

Gegenden Deutschlands eine so starke Bewegung, ja einen förmlichen Brand hervorrief. Man kann aber wohl fragen, ob nicht im Fortgange der von ihm eingeleiteten Geschichte auch mancherlei Schwanken und viel Unsicherheit zu Tage trat? Man kann fragen, ob nicht an dem nämlichen Problem, das vorher König Christians VIII. Kreuz gewesen, die nachfolgenden Staatsmänner Schiffbruch gelitten haben. Wir wissen ja alle, zuwelchem traurigen Resultate wir infolge der Bestrebungen jener Staatsmänner geführt worden sind. Unter allem Elend aber und unter allen vielvernommenen Klagen über die, welche unsere Politik geleitet haben, finde ich für mein Theil einigen Trost in dem Gedanken, daß in dem uns widerfahrenen Leide wirklich etwas Tragisches liegt, etwas als ein Schicksal zu Bezeichnendes, worin wir aber einen unerforschlichen Rathschluß Gottes und seiner Vorsehung anbeten müssen. Daß in jenen Tagen die liberal-nationale Bewegung von Land zu Land so hohe Wogen schlug, war gewiß ebensowenig die Schuld unserer Staatsmänner, wie der Umstand, daß Dänemark ein aus verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetztes Königreich war, welches die innere Erschütterung nicht ertragen konnte, vielmehr durch dieselbe zerfallen mußte; endlich, daß durch das Aussterben des Mannesstammes den inneren

Streitigkeiten neue Nahrung gegeben wurde — das alles sind Dinge, für welche unsre Staatsmänner nicht verantwortlich sind. Hält man diesen Gedanken fest, alsdann kann man nicht anders, als in den Begebenheiten jener Zeit die Hand zu sehen, welche alle Wege und Angelegenheiten der Menschen lenkt, wiewohl es oft schwer wird, den Rath Gottes zu deuten, wodurch wir eben zu einem höheren Gesichtspunkt erhoben werden. Am nächsten liegt es wohl, in dem, über uns gekommenen schweren Geschicke eine Prüfung zu sehen, welche auf die Erziehung des Volkes abzielt, und welche dieses zum Heile führen soll, wenn es anders in Demuth und Glauben sich erziehen läßt, um dadurch „dem Gerichte der Vertilgung" zu entgehen. Dieses ist eine Betrachtung, die allerdings nicht die begangenen Fehler rechtfertigen soll; aber unsere Bekümmerniß über dieselben wird doch dadurch gemildert.

Die bittere und rücksichtslose Opposition, die sich durch die ganze Regierungszeit Christians VIII. hindurchzog, hatte durchaus nicht meine Sympathie. Meine politischen Ideen hatten schon lange zuvor eine andere Richtung genommen, schon durch mein Studium Hegels, und darnach durch meinen Umgang mit Männern der konservativen Richtung, unter denen ich besonders A. S. Örstedt nenne, zu welchem ich je mehr und

[illegible] kam, währe
[illegible] der
[illegible] Oppe
[illegible] wen
[illegible] id
[illegible] auf das P
[illegible] mehr zu
[illegible] zwei
[illegible] geschaffen.
[illegible] Aber hier
[illegible] ohne
[illegible] als
[illegible] Damit
[illegible] Richtungen be
[illegible] zu erreichen, b
[illegible] — ein Begriff, welch
[illegible] Parole
[illegible] ihre groß
[illegible] in diese Idee nu
[illegible] zu tieferem
[illegible] haben alle
[illegible] in derselben eine
[illegible] es an sich als ein
[illegible] daß in Schlesi



nische Nationalität nach langem Schlummer erwacht
ar; Christian VIII. selbst freute sich darüber und
chte den erwachenden Geiste entgegenzukommen. Wohl
igte sich auch bei uns hier und dort eine nationale
timmung. Besonders war dieß im Anfange nach
m Ausbruch des Krieges der Fall, wo ein herrlicher
triotismus, verbunden mit großer Opferwilligkeit,
flebte. Aber bei mehreren der Führer, sowie in der
penhagener Presse, artete das Nationalitätsgefühl
d in nationalen Uebermuth und Ueberhebung, sowie
nationalen Deutschenhaß aus, welcher nachher einen
chaulichen Ausdruck in dem Löwendenkmale fand,
s man in Flensburg errichtete — ein heraus-
dernder Uebermuth, welchem man voraussagen konnte,
s er zu der schrecklichsten Demüthigung führen mußte.
n der ganzen damaligen Politik läßt sich sagen, daß
: herrschende Liberalismus, in seinem Kampfe gegen
ı Absolutismus, von der Ansicht ausging, daß, wenn
ser nun gestürzt würde, das goldene Zeitalter vor
: Thüre sei. Man übersah hierbei, daß der Abso-
ismus verschiedene Gestalten annehmen kann. So
r es denn eine nicht vorausgesehene Folge der
position, welche unter Christian VIII. ihren Anfang
hm und welche gerade nicht die Gabe der Fern-
ht besaß, daß wir aus dem königlichen Absolutismus

unter einen Absolutismus des niedrigsten demokratischen Schlages kamen, unter ein Massenregiment, welches weit lästiger, und für das Land im Ganzen weit nachtheiliger ist, als der frühere Absolutismus, in welchem ein Einzelner herrschte.

Caroline Amalie.

Die Gemahlin Christians VIII., Caroline Amalie war nicht ohne Sympathie für die freiheitliche Bewegung. Ihre Augustenburgische Geburt und Erziehung hatte ihr manche Gelegenheit gegeben, ungünstige Urtheile über Friedrich VI., über Absolutismus und Bureaukratie zu hören. Ihre Eltern waren für die Ideen der französischen Revolution eingenommen, und Etwas von dieser Geistesrichtung war auf sie übergegangen, und verblieb ihr auch, nachdem sie Königin zur Zeit der unbeschränkten Monarchie geworden war. Wenn ich nunmehr auch über sie mich aussprechen soll, so kann ich nur bestätigen, daß ihre Persönlichkeit etwas unaussprechlich Gewinnendes hatte; und nachdem ich einige Male mit ihr geredet hatte, bekam ich den Eindruck, daß sie durch ihr Naturell, ihren Charakter weit über die gewöhnlichen Interessen emporgehoben, daß sie eine im Grunde poetisch ange-

legte Natur war; und daß sie sich durch das Hofleben, mit seinem Ceremoniell, seiner Etikette, eingeengt fühlte, daß ihr tieferes Gemüthsleben sich dagegen sträubte. Wenn man gesagt hat: ihr habe eigentliche intellektuelle Begabung gefehlt, so muß ich ein solches Urtheil, nach den meinerseits empfangenen Eindrücken, jedenfalls sehr einschränken. Zwar war sie nicht in hervorragender Weise mit dem, was man Verstand zu nennen pflegt, mit der Gabe des scharfsinnigen Zergliederns und Kombinirens ausgestattet; dagegen besaß sie unwidersprechlich einen tiefen, nicht bloß religiösen, sondern überhaupt geistigen Sinn, welcher ihr eine höhere, dem bloßen Verstande verschlossene Welt öffnete. Und man muß doch fragen: wozu frommt's einer Dame, mit einem ungewöhnlich scharfen Verstande begabt zu sein, wenn's ihr dabei an Gemüth und Phantasie gebricht, und wenn doch dieser Verstand — wie die Erfahrung lehrt — sich nicht darauf versteht, ja völlig unzureichend ist, so oft von großen Fragen die Rede ist; wenn er also doch nur dazu taugt, in kleinen und untergeordneten Kreisen sich zu bewegen, wo er immerhin sein Spiel treiben mag? Ihr Sinn für Kunst und Wissenschaft, ihr Sinn für alles Menschliche höherer, idealerer Art, war schon auf der großen Reise, welche sie mit Prinz Christian

machte, vielen aufgefallen, sowie sie denn auch nach ihrer Heimkehr, und als Königin, für unsere vaterländischen Künstler und Dichter großes Interesse zeigte. Bekanntlich hat Grundtvig für sie große Bedeutung bekommen. Ohne Zweifel war es nicht allein die interessante Persönlichkeit und Konversation des Mannes, wodurch sie sich von ihm angezogen fühlte, sondern auch dieß, daß er sie völlig neue Blicke in die Welt des Geistes thun ließ, insbesondere daß er die christliche Welt- und Lebensanschauung auf energische Art bei ihr ins Leben rief, was für sie, welche rationalistisch erzogen war (und darüber hat sie oft geseufzt) von großer Bedeutung war. Nun hat sie wohl eine Zeitlang Grundtvig und seiner Richtung sehr angehangen; aber mit den Jahren verlor sich diese Anhänglichkeit, in dem Maße, wie sie mehr innere Reife, Gleichgewicht und Selbständigkeit gewann. Zu jeder Zeit war sie indessen fähig, auch andere Richtungen neben der Grundtvigschen anzuerkennen. Ihr war — was ich aus eigener Erfahrung bezeugen kann — eine großartige Toleranz eigen, durch welche sie über alles Parteiwesen erhaben war. Sie hatte einen Charakter von ungewöhnlicher Lauterkeit; und gewiß hatte Mynster Recht, wenn er von ihr äußerte: sie sei eines der reinsten Wesen, die er jemals kennen gelernt habe.

Und mit dieser Reinheit war innige Menschenliebe verbunden, sowie denn Liebe ihr schon von Natur eigen war. Hinlänglich bekannt ist es, wie viele Liebeswerke sie geübt, wie sie für die Kinder, die Kinderhäuser (Asyle) gewirkt hat. Von ihrem ganzen Leben kann man sagen, daß sie im Laufe der Jahre sichtlich gewachsen ist am inwendigen Menschen. Bekanntlich hat sie ihren königlichen Gemahl um viele Jahre überlebt, und ein sehr hohes Alter erlebt. In den späteren Jahren meines Lebens hatte ich, damals königlicher Beichtvater, zufolge ihrer Aufforderung, die Freude, regelmäßig ihr meine Predigten vorzulesen, woran sich jedesmal ein für mich sehr erbauliches Gespräch anschloß; und in diesem brachte sie oft wieder ihre Lebenserinnerungen zur Sprache, jedoch nie anders als in der tiefsten Demuth. Meinestheils darf ich sagen, daß, solange ich sie gekannt habe, mit jedem Jahre meine Ehrfurcht und Hingebung zugenommen hat. Ich habe an ihrem Sterbelager gestanden, und bewahre den Eindruck ihres milden, christlichen Heimganges, welcher mir unvergeßlich ist.

Marie Sophie Friederike.

Auch der Gemahlin Friedrichs VI., Marie Sophie Friederike, habe ich hier zu gedenken. Auf Befehl des Königs hatte ich, abwechselnd mit den übrigen Hofgeistlichen, in einem der Gemächer des Schlosses Amalienborg vor ihr zu predigen. Dort pflegte sich, auf besondere Einladung oder ertheilte Erlaubniß, ein Kreis von Leuten einzufinden, deren mehrere niemals sonst die Kirche besuchten, die Zulassung zu diesen Gottesdiensten aber als ein großes Glück betrachteten, weil die Königin sogleich nachher eine Cour hielt und hierbei mit jedem Einzelnen redete. Ich wurde außerdem von ihr wiederholt zu Privataudienzen befohlen. Sommers wurde in der schmucken, kleinen Kapelle auf dem Frederiksberger Schlosse gepredigt, wo die Zuhörer sich sowohl aus Kopenhagen als der Umgegend einfanden. Die Königin fehlte nie. Sie litt an Schwerhörigkeit, wodurch sie besonders in der Kapelle geniert wurde. Dieses Hinderniß nahm sie in sehr schöner Weise hin. „Oft" — sagte sie — „höre ich von der Predigt garnichts; aber es dient mir dennoch zur Erbauung, daß ich die Kirche besuche. Komme ich doch in die Mitte der Gemeinde; ich kann folgen, wenn das Evangelium

wird, kann am Gesange theilnehmen, und
s Segens theilhaft, welcher über die Gemeinde
ochen wird."

ihrer Jugend war sie sehr schön gewesen;
hrem Auftreten sprach sich eine Majestät und
aus, die man bewundern mußte. Es war
h, in ihrer Gegenwart sich etwas Unpassendes
iheiten zu erlauben, welche die Grenze über-
Man fühlte, daß man einer Königin gegen-
id, vor welcher man Verehrung und Ehrfurcht
ußte; man fühlte sich aber deßungeachtet
s unfrei, oder unter irgend einem Drucke.
auf irgend einen Gegenstand tiefer ein, so
e sich eine nicht gewöhnliche Bildung. Be-
hatte sie geschichtliche und genealogische
gemacht; und nicht ohne Interesse liest man
noire, das sie über die politische Lage Däne-
den Jahren 1807 bis 1814 abgefaßt hat.
theidigt sie insbesondere das Verhalten Fried-
. in Betreff Norwegens, und weist nach,
Abtretung Norwegens eine unabweisbare
digkeit war, solange alle europäischen Mächte
rten, und daß eine fortgesetzte Weigerung die
Monarchie dem Untergange zugeführt haben
während es jetzt sein Bewenden hatte bei

dem Verluste eines einzelnen, unleugbar großen Theils des Königreichs. Dieses Memoire soll in der ersten Staatsrathssitzung vorgelesen sein, welche unter dem Vorsitze der Königin damals stattfand, als Friedrich VI. nach Wien zum Kongresse abgereist war.*)

In den mir gewährten Audienzen verbreitete sie sich nicht selten über Politik, und konnte sich mitunter aufs Lebhafteste in die Zeitgeschichte verlieren. Kam das Gespräch auf Frankreich, so lenkte sie öfter ihren Blick mit Bewunderung auf Napoleon den Großen zurück, in dessen weltbewegender Thatkraft, wie in seinem Geschicke, sie Vieles an den König von Babel, Nebukadnezar, erinnerte. Was aber Louis Philipp und seine Politik betrifft, so fühlte sie sich von beiden abgestoßen. Immer aber kam sie wieder auf unsere vaterländischen Angelegenheiten zurück, und berührte alsdann die Reihe von Mißgeschicken, die Dänemark

---

*) Dieses in französischer Sprache abgefaßte Memoire ist abgedruckt in: „Danske Samlinger for Historie" u. s. w. Bd. II. Höchst merkwürdig sind die scharfen Aeußerungen über den Prinzen Christian (nachmaligen König Christian VIII.) Da kamen denn auch folgende Worte zur Vorlesung: „Le prince Chrétien ayant refusé de suivre les ordres précis et réitérés du roi ainsi que les représentations les plus fortes et les plus touchantes, et ayant été proclamé roi de Norvège, a jété le roi de Danemarc dans le plus affreux embarras."

in diesem Jahrhundert betroffen haben. Wie Mynster in der Rede zu ihrem Gedächtniß so treffend sich ausdrückt, „offenbarte sie in solchen Gesprächen nicht nur die innigste Theilnahme an unsren Freuden und Leiden, sondern auch einen erleuchteten Blick und eine Einsicht, welche ihre Mittheilungen oft sehr lehrreich machte“. Mehr als einmal sagte die königliche Witwe: die über ihr Haus und Land verhängten Prüfungen würde weder sie, noch Friedrich VI. haben bestehen können, wenn sie einander nicht so herzlich und treu geliebt hätten. Merkwürdig war mir, was sie von ihrer Sehnsucht nach dem Abgeschiedenen und ihrem geistigen Fortleben mit ihm erzählte. So hatte sie ein lebhaftes Verlangen, er möchte ihr im Traume erscheinen, was ihr aber in der ersten Zeit nicht gewährt wurde. Später hatte sie mehrere Träume, welche in einem gewissen Zusammenhange standen. Das erste Mal, da er im Traum ihr erschien, trug er ganz und gar das Gepräge eines abgelebten Greises, über dessen Gestalt zugleich eine gewisse Unsauberkeit verbreitet war, der Bart wildgewachsen, die Kleider unordentlich um ihn herabhängend, so daß sie zu ihm sprach: „wie siehst du alt aus!“ Einige Zeit nachher erblickte sie ihn wiederum im Traume. Jetzt erschien seine Gestalt wohl etwas jünger und reiner, doch so, daß jenes

Gepräge keineswegs verschwunden war. Aber einige Zeit nachher kehrte das Traumbild zum dritten und letzten Male wieder. Da stand er vor ihr im vollen Glanze der Jugend. Dieß geschah auf dem Schlosse Gottorp in Schleswig. Er stand auf einem Schloßaltane und blickte in den Garten hinaus. Unten wandelte der Leibarzt Brandis, zu welchem er (auf deutsch) hinabrief: „Sehen Sie, lieber Brandis, wie gesund und frisch ich bin!" Dieser letzte Traum hatte ihr zu großer Ermunterung gedient. Mir schien es nicht passend, mich auf eine Auslegung des Traumes einzulassen, zumal sie selbst keine solche gab. Ich bekam aber den Eindruck, daß sie annahm, er sei ihr wirklich erschienen, um ihr zu erkennen zu geben, daß er nach seinem Hingange aus dieser Welt der Sünde und Vergänglichkeit einen Läuterungs- und Erneuerungsproceß durchgemacht habe. Ich sage nur, daß ich diesen Eindruck bekam, habe aber kein Bedenken getragen, die Träume selbst hier zu erzählen, da sie gewiß auch Anderen dieselbe Mittheilung gemacht hat.

Sommers hielt sie öfter auf Schloß Fredericksberge Hoftafel. Während des Krieges machten die Gäste eine Beobachtung, die ich, so unbedeutend sie an sich ist, doch nicht übergehen will. Wir erhielten niemals Champagner; und obgleich der Haushofmeister

antrug, schlug die Königin es rund ab, weil
ı Kriegszeiten und bei so ernster Lage des
nicht solchen Luxus treiben dürfe. Auch in
n Kriegsperioden, ebenso während der allge-
Noth des Geldwesens, hatte sie auf Ein-
ıngen gedrungen, was gewiß ehrende Aner-
g verdient. Aufs Schmerzlichste wurde sie von
iege gegen die Schleswig-Holsteiner, als einem
kriege, berührt, während sie für das nationale
tt desselben kein Verständniß hatte, wie sie denn
ıpt jener Zeit gegenüber ziemlich fremd dastand.
emand ein edler Mensch, was liegt daran, ob
Däne ist, oder ein Deutscher?" Dennoch ge-
ieser Streit zwischen Dänisch und Deutsch mit
n peinlichen Geschicken ihrer letzten Jahre.
ınd schwer sind ja überhaupt die Prüfungen,
diese Königin in ihrem langen Leben zu be-
gehabt, und welche sie, ohne innerlich von der
ıberwunden zu werden, in großer Geduld und
ng bestanden hat. Durch Liebe und stilles
ıun milderte sie ihre zahlreichen Bekümmernisse.
ı bittersten und nie verloschenen Erinnerungen
schwundenen Tage gehörte das Andenken an
inder, die ganz frühe ihren mütterlichen Armen
entrissen wurden. Nach ihrem Tode habe ich

Gelegenheit gehabt, Briefe einzusehen, die Lavater an sie, als Kronprinzessin, geschrieben hatte. Diese Briefe waren bestimmt, sie über den Verlust jener vielbeweinten Kinder zu trösten, deren kleine Särge ich in der Roeskilder Domkirche oft gesehen habe.

Hiermit schließe ich meine kurzen Mittheilungen über die edle Königin. Wenn sie, sowie auch ihr königlicher Gemahl, dem Volke näher gestanden hätten, so würden sie besser gekannt und zugleich mehr anerkannt worden sein.

Das Jahr 1848.

Im Anfange dieses Jahres starb Christian VIII. Kurze Zeit darauf brach die Februarrevolution aus, welche sich gleich einem Erdbeben über Europa ausbreitete und überall eine Umwälzung der Dinge hervorbrachte. Sehr verschieden lauten die Urtheile, die über dieses Jahr gefällt worden sind. Einige sahen den Anbruch einer goldenen Zeit, in welcher alle Ideale der Freiheit sich verwirklichen würden, was Viele ja schon von der ersten Revolution von 1789 glaubten. Andere dagegen sahen in dem „tollen" Revolutionsjahre eine Offenbarung höllischer Mächte. Der Wahrheit gemäß müssen wir sagen, daß hier, wie immer in den Revolutionen, eine chaotische, eine verworrene Mischung von Licht und Finsterniß, von Wahrem und Falschem, von Berechtigtem und Unberechtigtem war. Auch durch die Februarrevolution wurden bisher zurückgedrängte Wahrheiten geltend gemacht, verjährte Mißbräuche oder Versäumnisse gerichtet und gestraft. Denn in der Regel weisen die

Revolutionen zurück auf Fehler und Unterlassung
sünden der Regierungen. Immer deutlicher trat es
Tage, daß die Restauration, welche nach dem Stu
Napoleons eintrat, wenig taugte; daß die Regen
auf die Aufgaben, die ihnen durch die Ereignisse nah
gelegt wurden, nicht eingingen, ja vielfach sich bl
sinnlichen Genüssen und Zerstreuungen hingaben; da
sie im Verhältniß zu ihren Völkern allzusehr di
Auktorität geltend machen wollten, mit Nichtachtun
der Freiheit, weil sie bei dieser beständig den Miß
brauch fürchteten. Auf der anderen Seite offenbarte
sich in der Februarrevolution dämonische Mächte
Abfall von Gott und Christus, nicht bloß Religions
losigkeit, sondern Religionshaß, Feindschaft gegen da
Christenthum. Im Allgemeinen muß man gewiß an
erkennen, daß die Revolution immer eine Abnormitä
in der menschlichen Gesellschaft ist, und daß die Reih
von Umwälzungen, die seit jener Revolution imme
wiedergekehrt sind und anscheinend kein Ende nehme
wollen, darauf hinweist, daß die europäische Gesell
schaft sich in einem Zustande der Krankheit befinde
wie ein Körper, in welchem Blut und Säfte ungesun
sind, in welchen verderbliche Potenzen Eingang gefun
den haben, und wo es von Zeit zu Zeit einer Krisi
bedarf. Nicht unwitzig, wenn auch etwas kraß, äußert

sich Jemand über die Februarrevolution in folgender Weise: „Es ist einmal wieder ein Erbrechen; es liegt in der Konstitution der heutigen Gesellschaft, daß sie von Zeit zu Zeit eine Uebelkeit fühlt und sich übergeben muß.“

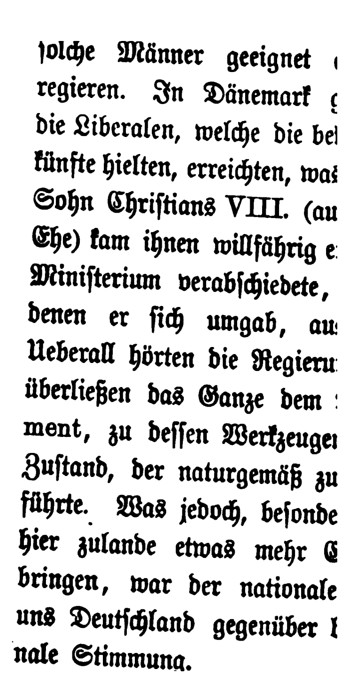
Ich meinestheils konnte mir nicht verhehlen, daß man dem gewaltigen Phänomene gegenüber eine bestimmte Stellung einnehmen müsse; und jedenfalls schien es mir nicht unrichtig, das Revolutionsjahr als ein Jahr des Erwachens zu betrachten, seine Bestimmung darin zu finden, daß es wecken sollte, was in Vielen schlummerte, oder noch nicht völlig wach geworden war. Wiewohl dieser Gesichtspunkt die Sache nichts weniger als erschöpft, so richtet er wenigstens unsren Blick auf die nächsten Wirkungen, welche die Bewegung damals in den Geistern hervorrufen mußte.

Unverkennbar hat jenes Jahr dazu beigetragen, den religiösen Sinn zu wecken. Ernstere Naturen mußten sich ergriffen fühlen von dem Ernste der Zeit. Und auch Solche, deren Religiosität nur wenig Tiefe hatte, empfanden doch das Bedürfniß, den Glauben an eine moralische Weltordnung und Weltregierung bei sich zu beleben. Sie erinnerten sich wenigstens an des Dichters Wort: „die Weltgeschichte ist das Weltgericht.“ Das Jahr erschien ihnen als ein Jahr des

Gerichts, sei es, daß sie vorzugsweise dabei die sich vollziehenden Geschicke im Auge hatten, oder das unglaubliche Sittenverderben, das in den aufgewühlten Volksmassen zu Tage trat. Als etwas für jene Tage Charakteristisches darf man anführen, daß man damals anfing, auf „die Zeichen der Zeit" zu achten, dem Ende mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, das heißt, dem Endziele der Geschichte, wo alle Verwickelungen, sowohl für das Ganze als den Einzelnen gelöst werden, wo Christus, der Auferstandene, das letzte, schließliche und entscheidende Gericht halten wird. Viele christliche Kreise wandten sich dem Studium der noch unerfüllten Weissagungen der Propheten zu; und natürlich bildete die Offenbarung des Johannes den Mittelpunkt dieser Schriftforschung. Man machte sich vertraut mit den apokalyptischen Symbolen, mit jenen „Schalen" des göttlichen Zornes, die über den Erdboden ausgegossen werden, und deren furchtbare Plagen so erschütternde Aufforderungen zur Buße enthielten. Mit Recht hat man darauf aufmerksam gemacht, daß dieses Forschen in dem prophetischen Wort, dieses lebhafte Interesse für dasselbe einst das Charakteristische einer ganz neuen Epoche der Kirchengeschichte gewesen ist, einer Epoche, deren Anfang in das achtzehnte Jahrhundert zu setzen ist, und deren sich steigernde Entwickelung man während

des neunzehnten vor Augen hat. Dieses Achthaben auf das prophetische Wort fiel also mit einer ernsten Geschichte zusammen, welche mit Einem Worte als „die Geschichte der Revolutionen“ zu bezeichnen ist. Mitten unter allen Umwälzungen, während des fortschreitenden Abfalles und der immer frecheren Leugnung, welche sich oft mit wahrhaft dämonischem Geschrei vernehmen ließ, fanden die Gläubigen einen Vereinigungspunkt in dem, über allen Wechsel der Zeiten erhabenen Gottesworte, welches in alle Finsternisse hineinleuchtet. Auch in dem J. 1848 ward das prophetische Wort ein solcher Vereinigungspunkt zur Weckung, zur Erbauung und zum Troste. Nicht gering ist die Anzahl derer, welche, wie sie es selbst bezeugen werden, im J. 1848 ihre prophetischen Studien begonnen haben.

Freilich waren die Kreise, die sich in religiösem Sinne wecken ließen, verhältnißmäßig wenige. Um so größer war die Zahl derer, die, abgewandt von religiösen Gesichtspunkten, politisch aufgeregt und in Bewegung gesetzt wurden. Zwar war schon vor der Februarrevolution der Liberalismus mit seinen Agitationen und Demonstrationen in vollem Gange, indem er auf „Selbstregierung und Selbstverwaltung“ drang, einen von republikanischen Institutionen um-



solche Männer geeignet
regieren. In Dänemark
die Liberalen, welche die be
künfte hielten, erreichten, wa
Sohn Christians VIII. (au
Ehe) kam ihnen willfährig e
Ministerium verabschiedete,
denen er sich umgab, au
Ueberall hörten die Regieru
überließen das Ganze dem
ment, zu dessen Werkzeuge
Zustand, der naturgemäß zu
führte. Was jedoch, besonde
hier zulande etwas mehr
bringen, war der nationale
uns Deutschland gegenüber
nale Stimmung.

sondern auch eine sociale. Denn darin besteht die weltgeschichtliche Bedeutung der Februarrevolution, daß sie nicht, wie die Julirevolution, eine bloß politisch-liberale Revolution war, sondern zugleich eine sociale. Der vierte Stand und seine Forderungen bilden den innersten Kern der Februarrevolution. Das sociale Problem ist die Frage von Reich und Arm, von Arbeit und Kapital, von der Noth der bürgerlichen Gesellschaft und von einer gleichmäßigeren und gerechteren Vertheilung der irdischen Lebensgüter. Dieses Problem war es, was im Grunde der Februarrevolution gährte und, wenn auch kaum verstanden und unklar, sich regte. Gerade ihrer Unklarheit wegen tauchte jene Idee in vielen Karikaturen auf, deren Abgeschmacktheit und Lächerlichkeit nachzuweisen, nicht eben schwer ist. Dadurch wird aber die Realität der Sache nicht aufgehoben. Hier kommt es eben darauf an, daß man erkenne, wie die Februarrevolution in ihrem Schoße einen Gegensatz gegen den Liberalismus einschließt, welcher, wenn er zum Bewußtsein und zum Ausdruck kommt, zum Kampfe führen muß. Denn worauf der Liberalismus ausgeht, das ist Individualismus; der Socialismus aber will Gemeinschaft und Solidarität. Die Februarrevolution trägt eine verhängnißvolle Doppelnatur an sich. Sie

war eine politische Revolution, was sich besonders darin zeigte, daß man vor ihrem Ausbruche eine Reform des Wahlgesetzes verlangte, eine Ausdehnung des Wahlrechtes und der Wählbarkeit, woraus nach dem Siege der Revolution das allgemeine Stimmrecht (suffrage universel) als Resultat hervorging. Auf der anderen Seite aber ist es faktisch, daß die Arbeiterbewegung in dieser Revolution einen wesentlichen Faktor ausmachte; daß man sogleich Versuche anstellte, den Klagen der Arbeiter abzuhelfen, ihr Geschrei: Brot oder Tod! zu beschwichtigen, zu dem Behufe Arbeiterwerkstätten u. dgl. m. errichtete. Ebenso ist es faktisch, daß im Juni ein großer socialistischer Aufstand, in welchem es wiederum hieß: „Brot oder Tod!" ausbrach, welcher zwar unter vielem Blutvergießen gedämpft wurde, darum aber keineswegs verschwand. Es ist faktisch, daß Kaiser Napoleon III. der socialistischen Frage große Aufmerksamkeit schenkte, daß er wenigstens vorläufig über die Schwierigkeiten hinüberzukommen gedachte, indem er durch große und kostspielige Bauunternehmungen zahlreichen Arbeitern Beschäftigung verschaffte. Seit dieser Zeit ist das sociale Problem gleichsam eine Unterströmung der bürgerlichen Gesellschaft geblieben. Mehr und mehr Klarheit ist in die Sache gekommen, besonders was die

:chte Anwendung der socialen Principien betrifft,
iewohl man noch immer vom Ziele weit entfernt ist.
:amentlich scheint die Sache bis dahin noch nicht die
chten Vertreter zu ihrer Durchführung gefunden
ι haben. So oft ein Zulauf in dieser Richtung
nommen wird, erhebt der Liberalismus eine fana=
iche Opposition, weil er sich seine Kapitalherrschaft,
ine Konkurrenz, seine Börsenspekulationen, Aktien=
windel u. s. w. nicht entreißen lassen will. Es
stätigt sich immer mehr, daß der Liberalismus die
esellschaft in lauter Individuen mit ihren Sonder=
teressen — bei der großen Masse bloßen Geld=
teressen, — auflösen will, während der Socialismus,
nn er nach seinem wahren und tieferen Sinne ver=
nden wird, die Gesellschaft in Solidarität zusammen=
lten, das Individuum der Gesellschaft unterordnen
ll. Wenn auch im Augenblicke der Liberalismus
Macht besitzt, so ist dennoch unschwer einzusehen,
ß die Zukunft dem Socialismus gehört,
d daß der Liberalismus, welcher in zunehmendem
aße unproduktiv und unfruchtbar geworden, zu der
deutung eines untergeordneten Momentes herabzu=
ken bestimmt ist.

Was ich hier von der socialen Seite der Februar=
volution ausgesprochen habe, dämmerte mir im J.

1848 auf. Schon damals bekam ich eine Ahnung, daß, wenn man die sociale Seite der Sache nicht fasse, man im Grunde von der ganzen Bewegung nichts verstehe. Ich mußte mich erinnern, wie Franz Baader sich vor einer Reihe von Jahren über das Proletariat, über das Mißverhältniß zwischen den Besitzenden und Nicht-Besitzenden erklärt hatte. Ich mußte seiner Worte gedenken: daß die gegenwärtige sociale Kultur sich vergleichen lasse, nicht einem Baume, der seine Zweige nach allen Seiten ausbreitet, sondern einer Pyramide, auf deren schmaler Spitze sich einige wenige Begünstigte befinden, während die breite Basis aus einem unübersehbaren Schwarme Besitzloser und Nothleidender bestehe, die gänzlich sich selbst überlassen seien, daher auch zu jeder Art Selbsthülfe aufgelegt, weil sie weder mit ihrem Herzen, noch mit ihrem Magen, weder durch Pflicht noch Ehre, an die staatliche Ordnung geknüpft seien, diese ihnen vollkommen gleichgültige, wenn nicht verhaßte Ordnung; und daß weder durch Wohlthätigkeits-, noch Polizeianstalten dem abzuhelfen sei, sondern allein durch Rechtsanstalten. Bei fortgesetztem Studium und Beobachtung der Wirklichkeit bin ich zu der Anschauung der Sache gekommen, welche ich in meiner „Ethik" anzudeuten versucht habe. In meinem Heimathlande habe ic

jedoch nur geringen Anklang gefunden. Ueberhaupt hat es mich gewundert, daß unter unseren (dänischen) Politikern kein Einziger diese Sache, nach ihrer Idee und gemeinschaftbildenden Konsequenzen, praktisch aufgenommen hat. Es scheint doch einleuchtend, daß hiermit eine neue Politik in Gang zu bringen wäre, durch welche, immerhin unter ernsten Kämpfen mit dem Liberalismus, die gegenwärtigen unleidlichen Wirren zu überwinden wären. Bei uns aber, mögen die Ministerien noch so häufig wechseln, und mag auch noch so viel von Mitgliedern der Rechten und der Linken die Rede sein, geht doch Alles in dem alten, einförmigen Geleise des Liberalismus; man kennt und versteht nichts, als was in den verbrauchten Kategorien des Liberalismus auftritt. Vielleicht muß erst eine neue Revolution, ein neues J. 1848 kommen, damit die Menschen das verstehen lernen, was ihnen auf dem Wege des Nachdenkens nicht beizubringen ist. Die Zeit wird es lehren, ob wir Recht haben zu folgender Behauptung: wenn das neue J. 1848 aufgeht, wenn der Liberalismus und der Socialismus vollbewußt im Kampfe wider einander stehen, alsdann wird eine neue Aera der Weltgeschichte anbrechen und die bürgerliche Gesellschaft in einer neuen Gestalt erscheinen.

Nachdem ich die religiöse, die politische, dazu auch die sociale Bewegung der Zeit besprochen habe, muß ich noch einer in besonderem Sinne kirchlichen Bewegung gedenken, welche jenes merkwürdige Jahr herbeiführte. Wir, die wir bisher unter dem alten Staatskirchenthume gelebt hatten, fühlten uns zu der Frage angeregt, nicht bloß wegen einer neuen Kirchenverfassung, sondern vor Allem zu der Frage: wie Staat und Kirche in der neuen Ordnung der Dinge sich zu einander stellen sollten. Ich bleibe hier bei unserem eigenen Lande, und erinnere, daß der damalige erste Kultusminister Monrad in seinem, an sämmtliche Bischöfe, sowie an die theologische Fakultät gerichteten Missive erklärte: die stattgefundenen politischen Veränderungen würden unfehlbar einen durchgreifenden Einfluß auf die dänische Volkskirche ausüben. Er sprach den Gedanken aus: „es müsse eine, die Kirche repräsentirende Versammlung berufen werden, welcher Vorschläge zu einer fundamentalen Neuordnung der Angelegenheiten der Kirche vorzulegen wären, ehe irgend ein definitiver Beschluß in Betreff derselben gefaßt werde“. Die Sache wurde denn auch in dem geistlichen Konvent von Kopenhagen, zu welchem die theologische Fakultät eingeladen war, verhandelt. So viele Anerkennung das Schreiben des Ministers auch

ıd, so schienen doch gewisse Punkte in demselben an
er Unbestimmtheit zu leiden, der abgeholfen werden
sse. Worauf es nämlich ankam, war nicht allein,
z die Neuordnung der inneren Angelegenheiten der
rche erwogen werde, sondern vor Allem, daß das
gemeine Verhältniß zwischen Kirche und Staat einer
indlichen Prüfung unterzogen werde. Von großer
ichtigkeit war, daß der Kirche eine Gelegenheit ge-
ɔen würde, sich auszusprechen, bevor der Reichstag
e maßgebende Bestimmung träfe, zumal viele der
itglieder des Reichstages gewiß gar nicht auf die
örterung dieser Frage, deren Schlichtung doch von
ɔßem Belang war, gefaßt und vorbereitet sein konnten.
ıstreitig war die Frage von großer Bedeutung, ob
rche und Staat noch länger verbunden bleiben, ob
auch ferner eine Staatskirche, immerhin unter dem
ımen der „Volkskirche", geben solle; oder ob Staat
d Kirche — und dieses war für sehr Viele ihr
ıgenmerk und Ziel — gänzlich getrennt, und infolge
ssen alle Religionsgesellschaften einander gleichgestellt
rden sollten. Da man in dem Ministerialschreiben
ısichtlich dieses Hauptpunktes die erwünschte Klar-
it vermißte, so beschloß man, eine Vorfrage einzu-
ben, um sich eine nähere Erklärung auszubitten. Der
ıtwurf dieser Vorfrage, welchem alle Mitglieder bei-

traten, trug die Unterschriften: Martensen, Grundtvig, Clausen. Damals ging Grundtvig noch mit uns. Später ging er seinen eigenen Weg. Die uns hierauf ertheilte Antwort war ausweichend, unbestimmt und schwebend. Es ist wohl denkbar, daß der Minister keine bestimmte Antwort geben konnte, sofern er selbst von dem Ministerium in seiner Totalität abhängig war. So viel ist gewiß, daß eine, die Kirche vertretende Kommission zur Erörterung der wichtigen Frage nicht zustande kam. Wir erlebten hier aber das Vorspiel von dem, was die Folgezeit zu Tage gefördert hat: daß man in Dänemark in der Frage wegen des Kirchenregimentes die Kirche selbst nicht wollte zu Worte kommen lassen. Jedoch haben vielleicht diese Verhandlungen etwas dazu beigetragen, daß in das Grundgesetz die Bestimmung aufgenommen wurde: „Die Verfassung der Kirche wird durch Gesetz geordnet". In der langen Reihe von Jahren hat diese Bestimmung als ein leeres Wort dagestanden, als eine unerfüllte Zusage, und je mehr und mehr den Stempel des Veralteten und Bedeutungslosen angenommen, während die Kirche, einem rein weltlicher Ministerregiment preisgegeben, unter einer Gewaltherrschaft stand, bei Weitem willkürlicher, als der frühere Absolutismus. Die dänische Kirche hat freilich

iefer Aera des Liberalismus ein Uebermaß in-
r, zum Theil sie auflösender Freiheiten be-
; aber, als Institution inmitten des Volks-
ınd seiner Gemeinschaft, ist sie in der unwür-
Knechtschaft gehalten worden.

Herausgabe meiner Dogmatik.

Unter den Unruhen des J. 1848 war ich mit einer stillen Arbeit beschäftigt, welche, fernab von dem Gelärme des Tages und seinen weltgeschichtlichen Kämpfen, meine Gedanken in ganz andere Sphären versetzte: die Korrekturlesung meiner Dogmatik, welche jetzt druckfertig war. Dabei fügte es sich, daß die Erste, die das Werk in seinen Aushängebogen successive las, eine Dame war, nämlich die Dichterin Friederike Bremer, Verfasserin der schwedisch geschriebenen „Alltagsgeschichten". Sie hielt sich während jenes Jahres in Kopenhagen auf, besuchte öfter mein Haus, unterredete sich öfter mit mir über religiöse Gegenstände und wünschte lebhaft, mit meiner Dogmatik bekannt zu werden. Daß sie diese mit Verständniß las, diente mir zum Beweise, daß die Darstellung nicht bloß für Theologen und Gelehrte sei, sondern auch den gebildeten Gemeindegliedern zusagen könne, die das Bedürfniß fühlen, über ihren Glauben nach-

zudenken, und einsehen, daß, was in der Dogmatik verhandelt wird, alle Christen angeht. Mit Vergnügen erinnere ich mich mancher Abendstunde, in welcher sie auf meinem Zimmer sich nicht allein über die Partien meines Werkes äußerte, von denen sie besonders angesprochen und erbaut war — sie meinte, ich habe in geistigem Sinne einen Dom erbaut! — sondern auch ihre Zweifel und Bedenken aussprach. Obgleich eine religiöse Natur und christlich gerichtet, war sie doch, wie so viele unsrer Gebildeten, in einseitigem Humanismus befangen, so daß namentlich das Sünden- und Schuldbewußtsein sich anzueignen, ihr äußerst schwer ward. Auch konnte sie den Unterschied nicht recht fassen zwischen den großen, lebhaft in Schutz genommenen Persönlichkeiten des Heidenthums, wie ein Lykurg, Solon, Sokrates u. A., und den christlichen, kurz, zwischen einem wahren Christen und einem edlen Heiden. Wir mußten daher wiederholt von Sünde und Gnade reden. Und immer war sie mir interessant als ein Gemeindeglied, das sich in meine Auffassung der Glaubenslehre zu vertiefen suchte. Doch betrafen auch manche unserer Gespräche die schwedische Literatur. Besonders war es der ihr befreundete und auch von mir bewunderte Historiker und Philosoph Gejer, über welchen wir uns unterhielten.

Ins große Publikum ging meine Dogmatik
im folgenden Jahre 1849 hinaus. Dieses Werk
mir zur großen Freude gereicht. Dänisch erschien
in ziemlich rascher Folge in drei Auflagen, was für
Werk dieser Art nicht wenig sagen will. Ja, im
gegenwärtigen Jahre 1883 hatte ich die Freude,
vor mehr als einem Menschenalter erschienene
in vierter Auflage aussenden zu dürfen. In Deu
land aber ist es, soviel ich mich erinnere, in si
Auflagen erschienen; und wohl verdient es her
gehoben zu werden, daß es ungeachtet der nation
Feindschaft dort eine gute und sympathische
nahme fand. Außerdem ist es ins Schwedische,
lische und Französische übersetzt, und hat sich in
ganzen protestantischen Christenheit verbreitet.
mehreren Universitäten sind Vorlesungen über das
gehalten, auch in Athen im Gebiete der griechi
Kirche. Wie mir berichtet ist, sollen sogar in Rom, i
Propaganda, darüber Vorlesungen gehalten sein, fr
behufs der Widerlegung, wodurch man jedenfall
als beachtenswerth anerkannte. Es liegt in der N
der Sache, daß ein solches Werk, selbst unter
Protestanten, dem Widerspruche nicht entgehen kon
denn wie wäre wohl über diese unerschöpflichen Fr
ein vollständiges Einverständniß möglich? Aber

der Widerspruch, von welcher Seite er sich erheben mochte, war ein wohlwollender. Von besonderem Werthe ist mir, daß diese Dogmatik nach Verlauf so vieler Jahre noch unter den theologischen Verhandlungen vorkommt, heute noch eine Gegenwart hat, ein Beweis, daß sie nicht nur lebendig zur Welt gekommen ist, sondern auch unter allen Wandlungen der Zeit ihre Lebenskraft bewahrt hat.

Nur von Einer Seite ward sie Gegenstand eines feindlichen, ja leidenschaftlichen Angriffes, und zwar in meiner eigenen Heimath. Bald nachdem sie herausgekommen war, ließ Prof. Rasm. Nielsen*) eine polemische Schrift erscheinen: „Mag. S. Kierkegaard, Johannes Climacus und Dr. H. Martensens christliche Dogmatik, eine prüfende Anzeige“ (1849). Die Schrift mußte mich überraschen, da R. Nielsen sich zu mir von Anfang an freundlich und sympathisch, ja freundschaftlich gestellt hatte. Ich hatte mich gefreut,

---

*) Dieser, jedenfalls geistvolle, sehr vielseitig gebildete Mann gehörte anfangs der theologischen Fakultät an, publicirte auch mehrere theologische Schriften, ging später in die philosophische Fakultät über, und trat zugleich zu Martensen, dessen Freund er gewesen, in feindlichen Gegensatz, wie er denn der Theologie selbst alle Berechtigung absprach. Im Jahre 1883 hat er körperlicher Schwäche wegen seine Entlassung genommen. Al. M.

einen genialen Mitarbeiter an ihm zu haben, welche
mit mir für dieselbe Sache wirken wollte. Mehrer
Partien meiner Dogmatik hatte ich ihm mitgetheil
und sie fanden seinen vollen Beifall. Jedoch erklär
er nun die ganze Dogmatik für ein völlig verfehlte
Produkt. Ich sollte beides, das Problem des Glau
bens wie das der Erkenntniß durchaus mißverstande
haben. Das Ganze sollte bei mir auf einem Grund
irrthum beruhen; und er wollte mir jetzt die richtig
Ansicht von dem Problem geben. Die Sache ist dies
daß er selbst seinem früheren Standpunkte untreu ge
worden, und sein beweglicher Geist nun von Sören Kierk
gaard überwältigt war, welcher damals eben mit seine
Produktionen aufgetreten war. Von ihm war er der
maßen hingenommen, daß er in diesem Rausche seine Idee
nicht einmal von Kierkegaard selbst entlehnte, welcher frei
lich nur selten sein wahres Angesicht zeigte, sondern nu
von einer der Masken desselben, dem Pseudonym J. Cli
macus. Seine Abhängigkeit ging so weit, daß er nicht ein
mal versucht hatte, die Worte dieser Maske, welche i
eine humoristische und witzig spottende Form gefaß
waren, in die eines docirenden Vortrags umzusetzen, son
dern sie unverändert aufnahm und als dogmatische Sät
aufstellte. Gegen mich suchte er die Sätze geltend zu machen
daß das Christenthum in keiner Weise Gegenstand eine

bjektiven Wissens sein wolle; daß die höchste Wahrheit
das Paradoxe sei, daß das Absurde das Einzige sei,
was sich glauben lasse, und daß wir allein in Kraft
des Absurden glauben können; daß der Glaube die
unendliche Leidenschaft der Innerlichkeit sei — und
andere derartige Behauptungen, welche ja aus der
Kierkegaardschen Literatur bekannt genug sind, von
welchen ich aber für mich keinen Gebrauch zu machen
wußte.

Ich schrieb kurze Zeit darnach eine Gegenschrift:
Dogmatische Beleuchtungen", worin ich seine Miß-
verständnisse zu beleuchten und meinen eignen Stand-
punkt zu verdeutlichen suchte. Indeß setzte er seine
Angriffe fort, und zwar eine lange Reihe von Jahren
hindurch und bald an diesem, bald an jenem Orte.
Während dieser Verfolgung hat er seinen eigenen
Standpunkt verändert, indem er ihn mit dem Grundt-
vigianismus zu verschmelzen wußte. In Rede und
Schrift eifert er dafür, daß alle Theologie bei Seite
geschafft werde, weil sie ein großartiger Lug und
Trug sei; er selbst aber meint eine neue Philosophie
begründet zu haben, in welcher Glaube und Wissen
absolut gleichartige Principien seien, die in einem und
demselben Bewußtsein gut beisammen wohnen können;
und durch diese neue Philosophie, meint er, lösen

sich alle Schwierigkeiten. Mehrere Jahre na
fühlte ich mich zur Abfassung meiner Schrift
„Glauben und Wissen" aufgefordert. In
„Religionsphilosophie" habe ich zu meiner Be
derung nichts weiter gefunden, als eine speku
Theologie aus zweiter Hand, mit Nachklängen
meiner eigenen Dogmatik; irgend eine neue L
der Schwierigkeiten aber habe ich hier nicht f
können.

In jener frühesten Periode der Angriffe w
beständig Sören Kierkegaard, welcher als d
spirirende Geist im Hintergrunde stand. Auch
Verhältniß zu mir nahm immer mehr einen feind
Charakter an. Er verhehlte dabei nicht, daß di
erkennung, die mir bei den Studenten und
zutheil ward, ihn verdroß. In seinem Na
lag die Lust am Tadeln, Herabsetzen und
stören — etwas Mephistofelisches, mit der Natu
altnordischen Loke Verwandtes. Auf jede Weise
er mich, meine Fähigkeiten, meine Leistungen h
zusetzen, jede von mir ausgehende Wirkung zu
nichten, ohne daß er mich jedoch in offenem K
angriff. Auch mochte er schwerlich geeignet sein
Theologie eine wissenschaftliche Fehde aufzune
da er nur in halb poetischer, humoristischer Einkle

in spielenden, flankierenden Ausfällen zu streiten verstand. Der docirende, dogmatische Vortrag sagte ihm nicht zu, weßhalb er auch beständig gegen die ihm verhaßten „Docenten" polemisirte. Dabei war er doch zu gebildet, um ein Seitenstück zu Rasmus Nielsens plumpen Angriffen zu liefern. Diese führte er in den täglichen Gesprächen aus, die er seiner bekannten Gewohnheit nach auf der Straße mit einer Anzahl von Leuten hielt. Persönlich trat er niemals mir selbst in feindlicher Weise entgegen, zeigte mir vielmehr eine freundliche Miene und suchte stets auch mit mir ein Gespräch auf der Straße anzuknüpfen. Hierbei brachte er nicht selten die Rede auf seine eigenen Werke, von welchen ich freilich nur eine fragmentarische Kenntniß hatte. Er aber verlangte im Grunde, daß man die eigenen Arbeiten hinlegen sollte, um sich ausschließlich in seine neue Weisheit zu vertiefen.

Seine Prätensionen waren grenzenlos; und man genügte ihm nicht, wenn man sich nicht zu einem blinden Bewunderer und Nachsprecher hergeben wollte, was einige Literaten unleugbar gethan haben. Er prätendirte nicht nur das Unglaubliche, als einer der größten Denker der Welt, vielleicht der größte, anerkannt zu werden, sondern auch, — obgleich aller Unmittelbarkeit entbehrend, ganz und gar Reflexion — als einer der

größten Dichter. Mir aber hat er immer nur als Humorist, mit Elementen eines Dichters und Denkers, gegolten, aber ein Humorist von pessimistischem Charakter, wodurch er das völlige Gegentheil von Jean Paul ward, bei welchem Alles in Optimismus und Liebe aufgeht. Gewiß kann auch der Humorist sein Großes haben; und es liegt mir sehr ferne, das Sublime, die vielen, sowohl tief- als scharfsinnigen Blicke, die in seinen Schriften vorkommen, leugnen zu wollen. Auch darf man nicht übersehen, daß hinter allem dem das Religiöse liegt, und daß er seiner eigentlichsten Bedeutung nach ein religiöser Autor ist, wovon seine „erbaulichen Reden" Zeugniß ablegen. Der Grundgedanke, für den er kämpfte, war ja der Individualismus, oder „der Einzelne" und das Verhältniß des Einzelnen zu Gott. Auch hat er in religiöser Hinsicht Anläufe gemacht, die alle Aufmerksamkeit verdienen; aber diese Anläufe verlieren sich in einseitiges und krankhaftes Grübeln, in Halbwahrheiten und falsche Paradoxien. Es zeigte sich bald, daß „der Einzelne" bei ihm völlig von der Gemeinschaft losgerissen, daß die christliche Forderung, uns selbst zu verleugnen und der Welt abzusterben, in solcher Weise dargestellt wurde, daß aus dem religiösen Ideale, das er uns vorhielt, eine Karikatur des Heiligen ward. Ausführlicher habe ich

mich über seinen Standpunkt in meiner „Ethik" aus-
esprochen. Und es hat mich gewundert, daß unter
einen Anhängern — wenn es anders solche noch
iebt — keiner sich gefunden hat, der mir, oder seinem
Meister, die Ehre erwiesen, meine Behauptungen einer
Prüfung zu unterziehen und mir zu widersprechen.

Während die meisten unsrer gelegentlichen Ge-
präche das Gepräge der Gemessenheit und Zurück-
altung an sich trugen, wurde der Ton jedesmal herz-
cher, wenn die Rede auf Mynster kam. Für diesen
war Kierkegaard wirklich begeistert; und ich glaube,
aß eine Zeitlang seine Liebe zu ihm aufrichtig
war. Von unseren übrigen Gesprächen will ich eines
ervorheben, theils weil es doch einigen Inhalt hatte,
heils weil hier doch ein Funke von herzlicher Annäherung
u glimmen schien.

An einem Sonntag-Nachmittag spazierte ich nach
Christianshavn zu. Hier begegnete ich Kierkegaard,
dessen Anrede ich nicht ausweichen konnte. So gingen
wir denn mit einander über den dortigen Wall, wo
wir uns lange über die dänische Literatur, das Witz-
blatt „den Corsaren" und die elenden Zustände unserer
Literatur unterhielten, ein Gegenstand, auf den er
häufig zurückkam, der aber mich nur wenig interessirte.
Wir gingen durch die Stadt zurück, bis er endlich mich

auch auf das „Athenäum“ (Lesekabinett) begleitete. Hier knüpfte er ein Gespräch an über meine Fehde mit R. Nielsen, welchen er durchaus nicht in Schutz nahm. Und nun tadelte er zwar einige Ausdrücke in dem Vorworte zu meiner Dogmatik, warf aber dabei die Bemerkung hin: „*Unsere* Differenz bewegt sich *innerhalb* des Christlichen.“ Hierin fand ich Etwas wie eine Annäherung. Denn eine solche Differenz muß doch auszugleichen sein; auch konnte alsdann seine Opposition gegen mich keine absolute sein. So suchte ich denn eine nähere Erörterung herbeizuführen; und er erklärte: seiner Ansicht nach dürfe man heute nicht durch den paulinischen Gegensatz von Sünde und Gnade zu wirken suchen, für dessen Verständniß die Meisten nicht reif seien; dagegen solle man den Brief des Jakobus gründlich zu verwerthen suchen, wodurch man am besten die Seelen „aufpflügen“ könne, damit sie für höhere Einwirkungen empfänglich werden. Dieß ließ sich ja hören, selbst dann, wenn man meinen sollte, Dasselbe sei füglich zu erreichen, wenn man die Lehre Pauli vom Gesetze recht benutze, worüber ich indeß diesmal nicht disputiren wollte; denn hätte ich das gewollt, so würden sich noch andere und mehr streitige Punkte ergeben haben. Durch jene Opposition kamen wir garnicht in die eigentliche, weit tiefer liegende

Differenz hinein. Vielleicht hätte diese Stunde doch weiter geführt, wenn es mir wirklich am Herzen gelegen hätte, ihm näher zu kommen. Allein sein immer nur experimentirendes, verschlossenes Wesen, welches meinem Gefühle nach zu einer Unwahrheit des Charakters führen mußte, war mir in solchem Grade zuwider, daß ich kein Verlangen nach einem näheren Verhältniß empfinden konnte. Ich konnte kein Zutrauen zu ihm fassen und mußte bei der Ansicht bleiben, daß jeder von uns in seinem eignen Fahrwasser weiter segeln müsse. Bei Bischof Mynsters Tode zeigte es sich ja auch, welche Geister bei ihm Eingang gefunden hatten. Was das persönliche Verhältniß zwischen ihm und Mynster angeht, so mag nicht lange vorher ein Zeitpunkt eingetreten sein, wo Mynster, welcher ihn lange werthgehalten hatte, sich unzufrieden über seine Autorschaft äußerte; und da mag Kierkegaards Liebe zu ihm sich in Haß verwandelt haben.

Gleichzeitig mit den geschilderten theologischen und kirchlichen Streitigkeiten, regten sich die großen politischen Streitfragen: es nahte der Krieg. Bald nach Ausbruch desselben gab ich mein Sendschreiben an den Superintendenten Nielsen zu Schleswig heraus. Er hatte mich öffentlich aufgefordert, meine Ansicht auszusprechen; und so äußerte ich unverhohlen

mein Urtheil über das Verhalten der schleswig
steinischen Geistlichkeit in dieser Sache, welche
alle in so große Bewegung brachte, welche aber
Natur nach die Aufforderung enthielt, auf die
und unerschütterlichen ethischen Gesichtspunkte z
zugehen. Auf die Frage selbst will ich hier nicht
eingehen. Ich will nur bemerken, daß ich auch
die Erfahrung gemacht habe, daß die Menschen,
bei politischen Fragen, sich mehr durch Sym
und Willensrichtung bestimmen lassen, als durch
danken und Gründe. In meiner Heimath fand
Schrift unbedingten Beifall, sogar in den nati
liberalen Blättern, welche sonst meine Wider
waren. In den Herzogthümern und in Deutsc
wurde sie ebenso unbedingt verdammt, mit Ausn
ganz vereinzelter Stimmen, wie Hengstenbergs
soviel ich mich erinnere, Stahls, welcher ein
kennendes Wort für mich hatte. Nielsen war
anverwandt; und vor einigen Jahren erhielt ich
ihm einen, die Wiederherstellung unseres Verhält
bezweckenden Brief, welchen ich entgegenkommen
antwortete. Politische Verirrungen dürfen nic
strenge, wie andere, beurtheilt werden, weil das Urt
vermögen, selbst bei begabten Männern, in so h
Grade durch das Parteiwesen Schaden leidet, ja zum

ganz verdunkelt wird. Nielsen war ein Mann, der hervorragende Charaktervorzüge besaß, dazu ein vorzüglicher Prediger und tüchtiger Theologe. In diesem Jahre (1883) ist er in hohem Alter in der Residenz Oldenburg heimgegangen, wo er eine Reihe von Jahren dem Kirchenwesen vorstand und Hofprediger des Großherzogs war.

Der Bischofsstuhl in Schlesw

Obschon diese Schrift keine Konfessionen
soll, bin ich dennoch jetzt genöthigt, mich se
Inkonsequenz in meiner Handlungsweise an
wie solche meines Erachtens sonst eben nicht i
Art liegt. Das Amt eines Generalsuperint
oder, wie er fortan heißen sollte, eines Bis
Herzogthums Schleswig war vakant; und G
Moltke, welcher mir sehr wohlgesinnt war,
daß ich dieses Amt übernähme, wobei er b
Gewicht darauf legte, daß ich geborener Sc
war. Ich selbst war wenig aufgelegt, meine
in Dänemark aufzugeben, sowie denn auch
mir abrieth; aber viele Stimmen vereinigten
derjenigen Moltkes. Man hielt es mir als ei
gegen das Vaterland vor, unter den schwieri
verhältnissen nach Kräften Hülfe zu leisten; u
gab ich nach, indem ich glaubte, das Opfer
und nach Schleswig gehen zu müssen, wo ich i
Vaterstadt Flensburg residieren sollte. Sc

der Tag bestimmt, an welchem ich mit ein paar anderen Männern, die zu Bischofsämtern im Königreiche ernannt waren, von Mynster ordinirt werden sollte. Aber kurz vor diesem Tage geschah es mitten in der Nacht, daß eine Anfechtung mich überfiel, wie ich sie nur selten erfahren habe. Mir war's, als sagte mir eine innere Stimme: ich könne und dürfe dieses Amt nicht übernehmen; ich würde den Verhältnissen nicht gewachsen sein; auch möchte in diesen Verhältnissen und in den seitens der maßgebenden nationalliberalen Partei getroffenen Veranstaltungen das Eine und Andere nicht mit meinen Ueberzeugungen übereinstimmen, so daß ich in Widerspruch mit mir selbst gerathen könnte. Wohl hatte ich schon mehrmals Solches mir gesagt, jedoch es zurückgewiesen; jetzt aber wachte es mit neuer Stärke auf. Ich hatte unlängst eine Ordinationsrede von Mynster über die Worte gehört: „Alles, was ihr thut, das thuet von Herzen.“ In meiner inneren Bedrängniß weckte ich meine Frau und klagte ihr meinen Zustand; und die treue Gattin rieth mir, dem Ganzen ein Ende zu machen und Moltke zu bitten, daß er mein Versprechen mir zurückgebe. Und so that ich: am Morgen schrieb ich an Moltke sowohl, als an Mynster. Ersterer ging, sowohl schriftlich als mündlich, in liebenswür-

digster Weise auf meine Bedenken ein; und M
kam am Abend zu mir und tröstete mich freu
So verblieb ich denn in meiner Stellung, in w
ich Alles, was ich that, von Herzen thun k
Zugleich bestätigte sich mir, was ich ohnedieß
konnte und mußte, daß man zu wichtigen Ent
ßungen sich nicht durch andere Menschen besti
lassen darf; mit anderen Worten, daß man auf
äußeren Beruf sich nicht einlassen darf, wo der i
Beruf fehlt. Auch die Berufung auf die Pf
gegen das Vaterland reicht hierbei nicht aus.
was hilft's, diese erfüllen zu wollen, wenn ma
schlecht erfüllt? was wir bei so Vielen gesehen h
die sich einbildeten oder von Anderen einbilden li
sie müßten ihrem Vaterlande dienen, so daß si
politische Laufbahn antraten, z. B. ein Minist
übernahmen, und die darnach dem Vaterlande sch
Dienste geleistet haben. Besonders sind es
politischer Bewegung, wo solche zudringliche A
derungen ergehen. Man dient aber seinem Vate
am besten, wenn man diesem mit der Gabe dien
man wirklich hat, und zwar in dem Wirkungs
zu welchem man inneren Beruf hat.

Im J. 1853 machte ich eine Reise durchs S
wigsche, und wurde in der Ueberzeugung bestärkt

ich durchaus nicht im Stande gewesen wäre, „von Herzen“ das erwähnte Amt auszurichten, unter dem dermaligen régime zu dienen, also zur Durchführung seiner Maßregeln mitzuwirken. Ich denke hier namentlich an das „Sprachenreskript“ von 1851, welches ich jetzt in seiner thatsächlichen Anwendung kennen lernte. Ich kann nicht umhin, über die schleswigschen Sprachverhältnisse mich etwas ausführlicher zu erklären. Schon oft hat es mir am Herzen gelegen, mich hierüber auszusprechen, wozu es nur an einer passenden Gelegenheit fehlte. Jetzt ergreife ich sie. Allerdings kann man in gewissem Sinne sagen, daß es jetzt dafür zu spät sei. Jedoch kann es nicht gleichgiltig sein, welches geschichtliche Urtheil über Handlungen der Vergangenheit gefällt werden muß, zumal wenn unsre eigenen Handlungen mit ihnen verflochten sind.

Zwar hatte ich mich frühzeitig daran gewöhnt, Schleswig als die Brücke zwischen Skandinavien und Deutschland zu betrachten, wo Dänisch und Deutsch, Deutsch und Dänisch zusammenträfen und sich mit einander vermischten, und daß dieses so sein müsse und solle, weßhalb ich auch niemals für eine Theilung Schleswigs gestimmt war. Dennoch habe ich immer, was man natürlich finden wird, eine Vorliebe für das Dänische in Schleswig gehabt. Diese Vorliebe

stammte von meinem Vater, und mußte vermehrt
gestärkt werden, da ich ja schon in meiner Ki
auf dänischen Boden verpflanzt wurde und hier h
wuchs, wo Geist und Herz dänisch wurden.
schmerzte mich, sowie viele Dänen, zu sehen, daß
Hochdeutsche im ganzen Herzogthum die Sprach
gebildeten Klassen geworden war, was daher
daß gar keine Anstalten getroffen waren, dä
Kultur zu verbreiten; daher war denn die dä
Sprache, wiewohl sie gesprochen wurde und in ma
Landschaften Volkssprache war, fortwährend auf
niederen Stufe stehen geblieben. Meine Ueberze
war, daß, wenn nur eine dänische Kulturströmun
Schleswigsche hineingeleitet werde, das Dänisch
einen würdigen Rang erwerben könne, neben
Deutschen, welches beständig durch die vom S
her zuströmende Kultur befruchtet wird. Nur da
kann Schleswig seine wahre Eigenthümlichkeit erw
als das dänisch-deutsche oder deutsch-dänische
Und hierbei, meinte ich, würde Ein Punkt von g
Bedeutung sein, nämlich die Bildung der Geist
des Landes. Ich hatte oft mit Leidwesen
genommen, daß man an Orten, wo die Kirchen-
Schulsprache dänisch war und nie zuvor deutsch ge
Pastoren anstellte, die sich ausschließlich de

Bildung, nämlich auf der Universität Kiel erworben hatten, daher der dänischen Sprache in der Regel nicht mächtig waren, sie jedenfalls unrein und mangelhaft sprachen. Und gesetzt auch, daß sie eine leidliche Fertigkeit im Sprechen besaßen, so fehlte ihnen doch die eigentlich dänische Bildung. Waren sie doch mit der dänischen Literatur unbekannt, weßhalb von ihnen keine irgend befruchtende Wirkung ausgehen konnte, um dänische Denk- und Sinnesweise auszubreiten und zu fördern. Zwar ist als eine der verdienstlichen Seiten Christians VIII. anzuerkennen, daß er für diese Sache einen offenen Blick und, wir dürfen hinzufügen, ein warmes Herz hatte. Es war ihm von Wichtigkeit, bei den Ernennungen zu schleswigschen Pastoraten keine anderen Männer zu befördern, als solche, die der dänischen Sprache mächtig waren. Aber ich meinte, es müsse eine allgemeine Anordnung getroffen werden, daß Kandidaten, die für die dänischen Aemter in Schleswig in Betracht kommen sollten, eine Zeitlang auf der Universität Kopenhagen studiert haben und darnach sich auch dem dortigen Amtsexamen unterwerfen müßten. Diese Idee beschäftigte mich sehr; auch wirkte ich für dieselbe, so gut ich konnte. Oefter redete ich über die Sache mit J. L. Heiberg, welcher im Wesentlichen meine Ansicht theilte. Er schrieb

damals eine vortreffliche Abhandlung: „Dänisch und Deutsch“ (abgedruckt im 10ten Bande seiner prosaischen Schriften). Mit gewohnter Klarheit sagt er hier: „Nur, wer seine eigene Kultur in einer gewissen Sprache gewonnen hat, kann sie auch Anderen wieder in derselben mittheilen; er muß gelernt haben, in dieser Sprache zu denken und zu fühlen, um mittels derselben auf das Denken und Fühlen Anderer zu wirken — Die nationale Kultur muß sich den Weg in sein Innerstes gebahnt, muß ihn sozusagen in ihre eigenthümliche Form umgegossen haben; und mittels der nationalen Sprache muß er sich die Früchte dieses bestimmten Bodens angeeignet und aus ihrem Borne getrunken haben. Ein dänischer Prediger, der niemals Mynster gehört hat, ein dänischer Student, der weder Holberg, noch Baggesen, noch Öhlenschläger kennt, ist kein Däne, mag er sich auch eine noch so große Fertigkeit im Sprechen erworben haben. Die rechte Fertigkeit, selbst hierin, wird ihm dennoch abgehen; sie wird eine stereotype, unlebendige sein, weil er ohne Kenntniß der Literatur, ohne mit Dänen gelebt, ohne ihre Nationalität durch Erfahrung kennen gelernt zu haben, ohne daher auch mit derselben sympathisiren zu können, der Quellen zur Erneuerung und Erfrischung entbehrt. Besonders auf dem Lande sind die Geistlichen ja oft

die wichtigsten, in manchen Fällen die einzigen Organe der Kultur. Daher sind es besonders die geistlichen Aemter, deren Besetzung durch die dänische Kultur der Kandidaten bedingt sein sollte, ungeachtet dasselbe, wenn auch unter gewissen Beschränkungen, auf die übrigen Fakultäten Anwendung erleidet." Ebenso dachte auch ich.

Hiermit habe ich einen Hauptpunkt meiner Ansicht von den schleswigschen Sprachverhältnissen angegeben. Im Allgemeinen war meine Ansicht, daß das Dänische, wo es in Schleswig zu Hause war, als das Ursprüngliche, erhalten, beschützt und gepflegt werden müsse, daß die dänische Tradition lebendig zu erhalten sei, was nicht anders möglich war, als durch fortgesetzte Einwirkung der allgemeinen dänischen Kultur. Das Sprachenreskript von 1851 hingegen — und auf dieses komme ich jetzt — wollte nicht allein das Dänische in Kirche und Schule, wo es in Geltung war, erhalten, sondern seine Herrschaft auch ausdehnen und erweitern. Es gab viele Gemeinen in Schleswig, namentlich in Angeln, wo die Volkssprache dänisch, die Kirchen- und Schulsprache aber deutsch war. Man ging von dem Satze aus, daß, wo die Volkssprache dänisch sei, daselbst es auch die Kirchen- und Schulsprache sein müsse; und man führte nunmehr kurz und gut, an einzelnen Orten aus-

schließlich, an den meisten Orten abwechselnd dänischen Gottesdienst ein. In Dänemark wurde dieses Verfahren nur als eine einfache Repristination angesehen, indem sie glaubten, das Deutsche habe zu gewisser Zeit das Dänische aus dem Gottesdienste verdrängt. Aber so verhielt es sich nicht; denn seit der Reformation war das Deutsche sowohl Kirchen- als Schulsprache in diesen Gemeinen gewesen, und das Dänische war keineswegs abgeschafft worden. Zwar behauptet man, daß im siebenzehnten Jahrhundert ein Generalsuperintendent Klotz (unter K. Christian IV. und Friedrich III.) vieler Orten das Dänische abgeschafft und das Deutsche eingeführt habe. Aber es ist nachgewiesen, daß, was er abschaffte, nicht das Dänische war, sondern das Plattdeutsche, an dessen Stelle er das Hochdeutsche zur Geltung brachte. Die Reformation hat nicht in dänischer, sondern in plattdeutscher Sprache angefangen; daher ist denn auch Christians III. Kirchenordnung für Schleswig-Holstein in plattdeutscher Sprache abgefaßt. Und gesetzt auch, das Dänische wäre durch jenen Mann beseitigt worden, so wäre das heute ohne praktische Bedeutung, sofern man alsdann jedenfalls zweihundert Jahre hindurch an diesen Orten deutschen Gottesdienst gehabt hätte. Und auf keinen Fall war dieser, wie in Kopenhagen

Etliche wähnten, durch neuere schleswig-holsteinische Beamte und andere Agitatoren eingeführt, so daß das Dänische nur zurückerobert werden sollte. Das Sprachenreskript selbst wollte die Ausführung einiger älteren Reskripte sein, welche Friedrich VI. in den Jahren 1810 und 1811 erlassen hatte, und welche die Befestigung und Ausbreitung des Dänenthums in den Herzogthümern bezweckten. Was aber diese Reskripte betrifft, so ist zu bemerken, daß gar nicht gesagt war, ob das, was sie wollten, sofort ausgeführt werden solle, oder nur allmählich und mit schonender Hand; sowie auch daran zu erinnern ist, daß Friedrich VI. wegen der eingetretenen politischen Verhältnisse sehr bald seine Gedanken änderte, und garnicht diese Reskripte zur Zeit ausgeführt wissen wollte*). Aber wie's sich auch mit den alten Reskripten, auf welche man sich berief, verhalten mochte, so bleibt die Hauptfrage doch immer, ob diese Veränderung, welche durch das Sprachenreskript von 1851 in einer großen Anzahl von Gemeinen vor sich ging, nicht bloß zum Triumphe der dänischen Nationalität, welcher den Meisten als Ziel vor Augen schwebte, gedient hat, sondern auch zur Förderung des kirchlichen und

*) A. S. Oersted, Aus meinem Leben und der Geschichte meiner Zeit. II, 331 ff. (dänisch).

christlichen Lebens, zu wahrem Nutzen, Freude und Erbauung jener Gemeinen; ferner, ob diese wichtige Veränderung im Gottesdienste auf eine würdige, in Wahrheit kirchliche Weise eingeführt worden ist. Hierzu gehört aber die Bedingung, daß sie in Uebereinstimmung mit den Wünschen der betreffenden Gemeinen ausgeführt wurde. Denn dies ist ein von alter Zeit her anerkannter Grundsatz, daß liturgische Neuerungen, oder irgend eine Aenderung in den Ordnungen und Formen des Gottesdienstes, niemals ohne Zustimmung der Gemeine stattfinden dürfe.

Und hier, glaube ich nun, ist von dänischer Seite ein sehr großer Fehler begangen worden. Zwar nehme ich an, daß dieser Fehler hauptsächlich in Ungeduld seinen Grund hatte. Ungeduld und hitziges Zufahren sind unserm Thun in jenen Jahren aufgeprägt. In solcher Weise wurde ja unsere politische Verfassung gegeben, während die Herzogthümer sich noch mitten im aufständischen Wirrwarr befanden und daher zu dem Neubau nicht konnten zugezogen werden, was gewiß ein Fehler der schlimmsten Art war, sofern man ja hierdurch die Rücksicht auf die Monarchie als Ganzes beiseite setzte und also seine Aussonderungsideen anticipirte. Und da zeigte sich die Ungeduld und leidenschaftliche Hitze darin, daß

an plötzlich und auf einmal ausführen wollte, was
ie Frucht anhaltender Arbeit hätte sein sollen. Es
ingt als unzweifelhafte Wahrheit, daß, wo die Volks-
rache dänisch ist, auch die Kirchensprache dänisch sein
uß. Kein Satz kann einleuchtender sein, als dieser;
nnoch paßte er nicht zu den Verhältnissen. Man
bersah gänzlich, daß die deutsche Kirchensprache in
nen Gegenden mehrere hundert Jahre gegolten hatte.
onnte sie nun plötzlich abgeschafft werden, selbst wenn
an sich darauf beschränkte, dänische und deutsche Got-
sdienste abwechseln zu lassen? Ebenso oberflächlich
ersah man den Umstand, daß die dänische Sprache
mer Sprache des gemeinen Mannes gewesen, und
s Mangel an Pflege roh, dürftig und ungebildet
blieben war, völlig entblößt von höherem, geisti-
em Charakter. Sie enthielt nur Alltagsworte für
e Dinge des täglichen, niederen, sinnlichen Lebens,
ährend ihr die Ausdrücke für religiöse Vorstellungen
nz fehlten. Solche Ausdrücke standen den Ge-
eindegliedern nur in der deutschen Sprache zu Gebote,
s Luthers Bibel, aus dem deutschen Gesangbuch,
s dem deutschen Katechismus. Diese waren der-
aßen ihnen in Saft und Blut übergegangen, daß,
enn man im Lauf eines dänischen Gespräches mit
nen auf das Religiöse kam, sie alsbald ihre deut-

schen Bibelsprüche, ihre deutschen Liederverse citirten, und überhaupt religiöse Vorstellungen nicht anders als in deutscher Sprache anführten, z. B. „Detta have vi jo i vort [Dieß haben wir ja in unserem] Vaterunser“; oder „Paa Söndag vil jeg gaae til det hellig [Sonntag will ich gehen zum heiligen] Abendmahl“. Kranke und Sterbende mußten immer in deutscher Sprache bedient werden; und hier die dänische Sprache anzuwenden, war so gut als unmöglich. Mit einem Worte: Deutsch war ihnen die heilige Sprache; und wo sie in den Dienst der Religion trat, trug sie völlig das ehrwürdige Gepräge der Religion. Worauf es hier ankam, war, daß man der dänischen Sprache ihren geistigen Charakter wieder zu verschaffen suchte, den sie im Laufe der Zeit, unter dem Einfluß der Reformation verloren hatte. Das konnte aber dadurch geschehen, daß das Dänische, wenn auch mit gebührender Beschränkung und Rücksicht auf das deutsche Element, in die Schule eingeführt, daß das Volk mit der dänischen Bibel und den dänischen Liedern bekannt gemacht, daß überhaupt dänische Bildung und dänische Literatur verbreitet wurde. Wäre das versucht worden, so würde es sich gezeigt haben, ob die Gemeinen Lust bekamen, auch ihre Gottesdienste in dänischer Sprache zu feiern. Aber freilich mußte hier-

bei die Freiwilligkeit obwalten; das Entgegengesetzte, eine Zwangsmaßregel, war unverantwortlich.

Und darum eben, weil dänischer Gottesdienst lediglich durch eine Veranstaltung des weltlichen Regiments, gegen den eigenen Wunsch der Gemeinen, und ohne irgend eine Vorberathung mit sachkundigen Geistlichen, den ersteren aufgedrungen worden — eben darum wurde die neue Ordnung mit so großer Erbitterung aufgenommen. Die Leute klagten, daß, indem man ihre Kirchensprache ihnen nähme, man sie ihrer Religion beraube, und daß die ganze Veranstaltung zur Untergrabung des kirchlichen und christlichen Lebens diene, ja ein Greuel der Verwüstung sei. Die vielen dänischen Pastoren, die wir an Stelle der bei dem Aufrufe betheiligten, vertriebenen Vorgänger nach Schleswig gesandt hatten, betrachtete man hauptsächlich nur als Werkzeuge einer dänischen Propaganda, als Organe der dänischen Propaganda und der nationalliberalen Partei, lediglich als politische Parteigänger, während ihre Bedeutung als Verkünder des Evangeliums gänzlich in den Hintergrund trat. Alles nahm die politische Farbe an; die politische Aufregung steigerte sich durch das Sprachenreskript noch bis zur äußersten Verwirrung, und die Leidenschaften geriethen in neuen Aufruhr. Ich habe einigen dieser

Gottesdienste beigewohnt, jedoch zu weniger Erbauung. Vor der Predigt sangen wir unsre deutschen Gesänge; hierauf wurde eine dänische Predigt gehalten, welche man sichtlich mit Unwillen anhörte. Nach der Predigt sangen wir wieder einen deutschen Gesang.

In Privatgesprächen mit dänischen Freunden, hierunter mehreren Geistlichen, sprach ich mich über diese ganze Veranstaltung aus, und verhehlte nicht meine Ueberzeugung, daß, wenn sie nicht beseitigt werde, was ich für nothwendig hielt, das Ganze ein Ende mit Schrecken nehmen werde. Aber ich fand nur verschlossene Ohren, nichts als die mir wohlbekannte nationale Leidenschaftlichkeit und Sorglosigkeit. Ich redete über die Sache auch mit Graf Moltke. Er war im Grunde mit mir einverstanden, äußerte, daß er für sein Theil niemals eine Verfügung, wie die erwähnte, würde getroffen haben, daß aber augenblicklich, der Verhältnisse und Umstände halber, darin nichts geändert werden könne, was er natürlich besser wissen mußte, als ich. Bei Moltke bekam ich den bestimmten Eindruck, daß er zwar für das Sprachrestript keine Sympathie hatte, aber strenge auf das bestehende Recht hielt. Obgleich ich mich durchaus nur privat geäußert, weder einen öffentlichen Vortrag über die Sache gehalten, noch irgend Etwas hatte

drucken lassen: dennoch wurden an die Kopenhagener Blätter zahlreiche Briefe aus Schleswig (ohne Zweifel von Freunden unter den Geistlichen) eingesandt, welche mich als Widersacher des dänischen Interesses anklagten. Die Zeitungen, namentlich das „Vaterland“ und das „Tageblatt“, vertraten die Klage und brachten eine Reihe von Artikeln, die den Zweck hatten, mich in üblen Ruf zu bringen. Auf irgend eine Prüfung meiner Behauptungen, welche man nur halbwegs kannte, ließ man sich nicht ein. Hierzu kommt, daß die national-liberalen Blätter wenig Klugheit in ihren Angriffen auf mich bewiesen, sofern sie hierdurch der dänischen Sache selbst schadeten. Schon damals genoß ich in Deutschland einige Anerkennung; und diese Angriffe leiteten erst die Aufmerksamkeit auf das, was ich gesagt haben sollte, wovon natürlich die Deutschen Gebrauch machten. So vielen Grund ich damals auch haben mochte, gegen diese Ueberfälle mich zu wehren, schwieg ich dennoch, um unsren Feinden nicht öffentlich Vorschub zu leisten. Jetzt, da die Sache der Geschichte angehört, und wir dabei nichts weiter zu verlieren haben, wird man es vielleicht natürlich finden, daß ich zur Sprache gebracht habe, was zu meiner Vertheidigung gegen jenes unbillige Treiben dienen kann. Will man mich nicht etwa zu ewigem Still-

schweigen verurtheilen, so dürfte die Zeit zum Reden jetzt gekommen sein. Hoffentlich wird man heute besser, als damals, verstehen, was mich bewog, eine von der herrschenden abweichende Ansicht zu fassen und zu behaupten.

Schwerlich hat irgend Etwas der dänischen Sache in solchem Grade geschadet, wie jenes Sprachenrescript. In Deutschland gerieth alles in Feuer und Flammen. Selbst die ruhigsten und besonnensten Männer, welche der Politik sehr ferne standen, unter ihnen mehrere angesehene christliche Theologen, nahmen dasselbe wie eine Kränkung auf, welche nicht nur dem Deutschthum, sondern dem christlichen Gemeindeleben selbst und der Kirche in dem, was ihr als das Heiligste gilt, zugefügt sei. Ueberall in Deutschland wurde Klage erhoben über die Zerstörung des christlichen und kirchlichen Lebens in Schleswig; und es müsse Alles aufgeboten werden, um die Gemeinen von der dänischen Tyrannei zu befreien. Zwar versicherten die nationalliberalen Blätter, daß alles, was in Deutschland über diese Angelegenheit gesagt oder geschrieben wurde, Lüge, Verläumdung und Mißverständniß sei. Heutigentages dürfte es keinen irgend besonnenen Menschen geben, der nicht wünschen sollte, was freilich unmöglich ist, es ungeschehen zu machen. Kann man auch nicht sagen,

daß jener leidige Zwang den Verlust Schleswigs am meisten verschuldet habe, so läßt sich doch zuversichtlich behaupten, daß er am meisten dazu beigetragen hat, die Herzen der Bevölkerung uns zu entfremden. Was den Verlust jener Provinz an sich betrifft, so weiß ich wohl, wie Viele sich damit trösten, daß, wie wir uns auch verhalten hätten, wir Schleswig dennoch verloren hätten, weil unser mächtiger Nachbar es einmal haben wollte. Ich wage nicht, dem zu widersprechen, kann mich aber mit dem angeführten Troste nicht begnügen. Der beste Trost bleibt immer das Bewußtsein — wie die Sache auch abgelaufen ist — selber das Rechte gethan zu haben. Und haben wir jetzt Ursache, uns über alle Mißhandlung und Ungerechtigkeit zu beklagen, die gegen die dänische Sprache in Schleswig geübt wird, so würde doch unsre Klage eine weit größere Berechtigung haben, hätten wir nicht selbst eine Rücksichtslosigkeit, wie die oben erwähnte, uns vorzuwerfen. Uebrigens erlaube ich mir die, immerhin müssige Bemerkung, daß, sofern die jetzigen Machthaber irgend nach Fug und Recht handeln wollen, sie dafür Sorge tragen müssen, daß die Geistlichen der dänischen Gemeinen auch dänische Bildung besitzen, durch welche sie der dänischen Sprache mächtig werden, und daß sie hiefür Veranstaltungen treffen sollten.

Das Gegentheil wird zu einer vollständigen Verdeutschung führen, womit Schleswig, als Schleswig, vernichtet wird und aufhört, das Uebergangsland mit dem zwiefachen Sprachelement zu sein, also der Eigenthümlichkeit, die Voß, in seiner poetischen Epistel an Stollberg, so schilderte:

„Wo der dänische Pflüger den deutschen,
Dieser den Dänen versteht, dem geengeten Erbe der Angeln."

Aus dem Angeführten wird man es völlig verstehen, warum ich unmöglich von Herzen wünschen konnte, Bischof von Gemeinen zu werden, in denen ich zur Verbreitung und Befestigung solcher Maßregeln mitwirken sollte, die in so hohem Maße meiner Ueberzeugung widerstrebten. Der Gang der Begebenheiten zeigte auch bald, daß es für mich ein wahres Glück war, nicht nach Schleswig versetzt worden zu sein. Und alsbald sollte überdieß ein neuer Ruf an mich ergehen, nämlich zu dem Bischofsstuhle von Seeland. Hierüber wird in der nun folgenden dritten Abtheilung meiner Lebenserinnerungen das Nähere berichtet werden.

Aus meinem Leben.

Mittheilungen

von

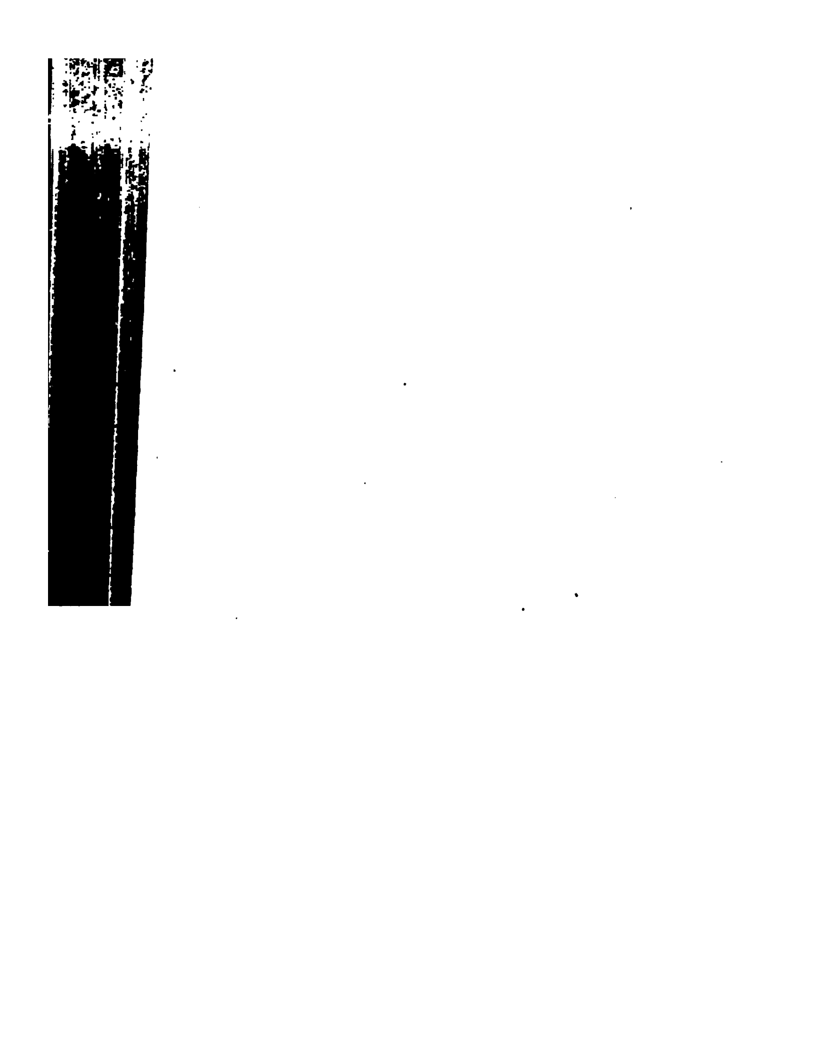
Dr. H. Martensen,
Bischof von Seeland.

Dritte Abtheilung.

1854—1883.

Aus dem Dänischen von A. Michelsen.

Karlsruhe und Leipzig.
Verlag von H. Reuther.
1884.





Inhalt.



Das bischöfliche Amt auf Seeland.

Ernennung und Amtsweihe.

Gegen Ende des Jahres 1854 starb Bischof
ıster. Wer sollte nun sein Nachfolger werden?
allgemeine Meinung war zwischen Clausen und
getheilt. Der überwiegendste Theil der Geistlich-
sowie auch diejenigen der Gemeindeglieder, bei
)en ich durch meine Predigten Eingang gefunden
, schienen für mich gestimmt, während die herr-
de politische Richtung Clausen wünschte und mit
Kräften für ihn arbeitete, als den Mann, welcher
ı in Betracht kommen könne. Ich durfte ja, wegen
er Stellung zu der schleswigschen Sprachenfrage
meiner, bei den Zeitblättern verhaßten, konserva-
Tendenzen, nicht in Betracht kommen. Wem die
erung wählen würde, wußte man noch nicht mit
immtheit. Obgleich ich sonst fast täglich mit Ör-
welcher damals Kultusminister war, umging, so

hielt ich mich doch nach Mynsters Tode ganz von ihm zurück, was ich unter obwaltenden Umständen für das einzig Passende hielt. Zuletzt traf ich eines Tages Orsted in einer Gesellschaft; und hier nahm er mich bei Seite und fragte mich, ob ich mich von ihm als Mynsters Nachfolger wolle aufstellen lassen. Ich hatte diese Möglichkeit öfter überlegt und antwortete mit: Ja!

Nun zeigte es sich aber, daß diese Aufstellung auf entschiedenen Widerspruch bei dem Könige stieß. Friedrich VII. wollte mich durchaus nicht haben, sondern erklärte sich entschieden für Clausen und keinen Anderen. Er war zur Unterschrift nicht zu bringen. Die Entscheidung wurde ausgesetzt; und erst gegen Ostern kam es zur Entscheidung, bei einem Amte, wie dieses, etwas Unerhörtes, da Mynster im Januar gestorben war. In kirchlicher Hinsicht galt es dem Könige wohl ziemlich gleich, wer Bischof ward, weshalb man mit Verwunderung nach dem Grunde fragte. Einige meinten, daß der Widerstand von der Gemahlin des Königs, der Gräfin Danner ausgehe, was mir unverständlich war, da sie mich garnicht kannte. Wahrscheinlicher ist es mir, daß der Grund in der starken Opposition gelegen hat, welche die öffentlichen Blätter gegen mich kund gaben, und in den gehässigen Be-

schuldigungen, welche diese gegen mich schleuderten. Eine weitere Erklärung erhielt ich vom Grafen Moltke, welcher meinte, Örsted selbst möge Schuld sein. Nach Moltkes Ansicht hätte Örsted mich alsbald aufstellen sollen, sozusagen am Tage nach Mynsters Tode; und dann wäre die Sache mit Leichtigkeit durchgegangen. Nun aber ließ Örsted sich Zeit; und diese Zeit wurde von denen, die für Clausen agitirten, benutzt, um sich am Hofe Eingang, und für ihre Ansichten Gehör zu verschaffen. Nun begann man auch am Hofe über die Sache und die betreffenden Persönlichkeiten zu debattiren, wobei man denn, von beredten Vorstellungen beeinflußt, zu dem Resultate kam: Clausen ist der rechte Mann! Indessen war Örsted, nachdem er erst seinen Entschluß gefaßt hat, in der Sache selbst sehr entschieden und unbeugsam. Er bekam das ganze Ministerium auf seine Seite, auch den Erbprinzen (Ferdinand), und machte nun daraus, als der König die Angelegenheit noch mehr in die Länge zog, eine Kabinetsfrage. Der König mußte nachgeben, wollte er anders sein Ministerium behalten. Er soll hierüber so desperat gewesen sein, daß er einen Augenblick abdicirte und dem Prinzen Ferdinand die Regierung überließ, eine Abdankung, die er jedoch schon bei der Tafel widerrief.

Also wurde ich zum Bischof von Seeland
nannt, und bekam es am Montage zu wissen, d
in der Schloßkirche gepredigt hatte, und Ørste
mir hereinkam und mir gratulirte: „Wir mußte
Sache mit Stahlhandschuhen anfassen". Ich wa
bewegt; und in meinem Kämmerlein beugte ich
Kniee vor meinem Gott und Heilande und flehte
Kraft und Segen von oben. Ich entschloß mich,
thunlichst mich dem Könige vorzustellen, begab mich
dem Schlosse Frederiksborg hinaus, wo er sich
hielt. Ich erhielt sogleich Audienz, wobei ich a
Sache gerade losging. Ich sagte: Ich hätte mi
dauern gehört, daß Se. Majestät gegen meine
stellung gewesen sei, und bat ihn, die Ursache m
sagen, damit ich die nöthigen Erklärungen geben k
„Ich glaubte", sagte er, „daß Ihre Anschau
nicht ganz korrekt seien". Ich antwortete,
hinsichtlich der schleswigschen Zustände in Kür
antworten war, und was er aufmerksam und
anhörte, ohne in einem einzigen Punkte mir zu w
sprechen. Darauf ließ er sich in ein längeres Ges
ein, in welchem er sich sehr freundlich zeigte
äußerte: von jetzt an würden König und Bischo
sammenstehen, was ja auch nicht anders sein
Er sprach über mehrere Gegenstände seine Ansich

unter Anderem auch seine ungemein sympathisirende Ansicht vom Katholicismus, welche hier jedoch freilich nicht kann mitgetheilt werden. Die Audienz nahm ein ganz besonders angenehmes Ende. Jedoch wurde ich nicht zur Tafel befohlen, was, wie ich erfuhr, daher kam, weil ich der Gräfin nicht meine Aufwartung gemacht hatte.

Ueber mein nachheriges Verhältniß zu Friedrich VII. kann ich im Allgemeinen sagen, daß ich persönlich keinen Grund hatte, mich zu beklagen. Ein einzelner kleiner Konflikt mag vorgekommen sein, aber von ganz vorübergehender Art. Er hat mich immer behandelt wie's mein Amt und meine Stellung mit sich brachte, und sogar ein paarmal mich dekorirt. Etwas ungehalten war er darüber, daß ich mich von seiner Gemahlin in solchem Abstand hielt, was er auch bei verschiedenen Gelegenheiten mir zu verstehen gab. Ich habe mich indessen nie überreden können, diese Dame zu besuchen. Nur einmal bin ich bei ihr gewesen, indem der König, als ich eben bei ihm war, mich aufforderte, auf der Stelle in ihr Zimmer einzutreten und ihr einen Besuch abzustatten; „was mich sehr freuen würde, und auch sie.“ Dieß konnte ich natürlich nicht ablehnen.

Meine Weihe zum bischöflichen Amte wurde,

gemäß meinem eigenen Wunsche, von meinem lieb
Bischof Brammer, dem Lehrer meiner Kindheit, vo
zogen. Während dieses Actes ereignete es sich, da
von dem Gewölbe der Frauenkirche eine Gipsmas
herunter fiel, wodurch eine große Verwirrung entstand
Brammer hielt zwar einige Augenblicke inne, blie
aber übrigens bei der Sache sehr ruhig. Währen
er redete, sah er die große Gipsmasse herabstürzen
aber mitten im Falle sich vertheilen und in einzelne
Stücken herunterkommen. Darnach fuhr er fort, un
Alles wurde in guter Ordnung zu Ende geführ
Wenn Manche hierin ein böses Omen für die Zukun
des Bischofs erblickten, so bemerkte J. L. Heiber
alsdann möge man's auch als ein Vorzeichen b
trachten, daß Niemand zu Schaden kommen werde.

Als einen charakteristischen Zug will ich doch a
führen, daß einige Tage vor meiner Einweihung e
paar der angesehensten grundtvigianischen Pastoren
mir kamen und im eigenen und Anderer Namen m
inständig baten, daß ich um die Erlaubniß nachsuch
möge, mich von dem alten Bischofe Faxe in Lun
weihen zu lassen. Hierdurch werde der Uebelstand g
gemacht werden, der im J. 1537 dadurch eingetrete
sei, daß Bugenhagen die dänischen Superintendenten
oder Bischöfe weihte, wobei die rechte apostolisch

Succession gefehlt habe. Man nimmt nämlich an, daß die schwedische Kirche, sowie die anglikanische, im Besitze der apostolischen Succession sei, welche anderer Orten unterbrochen worden sei. Erhielte ich nun die rechte normale Weihe, so würde die dänische Kirche nicht allein einen Ausgangspunkt erhalten für rechte Bischöfe, sondern auch für solche Priester, die durch einen rechten Bischof geweiht seien. Damals legten Grundtwig und die Grundtwigianer großen Werth auf die bischöfliche Verfassung der anglikanischen Kirche, und klagten beständig darüber, daß die dänische Kirche keine Bischöfe habe — ein Einfall, von welchem sie jedoch, soviel ich weiß, in späterer Zeit zurückgekommen sind.

Ich antwortete, was sie verlangten, sei etwas ganz Unmögliches, sofern — gesetzt auch daß ich dafür gestimmt wäre — ein solches Abgehen von der alten Ordnung unserer Kirche nicht würde erlaubt werden. Ich fügte aber hinzu, daß ich persönlich ebenso wenig Gewicht legte auf die ungestörte Fortpflanzung der apostolischen Succession, als ich derselben Glauben schenkte. Auch sprach ich meine Ueberzeugung aus, daß der Geist, seine Kraft und Gabe, ebensowohl in unserer lutherischen Kirche vorhanden sei, als in der römischen. Zugleich machte ich sie darauf aufmerksam,

welche Verwirrung infolge ihres Vorschlages entstehen müßte, indem es darnach zwei Arten Geistliche geben würde: solche, die von mir geweiht seien, und alle die anderen, die solcher Ansicht nach keine rechte Geistliche seien, und deren Handlungen nicht die rechte Kraft beiwohne. — Ich glaube nicht, daß es mir gelungen ist, sie vollkommen zu überzeugen; aber man hat hieran ein Beispiel der Eingebungen und Anschauungen, die den Grundtvigianern von Zeit zu Zeit aufgingen, Ideen, welche sie selbst nach einiger Zeit aufgaben, auf welche aber doch, ihrem Verlangen zufolge, Andere eingehen und sie verwirklichen sollten. Man sieht, wohin man gerathen könnte, wenn man diesen Leuten folgen wollte, deren praktische Ideen in der Regel nur zur Konfusion führen können.

Beim Antritt des Amtes.

Die Situation, unter welcher ich mein Amt antrat, war im Ganzen eine günstige. Die Geistlichkeit war wohlwollend gestimmt; und selbst Grundtvig und sein Anhang waren jedenfalls nicht gegen mich. Das Erste, womit ich mich beschäftigen mußte, war, daß ich mich in die täglichen Geschäfte hineinversetzte, mein Büreau kennen lernte und überhaupt mich m[illegible]

dem Administrativen, was mir völlig fremd war, vertraut machte. Hier machte ich die Erfahrung, daß man sehr schnelle Fortschritte macht, wenn man einen guten Helfer und Wegweiser hat. Einen solchen fand ich an Minister A. S. Örsted, welcher sozusagen mein Manuductor ward. Täglich ging ich mit ihm spazieren. Er interessirte sich sehr für meine Amtsgeschäfte, fragte täglich, welche Sachen denn nun eingelaufen seien, und besprach sie mit mir. Hierdurch gewann ich bald eine gute Grundlage, indem ich hiermit die Lektüre dahin gehöriger Bücher und Aktenstücke verband. Das Einzige, was ich an Örsteds Anleitung auszusetzen hatte, war, daß ich zuviel zu wissen bekam. Denn, ließ er sich auf eine Sache ein, so führten ihn seine vielen Erfahrungen und sein immenses Gedächtniß zu verwandten Fällen und Gegenständen, womit er sich früher in der königl. Kanzlei beschäftigt hatte; und alles Dieses entwickelte er sehr ausführlich. Ich aber wünschte nur zu wissen, was ich gerade bedurfte.

Bei dieser Gelegenheit muß ich meine Pietät und Dankbarkeit aussprechen für alle die Stunden, die ich mit diesem ausgezeichneten Manne verlebt habe. Sie behielten denselben Charakter bis zu seinem Tode. Seine Gespräche umfaßten wissenschaftliche, ethische, religiöse Fragen, und waren für mich sehr lehrreich.

Eine Gabe fehlte ihm: die Phantasie, was Öhlen-
schläger öfter bedauerte; und deshalb war es schwer,
über Poesie und Kunst mit ihm in ein Gespräch zu
kommen. Jedoch konnte man mitunter über Goethe
mit ihm reden, für welchen er ein besonderes Interesse
hatte, und von welchem einzelne Dichtungen, z. B.
„Hermann und Dorothea" ihn lebhaft ansprachen.
Seine Stärke war der Verstand; und Jurist war er
mit Leib und Seele, was ja auch seine ganze lite-
rarische Thätigkeit beweist. Beständig mußte man das
merkwürdige Gleichgewicht seines Urtheils und die
Fertigkeit bewundern, mit der er jede Sache von
allen Seiten zu erwägen verstand; woher seine
Resultate oft in Konflikt kamen mit der Einseitigkeit
und dem Parteiwesen, welches von Einseitigkeit lebt.
Diese, also namentlich jede Partei macht immer nur
eine Seite der Sache geltend; und eben dadurch, da
sie dieß rücksichtslos thut, meint sie konsequent zu sein
und beurtheilt jede Betrachtungsweise, die sich auf
alle Seiten erstreckt, als eine schlechte Vermittelung,
als Halbheit und Trivialität. Doch so hoch ich seine
geistige Begabung auch stellte, gereichte es mir zugleich
zu nicht geringerer Freude, mit Ehrfurcht hier zu einem
Charakter von wahrer Hoheit, Reinheit und Wür-
aufzublicken. Der Eindruck, den er in seiner Jugend

von Kant und Fichte empfangen hatte, blieb bis zuletzt bei ihm lebendig, jenes tiefe Bewußtsein von der Bedeutung des Sittengesetzes und der Pflicht, jene Beugung unter die moralische Weltordnung, während sich unter der Einwirkung Mynsters, welchem er sich immer inniger anschloß, seine moralische Ansicht zum christlichen Glauben an die Vorsehung Gottes verklärte. Seine letzten Lebensjahre waren nicht ohne bittere Empfindungen, in Folge des Undankes und der Pietätslosigkeit, die man ihm zeigte, welchen man doch eine Zeitlang beinahe vergöttert hatte, als den ersten Mann der Nation. Er lernte nun aus Erfahrung den Unbestand und die Wandelbarkeit der Welt kennen, ihr Hosianna und ihr: Kreuzige, kreuzige ihn! Er bekämpfte diese Bitterkeit durch unermüdliche Arbeitsamkeit und fortgesetzte Vertiefung in den christlichen Glauben.

In neuester Zeit ist es Sitte auch unter uns geworden, verdienten Männern Denkmäler zu errichten; und bisweilen setzte man Denkmäler für Männer, deren Verdienst doch sehr zweifelhaft sein dürfte. Hoffentlich ist die Zeit nicht ferne, da A. S. Örsted, dessen Verdienste — wie man ihn auch beurtheilen möge — *ganz unzweifelhaft* sind, sein Denkmal erhalten wird.

Zu den Erfahrungen, die ich machte, gehörte auch diese, daß eine große Anzahl Leute, Geistliche und Weltliche, mich besuchte, um mir Rath zu ertheilen. Einige wollten, daß ich sofort für eine Kirchenverfassung wirken solle, Andere, daß ich die Pastoralkonvente begünstigen solle, weil das populär sein werde; Andere meinten, die Kirchenvisitationen müßten jetzt in anderer Weise angegriffen werden, Andere ebenso in Betreff der Schulvisitationen, wobei sie mir Vorschläge entgegenbrachten zur Verbesserung des Looses der Schullehrer u. s. w. Ich ließ alles Dieses zu einem Ohre hinein-, zum andern hinausgehen, rathe auch Allen, es ebenso zu halten, wenn solche aufdringliche Rathgeber ihnen lästig werden. Ich wollte nach meinen eigenen Erfahrungen vorgehen. Und hierzu gab ich mir Zeit.

Aber ich sollte noch eine Erfahrung, und zwar der ungemüthlichsten Art machen: jenen Angriff S. Kierkegaards auf Mynsters Gedächtniß, was aber zunächst ein Angriff auf mich war. In einer Predigt, welche ich nach Mynsters Tode in der Schloßkirche hielt, wo wir so manchmal um seine Kanzel uns versammelt hatten, habe ich Mynster zu den „Wahrheitszeugen“ gezählt, welche im Verlaufe der Rede zur Sprache gekommen waren. Diese Aeußerung ward für Kierkegaard

Anlaß zu einem leidenschaftlichen Angriffe, einem Angriffe, der bald darauf das ganze Land in Bewegung bringen sollte. Es war eine lange, vorher berechnete Sache, die mir angethan und tödtlich werden, mich völlig vernichten, sowie in der erst kürzlich anvertrauten hohen Stellung unmöglich machen sollte. Will man diese Begebenheit geschichtlich auffassen — und in gewissem Sinne darf sie für unsere kleine Kirchengemeinschaft eine kirchengeschichtliche Bedeutung in Anspruch nehmen — so möchte ich sie theils aus einer schwärmerischen Einbildung erklären, die Kierkegaard sich von einer, ihm gewordenen hohen Mission gemacht hatte, theils aus simpler persönlicher Feindschaft, um nicht zu sagen, Haß. Soviel man auch bei literarischen und anderen Streitigkeiten von Objektivität, der Sache an sich, der Gerechtigkeit reden mag, so spielt doch das Persönliche oft in den kleinlichsten Formen eine wichtige Rolle und macht die Sache erst verständlich. In welchem Grade hier das Persönliche hereinspielte, zeigt sich darin, daß er sich nicht entblödete, öffentlich zu sagen: ich hätte jene Aeußerung über Mynster gethan, um dadurch mich zum Bischofsstuhle zu empfehlen. Von einem Manne von Sören Kierkegaards Geist und Gesinnung, sollte man so Etwas nicht erwartet haben, was nur für Skribenten der niedrigsten

Sorte paßt. Und doch hat er sich öfter dergleichen erlaubt.

Ueber die unangenehme Sache selbst werde ich mich in möglichster Kürze fassen. Was die „Wahrheitszeugen“ und die Anwendung des Namens auf Mynster angeht, so schicke ich die Erklärung voraus, daß es mir fern liegt, den Ausdruck zu entschuldigen oder gar zurückzunehmen. Ich würde ihn noch heutiges Tages gebrauchen. Mein Ausdruck war durchaus korrekt, wenn er auf die rechte Weise, nämlich im Zusammenhange, verstanden wurde. Dieses hatte aber Kierkegaard nicht gethan, vielmehr den Sinn des Wortes auf die Spitze getrieben und den Wahrheitszeugen die Bedeutung von Blutzeugen, oder Märtyrern beigelegt. Hieran hatte ich natürlich nicht gedacht, so wenig wie irgend ein Anderer. Ich hatte in meiner Predigt Mynsters Bedeutung in unserem Vaterlande hervorgehoben, die öde Zeit, in welcher er auftrat, seinen Kampf gegen Unglauben und Rationalismus, und wie er zuerst in manchen Herzen dem Evangelium wieder Eingang verschafft habe. Wer über den Begriff: Wahrheitszeuge nachdenkt, muß doch erkennen, was die Hauptsache ist, daß nämlich der, welcher so heißen darf, von der Wahrheit gezeugt haben muß, daß aber Leiden und Verfolgung keines

zuverlässiges Merkmal eines Wahrheitszeugen
ıch Irrlehrer und wilde Schwärmer oft gro-
:n unterlegen und Märtyrer geworden sind.
Leiden und Martyrium gehören überdieß ge-
:italtern an, setzen eigenthümliche Gesellschafts-
und Umstände voraus, können nicht zu jeder
heinen, während Wahrheitszeugen sich jeder-
:r allen gesellschaftlichen Zuständen finden

: Anzahl Leute ohne Urtheilsvermögen, und zu-
r Opposition gegen das Bestehende aufgelegt,
Kierkegaard ihren Beifall.*) Unter der Ju-
ıren mehrere der Ansicht, daß jedenfalls in
ırds kühnem und unerschrockenem Auftreten
roßes liege, was man bewundern müsse; und
mehrere Damen, welche früher für Mynster
nt hatten, jetzt aber abfielen und zu Kierke-
ıergingen. Bei dieser Gelegenheit bekam ich
afte Anschauung von der menschlichen Unbe-
it, einen Eindruck, der mitunter eine Versuchung

ıaß auch ein Mann, wie Prof. Rasmus Nielsen, in
itungsartikeln ihm sekundirten, ist nur aus der früher
en Eigenart des Mannes und der veränderten Stellung
die er schon zuvor nicht gegen Martensen allein, son-
ı alle Theologie eingenommen hatte. A. M.

mit sich führte zur Menschenverachtung. Jedoch gab es auch Viele, die an der gesunden Anschauung festhielten, gegen Kierkegaards verkehrte Ansicht vom Leiden protestirten und nachdrücklich behaupteten, daß Mynster, welchem so Viele unter uns, auch Kierkegaard selbst, ihr Christenthum verdankten, ein volles Recht auf die ihm gewordene Anerkennung hatte, daß er für uns ein Wahrheitszeuge gewesen sei. Ich selbst schrieb in einem unsrer großen Tageblätter eine Erwiderung, über welche Manche urtheilten: sie hätte mehr das Gepräge der Sanftmuth tragen sollen. Dieses mag sein, und ich kann nur sagen, daß ich wenigstens damals nicht fähig war, anders zu schreiben, als ich schrieb. Die moralische Schlechtigkeit hatte mich indignirt. Und ich habe immer gemeint, daß es auch einen gerechten Zorn gebe, eine Indignation, die ihr gutes Recht habe laut zu werden. Seit jenem Artikel habe ich völliges Stillschweigen beobachtet, worüber Kierkegaard sich späterhin sehr beklagt hat. Er verlangte, daß ich mich in eine ausführliche Polemik mit ihm einließe. Aber ein Schauspiel mit ihm aufzuführen für müßige und neugierige Zuschauer, das widerstrebte mir. Er verdiente keine andere Antwort als die, welche ihm gegeben war.

In seinem Wochenblatte: „Der Augenblick“,

von welchem ich nur die ersten Nummern las, schüttete er nun seine Angriffe gegen das Bestehende aus, erklärte, daß Kirche und Geistlichkeit völlig abgewichen seien von dem Christenthum des Neuen Testamentes, daß alles, was hier zu Lande Christenthum heiße, eine großartige Verfälschung des Christenthums, eine großartige Lüge sei, und daß der beste Rath, den man einem Menschen geben könne, dieser sei, sich vom Gottesdienste der Volkskirche, sowohl dem Wort als den Sakramenten, ferne zu halten. Hier wandte er sich an die Massen, er, welcher früher die Massen verachtet hatte, und nur mit „den Einzelnen" zu thun haben wollte. Seine Methode unterschied sich in garnichts von derjenigen der Sekten, welche die bestehende Kirche angreifen, als nicht übereinstimmend mit dem, was sie neutestamentliches Christenthum nennen, und den Beweis hierfür mit ein paar, aus dem Zusammenhange gerissenen Schriftstellen führen. Dasselbe war jetzt Kierkegaards Verfahren; und zwischen seinem „Augenblick" und seinen früheren, tiefernsten, auf „den Einzelnen" und sein Verhältniß zu Gott abzielenden Schriften fand der auffälligste Widerspruch statt. Er brachte denn auch eine große Wirkung hervor, weil die Massen ohne Mühe verstanden, was er schrieb. War der Inhalt doch im Grunde weiter nichts, als was Jeder-

mann in den Schmutzblättern lesen konnte, wo es mit
Talent, Witz und beißendem Spotte aufgetischt wurde
und „der Augenblick" ward eine Rüstkammer, au
welcher man von Zeit zu Zeit neue Waffen holt
Das Publikum, das er gewonnen, waren die Sekte
und Alles, was gegen Kirche und Geistlichkeit feindli
gestimmt war, daneben eine Anzahl unbefestigter Seele
welche diese Angriffe nicht zu würdigen wußten. Selb
im Bauernstande machten seine Beschuldigungen hie
und dort böses Blut. Ebenso fand er seine Anhänge
in reinen Atheisten und Leugnern, die garnichts m
Christenthum und Religion zu thun haben wollte
Sie erhoben, — wie ich selbst bei Gelegenheit gehör
habe — seine Auffassung des Christenthums als di
einzig echte zu den Wolken, darum eben, weil da
Christenthum bei ihm als etwas Unmenschliches e
schien und überspannte, asketische Forderungen stell
welche ja kein Mensch erfüllen könne. Hierdurch fühlte
sie sich völlig gerechtfertigt und absolvirt, wenn sie mit de
Christenthum sich garnicht einließen, indem sie alle andere
Auffassungen desselben als Halbheiten betrachteten. E
hat er in nicht geringem Grade das Seine gethan, de
Unglauben im Lande zu verbreiten und zu stärken.

Man darf mit Wahrheit sagen, daß Kierkegaa
sich über seine „Mission", seinen Beruf, gründl

getäuscht hat. Sein eigentlicher Beruf war, eben das zu sein, was er bis dahin gewesen war, ein Autor in stiller Studierstube. Jetzt aber wollte er handelnd im öffentlichen Leben auftreten, als Reformator. Aber man fragt: was wollte er denn eigentlich ausrichten? Jede Sekte, welche die Volkskirche als ein Babel angreift, hat doch selbst eine Gemeine, eine Gesellschaft, welche sie an Stelle der Volkskirche setzen, und in welcher sie alle aus dieser Austretenden versammeln möchte. Aber Kierkegaard wollte von einem Austritt aus der Kirche nichts wissen, auch keine Gemeine stiften, keine neue Gemeinschaft gründen. Jeden Gedanken an Dergleichen verleugnete er durchaus; er hielt sich ausschließlich an die Einzelnen, obgleich er jetzt auf die Massen wirkte. Er erließ einen Aufruf, die Volkskirche als eine Räuberhöhle zu verlassen. Aber was dann? was sollte das Ende werden? — Hieran scheint er garnicht gedacht zu haben. Das reformatorische Wirken war ohne Zweck und Ziel. Auch aus diesem Gesichtspunkte kann man ihm glückwünschen, daß er starb. Das Ganze hätte ja in der äußersten Langeweile enden müssen. Denn es war doch unmöglich, ins Unendliche nur immer wieder die Aufforderung zu hören: „verlaßt die Volkskirche!“ ohne einen Wink: wohin man dann gehen soll? Abgelöst von der Gemein-

schaft, stand er mitten in ihr als ein Eremit, welcher für sie lediglich verdammende Worte hatte, ohne irgend ein zurechtweisendes, aufrichtendes, erbauendes Wort.

Die ganze Agitation konnte nur eine vorübergehende Wirkung hervorbringen, weil sie eine so negative und planlose war. Eine tiefer gehende Wirkung ist unstreitig von seiner eigentlichen Autorschaft ausgegangen, durch welche er auf manche Seelen gewirkt hat. Und doch — betrachten wir dieses Meteor, welches durch sein Steigen wie seinen Niedergang einen eigenthümlich gemischten Eindruck hervorbringt — und fragen wir: was hat diese reiche Begabung, was haben diese ungewöhnlichen Gaben schließlich gewirkt? — alsdann muß die Antwort lauten: nicht viel! Immerhin mag er in manchen Seelen eine Unruhe geweckt und sie zur Einkehr aufgefordert haben. Aber die vielen halben Wahrheiten, die vielen falschen Paradoxien und witzigen Einfälle werden keiner Seele zu Ruhe und Frieden verhelfen. Zwar mag er in mancher Seele ein Nachdenken geweckt haben über den Ernst des Christenthums und das Verwerfliche eines bloßen Gewohnheitschristenthums; aber zur Erkenntniß der Wahrheit ist keine Seele durch ihn geführt. Die von ihm ausgegangene

Wirkungen waren wesentlich nur kritische: Er wollte uns „sichten wie den Weizen"; und beurtheilen wir ihn ideal, so erschien er in seiner Stellung zur Volkskirche immer mehr nur als der strafende Engel, der Ankläger, als welcher er ja von den Gegnern der Kirche noch immer begrüßt und angerufen wird. Er selbst scheint seine Mission auch immer mehr in diesem Lichte betrachtet zu haben. Seine Kritik war nicht die des heiligen Geistes, nicht die der Propheten, deren Strenge immer auch die Liebe und Barmherzigkeit zu ihrer Folie hat. Es war die Mephistopheles-Kritik, jene herzlose, welche das Verderben mit einer gewissen Schadenfreude ansieht, in der zuversichtlichen Erwartung, daß die Menschen zuletzt doch verdammt werden. Aber gerade darum konnte die positive Ausbeute nicht anders, als geringfügig, ja so gut wie keine sein.

Freilich findet man mitunter Literaten, welche in Uebersichten über die dänische Literatur und in Zeitungsannoncen ihn in den Himmel erheben, als einen Denker und Dichter ersten Ranges, als eine kirchenbewegende, reformirende Potenz. Aber — welches sind denn die großen Wahrheiten, die er uns hinterlassen hat? Soll es etwa diese sein, daß das Verhältniß „des Einzelnen" zu Gott einen Hauptpunkt

der Religion ausmache? Das haben wir lange gewußt; aber Alles kommt darauf an: wie dieser Individualismus, und unter welchen Einschränkungen er aufzufassen ist? Oder sollen es die verschiedenen Lebensstufen sein, die er geschildert hat: die ästhetische, die ethische, die religiöse und religiös-christliche? Auch diese Unterscheidungen haben wir längst gekannt; aber es dürfte Vielen längst einleuchten, daß das, was Kierkegaard eigenthümlich gehört, so einseitig und verschroben ist, daß kaum ein Einziger es hat zu dem Seinen machen können. Oder will man das oft Gesagte noch einmal sagen: er habe das Ideal geltend gemacht, und darin bestehe sein großes Verdienst, daß er das Ideal rein erhalten habe: so ist das eine große Unwahrheit. Er hat es garnicht anders geltend gemacht, als wie jede Sekte es auch thut, indem er seine besondere Einseitigkeit zum Banner erhebt und sie als das wahre Ideal anpreist. Sein Christusbild ist ein gänzlich verzeichnetes, und sein Ideal eines Nachfolgers Christi ist eine Karikatur. Wollte man auf diese Punkte etwas näher eingehen, so würde man sicherlich davon abstehen, unkritische und gedankenlose Lobrede zu halten.

Aber zu beklagen wäre es, wenn der große Reichthum von Geist und Genialität, welcher in de

Kierkegaardschen Schriften ausgebreitet ist, ohne Frucht für die Zukunft bleiben sollte. Bisher hat man nur verfehlte Anläufe hierzu erlebt; und es ist noch kein Autor von einiger Bedeutung aufgetreten, der wirklich befruchtet erscheint durch die vielen geistvollen Einzelheiten in seinen Schriften. Selbst wo diese einseitig sind, eignen sie sich dennoch, Impulse zu geben und Fermente abzusetzen. Vielleicht darf man hoffen, daß es noch hierzu kommen wird. Allerdings wird große Geduld und große Liebe erfordert, damit Jemand sich durch diese Masse hindurch arbeite.

Indem wir aber hier an unserem Theil Abschied von ihm nehmen, will ich, der kaum wieder zu einer Beschäftigung mit ihm zurückkommen wird, zu seinem Andenken ein Wort wiederholen, das einer meiner Freunde ausgesprochen hat, während er sich anerkennend über dieses merkwürdige und einzig dastehende literarische und religiöse Phänomen erklärte, ein Wort, welches ich treffend finden möchte: „Er war ein edles Instrument, jedoch mit einem Riß im Resonanzboden.“ Dieser Riß erweiterte sich leider mit den Jahren. Und in denselben muß ich auch seine zerstörte Gesundheit einbegreifen, welche in zunehmendem Maße sein Geistesleben trübte und hemmte. Die von seiner

leiblichen Konstitution ausgehenden Einwirkungen dürften in nicht geringem Grade dazu dienen, das Urtheil über sein Thun und Lassen zu mildern. Niemand wird im Stande sein, den Grad seiner Zurechnungsfähigkeit zu bestimmen.

Kirchliche Aufgaben.

Von diesen störenden Angriffen wandte ich mich meiner Berufsarbeit zu. Arbeit, Thätigkeit ist eines der kräftigsten Mittel gegen Anfechtungen von Seiten der Welt; und solange man mit Energie in seinem Berufe arbeiten kann, steht man allen äußeren Angriffen unüberwindlich gegenüber. Dieses habe ich an mir erfahren, sobald ich mit aller Kraft meine Arbeit angriff. Hier wurden mir wichtige und nicht gewöhnliche Aufgaben gestellt, indem die Zeitverhältnisse mehrfache Reformen und Neuerungen forderten. Wenn ich nunmehr von diesen Aufgaben reden will, deren einige sogleich zu lösen waren und auch gelöst wurden, andere sich über die ganze Zeit meiner amtlichen Thätigkeit erstreckten, ohne gelöst zu werden, in Betreff derer ich aber doch eingreifen mußte, bald fördernd, bald opponirend: so ist meine Absicht nicht, chronologisch zu Werke zu gehen, oder Annalen zu schreiben, was schwerlich hinlängliches Interesse haben

würde. Ich werde nur meine Gesichtspunkte angeben, oder die Anschauung, die sich bei mir gestaltete, und in welcher Art ich gestrebt habe, diese zu verwirklichen.

Das Gesangbuch.

Es gab also Aufgaben, die sich gleich anfangs darboten und dann auch eine rasche Erledigung fanden. In der kirchlichen Kommission, deren Sitzungen im J. 1854 stattfanden, in dem Jahre, da Mynster, der Vorsitzende derselben, starb, und deren Mitglied ich war, wurde über die Gesangbuchssache verhandelt. Man wird sich erinnern, daß der Versuch, ein Grundtvigsches Gesangbuch zuwege zu bringen, wobei ich selber mit betheiligt war, fehlschlug. Dagegen hatte der Pastoralkonvent, der sich unter zahlreicher Betheiligung jährlich in Roeskilde zu versammeln pflegt, ein Gesangbuch zusammengestellt und bearbeitet, welches zweckmäßig angelegt schien und auch den Beifall der kirchlichen Kommission fand. Nur bezeichnete man es als einen Mangel, daß das in Roeskilde ernannte Komitee keinen Dichter in seiner Mitte gehabt habe, was sich darin zeigte, daß die in den Liedern vorgenommenen Aenderungen oft unnöthig waren, zuweilen

Hinsicht mißlungen. Man forderte daher
ıng auf, den Dichter Ingemann*) zu
ß er die Revision des Gesangbuches über-
u er sich auch verstand.
ese Veranlassung kam ich dazu, mit Inge-
Zeitlang zusammen zu arbeiten, da ich, als
ı Seeland, in dogmatischer Hinsicht die
sarbeit überwachen sollte. Und hier lernte
Ingemanns liebenswürdige Persönlichkeit
auch sein ungewöhnliches Geschick, mit
ıd die Revision vorzunehmen. Er reinigte
ie Lieder aufs Glücklichste von Ausdrücken,
ıre Geschmacklosigkeit, falsche Naivität und
eit Anstoß erregten, prägte nicht nur den
vielen Stellen einen höheren Grad christ-
ıth des Gefühls, der Reinheit und Keusch-
sdrucke auf; sondern er hat auch vielfach
buch mit größerem poetischen und religiösen
eichert — und dieses alles ohne willkür-
ıdichten, ohne daß er sich im Entferntesten
ndividualität oder Partikularität aufdrängte,

hard Severin Ingemann (geb. 1789 auf Falster),
en und beliebtesten dänischen Dichter der Neuzeit,
im Fache der Lyrik, Epik und Dramatik, nament-
Verfasser viel gelesener Novellen mit historischer
Er starb als Lehrer in Sorö 1862. Al. M.

was gerade das Unglück bei Grundtvig war. Als originalen Dichter geistlicher Gesänge habe ich Ingemann stets hoch gestellt; und hierüber habe ich vor Jahren folgende Zeilen an ihn geschrieben: „Ich habe mich neulich [nämlich bei der Lektüre seiner religiösen Poesien] davon überzeugt, daß Innigkeit der Empfindung und edle Einfachheit des Ausdrucks unerläßliche Bedingungen sind für die Poesie, welche zur Erbauung dienen soll, Eigenschaften, die ich in vielen geistlichen Liedern der Neuzeit vermisse, in welchen ein phantastischer, manierirter Bilderluxus sich in prahlerischer Weise geltend macht, auf Kosten der Innigkeit und Erbaulichkeit. Ein geistliches Lied muß gekleidet sein, wie die Lilie auf dem Felde, und nicht in Salomonischer Ueppigkeit, welche eher an hoffärtiges Wesen erinnert als an christliche Demuth." Mit diesen Zeilen meine ich Ingemanns Charakter als Liederdichter charakterisirt zu haben. Und diesem Charakter blieb er durchaus getreu, wenn er von Anderen gedichtete Kirchenlieder revidirte.

Das durch diese Revisionsarbeit zustande gekommene Gesangbuch, welches überall, wo Pastor und Gemeine sich verständigten, einzuführen war, und welches allgemeine Verbreitung fand, war nach Ingemanns Urtheil so gut, wie es unter den gegebenen Bedingungen

sein konnte — ein neues Kingo-Brorsonsches Gesangbuch, nach den Bedürfnissen unserer Zeit modificirt, mit einem hinlänglichen Element des Ueberlieferten und einer Vertretung der neueren Liederpoesie, ohne hervortretende Farbe einer einseitigen Parteirichtung.

Von verschiedenen Seiten wurde damals beantragt, daß neben dem Gebetsanhange, welcher dem Gesangbuche mitgegeben wurde, auch die Augsburgsche Konfession zum Abdruck kommen möge. Ich interessirte mich für diese Idee, da ich es angemessen fand, daß die Gemeine auf diese Weise mit unserem lutherischen Hauptbekenntnisse bekannt werde, welches den Meisten ja völlig fremd ist. Leider war ich nicht imstande, eine autorisirte Uebersetzung nachzuweisen. Am liebsten hätte ich die von Balle, meinem ehrwürdigen Vorgänger, (gest. 1816) verfaßte, aufgenommen, welche schon durch seinen Namen eine gewisse Autorität hatte. Aber zu meinem Bedauern war die Uebersetzung an mehreren Stellen verfehlt, und die Sprache so schlecht, daß man sie nicht bieten konnte. Andere neuere Uebersetzungen, (von dem Grundtvigianer Lindberg und Prof. Clausen) waren je von dem Standpunkt der Urheber beeinflußt; die von Rudelbach hatte nicht den echt dänischen Ton. Die Idee mußte aufgegeben

werden, weil ein Organ fehlte, welches uns eine auto-
risirte Uebersetzung geben konnte.

Nichts in dieser Welt kann auf allgemeine A
erkennung rechnen; und so ist es mit dem Gesan
buche gegangen. Das Gefallen am Neuen, die L
zu Neuerungen, führte dazu, daß hier und dort e
Anzahl von „Lieder-Anhängen" erschien und auch
Gebrauch kam. Um doch einige Einheit herbeizufüh
wurde von einem Ausschuß des Roeskilder Pastor
Konvents ein unverhältnißmäßig langer „Anhan
ausgearbeitet, welchen man häufig mit dem Gesa
buche zusammengebunden findet. Er ist entstan
durch Kompromisse zwischen der evang.-lutherisc
oder der eigentlichen volkskirchlichen Richtung,
der Grundtvigschen, durch welche zu viele, zum T
recht mäßige Lieder Grundtvigs hineingebracht si
Man kann es nur gutheißen, daß das Ministeri
sich auf eine allgemeine Autorisirung nicht eingelassen, v
mehr die Einführung in jedem Falle von einem
motivirenden Antrage abhängig gemacht hat.
Regierung durfte nicht die Hand dazu bieten, daß
Grundtvigsche sogenannte „kirchliche Anschauung"
die Gemeinden hineingesungen würde, zumal sie h

an vielen Stellen vorausgesetzt wird als bestimmend für den Geist und Ton des Ganzen. Jetzt wird diese Sammlung doch nur als etwas Subjektives und Individuelles behandelt, als etwas einer einzelnen Richtung Angehöriges, was erst seine Probe bestehen soll. Daß sie Absatz und Eingang gefunden hat, beweist mir nichts. Wieviel Mittelmäßiges kann zur gewissen Zeit Beifall finden, was wir ja beständig in der „schöngeistigen“ Literatur sehen! Zur Zeit herrscht im Lande ein ungesunder Geschmack. Auch gehen wohl viele Impulse von den Pastoren aus, welche vielleicht mitunter durch Verstärkung dieses Liederkontigentes dem Eindrucke, den die Grundtvigsche Predigt nicht mehr hervorbringt, nachhelfen wollen.

Manche wünschen ein ganz neues, das heißt Grundtvigsches Gesangbuch. Ein solches wird nach meiner Ueberzeugung nur ein Partei-Gesangbuch bleiben, und niemals in Einklang zu bringen sein mit dem echt evangelisch-lutherischen Geiste.

Während dieser Arbeit gewährte mir zugleich Ingemanns persönliche Bekanntschaft große Freude. Er besuchte mich öfter, wenn er von Sorö nach Kopenhagen kam, wobei ich denn Gelegenheit hatte, die

christliche Gesinnung, von welcher dieser begabte Dichter beseelt war, kennen zu lernen. Auch hatte er viel Verständniß für das Spekulative in der Theologie und hatte meine Dogmatik, welche er öfter zur Sprache brachte, mit Interesse durchgelesen. Zuweilen las er mir von seinen Dichtungen aus den späteren Jahren vor; sie gingen alle in spekulativer Richtung wie seine „Gedankenbriefe eines Verstorbenen" und „Blicke auf das Erste und das Letzte". Eine Idee erfüllte ihn ganz, und auf sie kam er jedes Mal zurück die Idee eines Zwischenzustandes nach dem Tode welche in der älteren Dogmatik sehr zurückgedrängt ist. Ohne es zu wissen, stimmte er völlig mit dem alten Württemberger Oetinger überein, welcher die Prediger tadelt, weil sie über den Zustand der Seele nach dem Tode nicht ernstlich nachdenken, ja völlig davon schweigen, um nicht durch Abweichung von den gewöhnlichen Bahnen sich Verketzerungen zuzuziehen. Ihre Lehre kommt ja darauf hinaus, daß man nach dem Tode, ohne stufenweise Uebergänge, entweder in den Himmel, oder in die Hölle komme.*) Auf diese Uebergänge im Zwischenzustande legte Ingemann großes Gewicht. Er klagte darüber, daß die meisten sogenannten rechtgläubigen Pastoren von einer Art

*) S. Martensen, Jakob Böhme, S. 267.

Seelenschlaf träumen, nach der Ansicht Einiger selbst in dem irdischen Grabe, und von der Auferstehung der Leichname am Ende der Tage. Er meinte sogar, daß in mehreren unserer Kirchenlieder von dieser Vorstellung her ein — Leichengeruch zu spüren sei. Bei diesen Punkten, welche allerdings ihre Räthsel und Dunkelheiten haben, mußte ich öfter ihm Recht geben.

Zuweilen redete ich mit ihm auch über seine Stellung zum Grundtvigianismus, welcher ihm in seiner gewöhnlichen Gestalt garnicht zusagte. In seinen letzten Lebensjahren sagte er mir eines Tages: mit Grundtvig könne er über diese Dinge garnicht mehr sprechen; Grundtvigs Rede sei ihm oft ganz unverständlich, z. B. wenn er den Ausspruch: „Im Anfang war das Wort“, gern von dem Worte oder den Worten des Taufbundes verstehe. Merkwürdig war mir Ingemanns Gedicht bei Grundtvigs Jubiläum 1861. Hier lehnte er's ausdrücklich ab, zur Partei zu gehören; und als freier, selbständiger Geist bezeugte er seine Ansicht von Grundtvigs Verdienst und großer Bedeutung für unser Vaterland. Freilich vermißt man in dem Gedichte die Begeisterung.

Nur selten habe ich das Glück gehabt, ihn in seinem Sorö zu besuchen, in dem hübschen, kleinen Hause am See, wo er mit seiner liebenswürdigen

Gattin wohnte. Jedesmal empfing ich einen wohlthuenden Eindruck. Frau Ingemann zeigte mir ihre Gemälde; und mit Vergnügen hörte man sie sich aussprechen über ihre künstlerischen Vorhaben. Immer waren es große Ideen, von denen sie erfüllt war. Nach Ingemanns Tode habe ich mit ihr mehrere Briefe gewechselt. Sie sehnte sich innig, ihm nachzufolgen. Jedoch sollte sie länger hienieden weilen, als sie erwartet hatte.

Der Katechismus.

Zugleich mit der Gesangbuchsfrage kam auch die Einführung eines neuen „Lehrbuches" in Betracht. Das fortgeschrittene religiöse Leben fühlte sich nicht mehr befriedigt durch den, aus dem Schlusse des vorigen Jahrhunderts stammenden Katechismus, welcher Bischof Balle's Namen trug. Auch nach meiner Ansicht hatte er unverkennbare Mängel, und durfte als „ausgedient" gelten. Der Hauptmangel ist sein scholastischer Charakter. Ein popularisirtes Produkt der Dogmatik des 17. Jahrhunderts, enthält er moderne Zusätze, in denen mit dem Rationalismus akkordirt wird. Ein Lehrbuch für die Jugend muß frisch und ursprünglich aus den Quellen der Offenbarung und der

heiligen Ueberlieferung geschöpft sein. Wir fühlten deutlich, daß eine tiefere Aneignung des Katechismus Luthers uns noth thue, dieses unsterblichen Meisterwerkes, welches immer die Grundlage des Unterrichts in jeder lutherischen Volkskirche sein muß; hierdurch bewahrt diese die Uebereinstimmung mit der ersten christlichen Kirche, der ältesten Tradition. Luthers Katechismus hat das große Verdienst, daß er die Hauptstücke wiedergiebt, die man seit den ersten christlichen Zeiten den Katechumenen mitzutheilen pflegte und durch welche das ursprüngliche Gemeindebewußtsein sich von Generation zu Generation fortpflanzt. Und dieses ursprünglich Ueberlieferte, Allgemeinkirchliche, z. B. das Gesetz, das apostolische Symbolum, oder den Glauben, das Vaterunser u. s. w. unterscheidet Luther bestimmt von den Erklärungen, welche übrigens meisterhaft sind, durchaus harmoniren mit den ältesten Lehrern und auch das deutliche Gepräge ihrer Einwirkung tragen. Vor einigen Jahrzehnten ist freilich Balslev*) in seiner Erklärung zu dieser Grundlage, welche in dem Buche nur weiter entwickelt wird, zurückgekehrt, so daß Beides, das Ursprüngliche und die Erklärung, nicht, wie bei Balle, in einander laufen,

*) Pastor auf Fünen, durch sein vortreffliches „Krankenbuch“ auch unter uns längst bekannt (gest. 1840).

sondern deutlich von einander gesondert werden. Ein
etwas ausführlichere, aber ebenso populäre Erklärun
würde gewiß den Lehrern sehr von Nutzen sein, welche
in manchen Fällen der hinreichende Gedankenstoff
fehlt, und welchen auch die Entwickelung der Gedanke
schwer fällt.*)

Die Einführung dieser zwei Bücher, des Gesang
buches und des Katechismus, ging mit großer Leichtig
keit vor sich, und beide gewannen allgemeine Ver
breitung. Jedoch muß ich hier auf eine groß
Ungehörigkeit, die dabei stattfand, und auch Manche
fühlbar ward, hinweisen. Sie bestand darin, da
diese Dinge, die doch zu den inneren Angelegenheite
der Kirche gehören, nicht von einem geordneten kirch
lichen Organe, welches garnicht existirte, behande
wurden, sondern daß der weltliche Kultusminister, al
solcher dem Grundgesetze nach sogar konfessionslos
sie ohne Weiteres abmachte. Dieses ließ sich nu
erklären durch die augenblickliche Noth, sofern d
Dinge keinen Aufschub zuließen. Man begriff abe
daß ein solches exceptionelles Verfahren nicht zur Sitt
werden dürfe, wodurch man unter den Bann de

*) In seinem letzten Lebensjahre hat Bischof Martens
sich ernstlich mit dem Entwurf einer neuen Bearbeitung b
schäftigt. A. M.

Territorialsystems kommen würde, das heißt des Systems, welches die Kirche des Rechtes beraubt, ihre eigenen Angelegenheiten selbst zu behandeln, und sie von der weltlichen Macht abhängig macht. Es war also eine Warnung, daß man soweit möglich sich hüte, rein kirchliche Fragen unter unmittelbare Entscheidung des Kultusministers zu bringen. Jedoch möge hier nicht übersehen werden, daß doch ein Organ vorhanden war, welches interimistisch auch benutzt wurde, namentlich in Betreff des Lehrbuches, nämlich die Konvente („Landemöder"), von welchen jetzt die Rede sein soll.

Die erweiterten Konvente.

Mein Wunsch war, dahin zu wirken, daß die Geistlichkeit in die kirchlichen Interessen hereingezogen würde; daher entschloß ich mich, die geistlichen Konvente zu erweitern. Dieses hing allein von einer bischöflichen Einladung an die sämmtlichen Geistlichen ab, womit freilich bei Weitem noch nicht der Kirche das Organ gegeben wurde, dessen sie bedurfte. Bekanntlich besteht dem alten Herkommen nach der jährliche Konvent nur aus den Pröpsten. Aber schon Bischof Münter hatte den Gedanken gehabt, neben

den Verhandlungen, die von Amtswegen den Pröpsten zugehören, auch die Pastoren des Stiftes zu einer anderen Art freier Verhandlungen einzuladen, darin bestehend, daß Abhandlungen über theologische oder kirchliche Fragen verlesen und besprochen würden. Und gewiß haben diese Konvente zu Zeiten ihre Bedeutung gehabt. War es doch bei einem solchen erweiterten Konvente, wo Grundtvig seine berühmten Roeskild-Reime, und Mynster seine Abhandlung über die Kunst zu predigen vorlasen. Ich nahm also dieselbe Idee wieder auf; und in anderen bischöfl. Stiften geschah das Nämliche. Die Sache fand bei den Geistlichen Anklang, welche sich zahlreich einfanden. Jedoch gewannen die Verhandlungen jetzt einen anderen Charakter, als zu Münters Zeit. Es waren praktische, brennende Fragen, die man zur Sprache brachte; und man darf sagen, daß von Seiten der Geistlichen dabei ungemein viel Tüchtiges geleistet wurde.

Zu dem guten Fortgang, den die erweiterten Konvente nahmen, trug gewiß auch die seitens der Regierung bewiesene thätige Theilnahme bei. Hall, welcher zu der Zeit, als sie in Kraft traten, Minister des Kultus war, gewährte eine kräftige Unterstützung. Zwar habe ich mit Hall manche Differenzen gehabt; aber ich muß der Art und Weise, wie er uns entgegenkam,

hier meine aufrichtige Anerkennung zollen. Als Mitglied der kirchlichen Kommission scheint er kräftige Impulse erhalten zu haben. Augenscheinlich fühlte er Neigung und Muth, für die Entwickelung der Volkskirche zu wirken. Er legte den erweiterten Konventen, welche er öffentlich für das zur Zeit einzige, daher wohl zu benutzende Organ erklärte, mehrere wichtige Sachen zur Erwägung vor, von denen ich nur die Frage der Kirchenverfassung nennen will, über welche er von den Konventen ein Gutachten wünschte. Außerdem sind zu erwähnen: die Abschaffung der Zwangstaufe, die Katechismusfrage u. a. m. Die erweiterten Konvente haben denn auch eine lange Reihe von Jahren (bis 1867) auf Seeland fortbestanden. Als es sich aber unter den immer rascher wechselnden Ministerien zeigte, daß die Regierung von ihnen keine Notiz nahm, so verlor sich das Interesse. Was hier durchgeführt werden sollte, hing ja völlig von dem Wohlwollen des Ministers ab, jenachdem er Etwas als wohlverstandenes Bedürfniß der Kirche ansah. Da kamen aber Minister, welche nur geringes Interesse für die Kirche hatten und nur regieren wollten, ohne erst zu fragen. Da ermüdete man. Auch ich ermüdete und unterließ die Einladung; das Ganze blieb bis auf Weiteres liegen. Es ist ja die gewöhn-

liche Erfahrung, daß dergleichen freie Vereine, welche von der Begeisterung und dem lebendigen Interesse getragen sein wollen, sich nur eine Zeitlang halten können. Diese sozusagen improvisirten Zusammenkünfte können die widerwärtigen, bösen Tage nicht überstehen, können nicht ausharren in todten und unfruchtbaren Zeiten. Dazu taugen nur feste Institutionen; und hieran gebrach es uns eben. Ich werde im Folgenden noch einmal auf diese Konvente zurückkommen.

Die Kirchenverfassung.

Und nun kommen wir auf die große Aufgabe, welche in den vielen Jahren nicht gelöst worden ist, und deren Lösung vor unseren Augen nur in nebelhafter Ferne liegt. Hier Alles zu wiederholen, was über die Kirchenverfassung verhandelt worden ist, würde ohne Interesse sein. Ich will nur hervorheben, wovon ich wünsche, daß es seinem Inhalte nach näher bekannt werde, nämlich meine eigenen Gesichtspunkte und leitenden Ideen.

Schon im J. 1851 hatte ich eine Schrift „über die Verfassungsfrage der dänischen Volkskirche" herausgegeben, wo ich, im Hinblick auf die herrschenden Rich-

ungen, den einseitigen Individualismus bekämpfte,
en Gegensatz zwischen Volkskirche und Sonderkirche,
wischen dem christlichen Staate und bloßen Humani-
itsstaate entwickelte. Zugleich gab ich einen Vor-
hlag, einen Entwurf zu einer Synodal- oder
epräsentativ-Verfassung für die dänische Kirche.
Dieser Entwurf war allerdings ziemlich allgemein
ehalten, roh und garzu doktrinär. Fortgesetztes Nach-
enken führte mich zu der Einsicht, daß das Synodale,
er eine vollständige Kirchenverfassung, auf welche
) es angelegt hatte, nicht das Einzige, und auch
cht das Erste sei, wonach man streben müsse. Ge-
räche mit denkenden Freunden verhalfen mir auch
i dem Bewußtsein, daß, wolle man sofort eine Syno-
ilverfassung einführen, unter der Alles nach Stimmen-
ehrheit entschieden werden solle, man in Gefahr
rathe, ein Seitenstück zu dem politischen Reichstag
it seinen Fraktionen herzustellen, eine Menge un-
rchlicher und irreligiöser Individuen zu bekommen,
e über kirchliche und religiöse Angelegenheiten ab-
immen. Ich mußte mir sagen, daß der dänischen
irche die genügende Vorbereitung zu einer Synodal-
erfassung fehle. Viele Geistliche gaben ihr Miß-
auen dagegen zu erkennen, und die Gemeinden
erhielten sich vorwiegend gleichgültig. Wozu sollte

unter solchen Umständen eine Synode führen? Auch leuchtete es mir ein, daß, wenn in der reformirten Kirche das Synodale das Erste und Wichtigste ist, von der lutherischen Kirche das keineswegs gilt, in welcher nicht das Synodale, sondern das Konsistoriale, nicht eine Kirchenversammlung mit Alles entscheidenden Majoritäten, sondern ein kirchliches Kollegium einiger weniger, aber sachkundiger Männer das erste Nothwendige ist. Schon Melanchthon hat in der Reformationszeit es öfter ausgesprochen, daß zur Regierung der Kirche ein Kollegium erforderlich sei, welches aber nicht aus lauter Theologen bestehen müsse, sondern auch aus gottesfürchtigen und sachkundigen Laien (viri pii et docti, idonei ad judicandum). Dieses ist die Grundlage der Konsistorien, welche in der lutherischen Kirche eine so große, nicht immer erbauliche Rolle gespielt haben. Es war nicht meine Ansicht, daß der konsistoriale Gedanke den synodalen ausschließen solle. Ich verhehlte mir nicht, daß die Synode wohl noch einmal eine Forderung der Zeit werden könne. Mein Gedanke war aber: das Erste und Nächste, was man zu erlangen suchen müsse, sei das Konsistoriale.

Und zugleich drängte sich mir eine andere Ueberzeugung auf, daß nämlich in jedem Lande eine Kirchen-

erfassung sich geschichtlich bilden, aus gegebenen eschichtlichen Voraussetzungen und Anknüpfungs-unkten sich entwickeln müsse; daß sie nicht bloß Theoretisches, kein Produkt allgemeiner Begriffe sein dürfe, die man der Wirklichkeit, in welche sie nicht passe, auf-zupfropfen suche. Es gelte daher, die geschichtlichen Anknüpfungspunkte für eine Kirchenverfassung, welche gerade für die dänische Kirche lutherischen Bekennt-nisses brauchbar sei, aufzusuchen.

Zwar habe ich in ganz vereinzelten Fällen, wo ich mich nicht geradezu isoliren wollte und durfte, auch für eine Synode gestimmt, um, gegenüber den vom Reichstag vertretenen falschen Prinzipien, die wahren Prinzipien geltend zu machen. So in der letzten Kir-chenkommission (1867—68). Hier habe ich gemeinsam mit Clausen, dessen Stellung zur Sache übrigens von der meinigen sehr verschieden war, einen Entwurf ausgearbeitet zur Bildung einer Synodalverfassung, wonach Geistliche und Nicht-Geistliche in gleicher An-zahl theilnehmen sollten. Hierbei nahmen wir eine abweisende Haltung ein gegen die Ansicht, daß eine Synodalverfassung nach dem bloßen Majoritätsprincipe gegeben werden müsse, ohne Rücksicht auf das Ver-hältniß zwischen Geistlichen und Nicht-Geistlichen — eine Verläugnung des lutherischen Princips, welches

nothwendig die Gegenwart, ja das Uebergewicht d
Lehrstandes fordert, und jedenfalls nicht zuläßt, d
eine Majorität von Laien dominire. Meinesthe
ließ ich mich auf dieses ganze Synodalwesen ledigl
aus Noth ein, um mitzuwirken, daß wenigstens
Synode nach kirchlichen Principien zusammenges
werde. Dabei galt mir selbst jedoch immer das Ko
sistoriale als der eigene, innerste Hauptgedanke.

In jener ersten Kirchenkommission 1854, wel
meinem Gefühle nach einen mehr kirchlichen, tiefer ei
dringenden Charakter trug, als die zweite, waren wir ei
stimmig in der Ueberzeugung, daß eine Synode nic
opportun sei, und meinten zur Zeit davor warnen z
müssen. Indem wir uns nach einem gegebenen Keim
einem Ausgangspunkte umsahen, welcher zu den vo
handenen Zuständen passen möchte, heftete sich uns
Blick auf das bischöfliche Amt. In diesem Am
waren wir von Alters her gewohnt eine berathend
Autorität zu erkennen. So schlugen wir denn ei
Erweiterung des bischöflichen Amtes vor, sodaß di
Bischöfe des Landes (vielleicht im Verein mit einzelne
von der Regierung, oder durch Wahl der Konvent
hierzu verordneten Mitgliedern) jährlich zu bestimmte
Zeit in Kopenhagen zusammentreten sollten, um Be
denken, oder Vorschläge betreffs der Angelegenheite

er Volkskirche abzugeben, und daß gleichzeitig
lle innerkirchlichen Angelegenheiten dem Reichstage
nd seinen Berathungen entzogen würden. Wir be=
ntragten diese Einrichtung ausdrücklich als ein bloßes
rovisorium, als einen Anfang und Ausgangspunkt,
idem wir erwarteten, daß die berathende Thätigkeit
ach einiger Zeit in eine beschließende übergehen
üsse. Hiermit würde alsdann eine neue Form ins
eben treten, etwas dem, in der deutschen protestan=
schen Kirche vorhandenen Oberkirchenrathe Ent=
rechendes, wovon im Nachfolgenden noch weiter die
ede sein wird. Wir waren aber überzeugt, daß schon
durch viel gewonnen wäre, wenn die Bischöfe als
ne Einheit, wenn auch nur als eine ratherthei=
nde auftreten dürften, und wenn nichts Gesetzes=Kraft er=
elte, ohne erst ihrer Erwägung vorgelegt worden zu
n. Zwar ist es etwas Gewöhnliches, daß die Bi=
öfe einzeln ein erforderte Gutachten beim Ministe=
um einreichen. Aber alsdann würde ihr Gutachten,
wie eine dadurch begründete Entscheidung des Mi=
steriums ein verstärktes Gewicht bekommen, wenn sie
corpore aufträten, als ein Kollegium, mit einem
meinsamen Ausspruche. Dieser würde nicht allein
gewissen Fällen gegen den Minister lauten, son=
n in noch mehreren Fällen ihm zur Stütze dienen.

Die ganze Einrichtung war einfach und ließ sich sofort ins Werk setzen. Auch können wir uns darauf be- rufen, daß sie in der Geschichte der dänischen Kirche ihre Wurzeln hat. Denn in jener Zeit des Luther- thums, vor Einführung der unbeschränkten Monarchie pflegten die Bischöfe des Landes öfter in solcher Weis zusammenzukommen, um über Angelegenheiten, welche di Kirche angingen, Bedenken oder Vorschläge abzugeben Wir suchten also nur einen Gedanken, der vormal ins Werk gesetzt, aber durch die Ungunst der Zeite in Vergessenheit gerathen war, wieder ins Leben zu rufe

Dieser Gedanke, der mich lebhaft beschäftigte, u über den ich mich öfter mit A. S. Ørsted unterhiel welcher als Kultusminister geneigt war ihn zu begü stigen, stieß auf starke, leidenschaftliche Opposition i der Kommission selbst. Der Hauptgegner desselb war Clausen, welcher auch in der Politik ein Wor führer des Liberalismus war. Mit großem Nachdru bekämpfte er unseren Vorschlag, als Etwas, was z „Hierarchie", zu einem bloß klerikalen Regimente füh und verlangte eine frei gewählte Synode von Gei lichen und Nicht-Geistlichen, als das allein Befri digende und dringlich Nothwendige. Clausens A hänger und Nachtreter stimmten in seine Angriffe ei und ich erinnere mich, wie ein Kommissionsmitgl

in deklamatorischem Tone ausrief: „Die Pastorenkirche ist verurtheilt!“ — Ich habe im Vorhergehenden meine persönliche Hochachtung und Liebe zu Clausen bezeugt. Deßungeachtet war in seinen Ansichten und Handlungen Manches, was ich mißbilligen mußte. Es waren geistige Gegensätze vorhanden, welche hier hervortraten und durch kein bloß persönliches Verhältniß zuzudecken waren. Ich kann auch heute noch mein Bedauern darüber nicht zurückhalten, daß er durch Hintertreibung unsres Vorschlages, meiner Ueberzeugung nach, der Volkskirche Dänemarks in nicht geringem Grade geschadet, und, freilich gegen seine Absicht, die gesunde Entwickelung der Kirchenverfassung zurückgedrängt hat. Seinen eigenen Vorschlag vermochte er nicht durchzusetzen; der unsrige hatte Aussicht, ins Werk gesetzt zu werden, wiefern die Kirchenkommission in ihrer Gesammtheit sich für denselben aussprach. Welchen Nutzen hätte jene berathende Versammlung durch ihr moralisches Gewicht stiften können! wie viele Initiativen hätte sie doch in Bewegnng setzen, und wieviel Nachtheiliges, wie viele Uebergriffe hätte sie doch verhindern können! Wie seltsam war es aber, hierbei an Hierarchie und hierarchische Gelüste zu denken, welche überdieß in Dänemark, zumal bei den Stimmungen und Zuständen der Neuzeit, nur geringe Befriedigung finden würden,

anstatt an eine geschichtliche Institution zu denken, welche sich auf eine mehrhundertjährige Tradition stützen konnte, und welche gerade hierdurch sich zu einem Anknüpfungspunkte für eine Verfassungsgenesis eignete; anstatt zugleich an die Urzeit der christlichen Kirche zu denken, sofern alsbald nach dem Abscheiden der Apostel die Kirche von den Bischöfen regiert wurde, ein Kirchenregiment, das man mit Recht als das echt kirchliche, ja als das beste und ehrwürdigste betrachtet hat! Und wie seltsam, anzunehmen, daß das bischöfliche Kollegium ein Hemmniß für eine werdende Synode sein sollte! Schritt der kirchliche Fortbau weiter, so mußte ja die Synode sich naturgemäß bilden; und es bedurfte eben keiner prophetischen Gabe, um vorauszusehen, daß gerade in der Gegenwart jener Rath, wäre er nur erst eingerichtet, die Synode gewiß nach sich gezogen hätte. Von vielen Seiten würde die Synode gefordert sein, als Gegengewicht gegen das bureaukratische Wesen, das man bei einem bischöflichen Kollegium befürchtet hätte. — Ebenso ignorirte Clausen vollständig das Vorhandensein der besprochenen Konvente, welche doch ebenfalls als eine geschichtliche Institution in Betracht zu ziehen waren, wenn anders eine Kirchenverfassung sich aus dem Gegebenen entwickeln sollte. In abstraktem Formalismus wollte er

r, daß der Reichstag uns die ganze, fertige Sy=
de mit einem Schlage geben solle. Sein großes
ertrauen zu dem synodalen Wesen, in welchem er
nz aufging, erklärt sich vielleicht aus der großen
ehnlichkeit, welche die Synode mit der politischen Re=
äsentation hat; und von dieser erwartete er ja, be=
nders im J. 1848 und den nächstfolgenden Jahren,
große Dinge. In späteren Jahren wurde indeß
ine Bewunderung derselben bedeutend modificirt.
ielleicht beruhte jene Vorliebe für die Synode bei
lausen auch auf dem reformirten Elemente, welches
seinem Bewußtsein wirksamer war, als das luthe=
sche. Jedenfalls war er ohne Interesse und Ver=
indniß für das Konsistoriale, welches doch im Luther=
ume der erste und wichtigste Verfassungsfaktor ist.
nd dieser Gegensatz kehrte unter verschiedenen Formen
ieder.

Ich meinestheils fuhr beständig fort, in unseren
raditionen den Punkt aufzusuchen, aus dem die
rchenverfassung, um eine Wahrheit zu werden, sich
twickeln müsse. Ich fand denselben in jenen „er=
iterten Konventen“. Die Pastoren waren ja völlig
vorbereitet, um auf einer Synode zu verhandeln;
er sie konnten eine Schule, eine Vorbildung erhalten.
sdann durfte es aber nicht bei der bloßen Einla=

dung der Geistlichen des Stiftes, deren Kommen oder Nicht-Kommen beliebig war, sein Bewenden haben. Alsdann mußten die Konvente organisirt werden, so daß Repräsentanten jeder Propstei dazu abgeordnet würden. Ich legte diesen Gedanken unserem Konvente vor, und wir wurden einig, beim Ministerium einen Antrag einzureichen auf eine Organisation der Konvente, als Vorbereitung zu einer Synode, indem wir an die seitens des Ministeriums früher vorgelegten Fragen und Aufgaben erinnerten. Wir bekamen die Antwort: das Ministerium könne hierauf nicht eingehen, da nicht bloß Geistliche, sondern auch Laien (welche wir nicht schaffen konnten, welche auch nicht in die Konvente aufzunehmen waren) repräsentirt werden müßten. Diese Antwort war sehr theoretisch und doktrinär, ausgehend von der Vorstellung, daß Alles auf einmal zustande kommen solle. Praktisch hatte sie den Sinn, daß der Minister sich zurückziehen und nicht zur Sache die Hand reichen wollte.

Ein dritter Punkt, von welchem ausgegangen werden konnte, um eine Kirchenverfassung anzubahnen, war der „Gemeinderath“, d. h. die Institution der weltlichen Gehülfen des Pastors. Hier mußte man eine Grundlage suchen, wenn man die Ausbildung von Laien für die Synode vorbereiten wollte. Wenn

Laien eine Zeitlang mit dem Pastor gemeinsam für die Erbauung (sittliche und religiöse Hebung) der Gemeinde gewirkt hatten, so waren sie dadurch geschickt geworden, auf einer höheren Stufe zu arbeiten, also Mitglieder der Synode zu werden, deren Verhandlungen die ganze Kirche angehen. An mehreren Orten wurden Versuche hiermit angestellt. Leider hat es ich aber gezeigt, daß in unseren Tagen diese übrigens lte Institution sich nicht wieder beleben ließ, noch Wurzel schlagen konnte. Ein Hauptgrund dürfte vielicht sein, daß die Dinge, mit denen diese Laien-Gehilfen des Pastors sich beschäftigen sollten, vorwiegend e Sittlichkeit und die Kirchenzucht betrafen, und daß diesen Beziehungen Manches vorkommt, wovon an sich, der einmal herrschenden Denkweise zufolge, n liebsten fernhält.

Ich habe im Vorhergehenden angedeutet, welches einer Ueberzeugung nach die Ausgangspunkte für e Bildung einer Kirchenverfassung sein müssen. iermit ist aber noch nicht gesagt, was zur vollständig entwickelten Kirchenverfassung gehört. Vor llem ist es ein konsistoriales Moment, welches an in Betracht zu ziehen hat. Ich habe die bischöf-

4*

lichen Berathungen als provisorischen Anfang bezeichnen. Wenn sich aber die Kirchenverfassung fortentwickelt, kann man nicht dabei stehen bleiben. Es wird noch ein anderes, in gewissem Sinne höheres Organ erfordert. Ein bischöfliches Kollegium ist mit der Schranke behaftet, nur berathende Vollmacht zu haben; die Kirche hat aber Anspruch auf eine beschlußfähige Behörde in ihren eigenen Angelegenheiten, namentlich darauf, daß sie der weltlichen Macht gegenüber auch Nein sagen dürfe. Dann ist der Bischofsrath mit der anderen Schranke behaftet, daß er nur zu gewissen Zeiten des Jahres sich versammeln kann. Es ist aber ein Organ erforderlich, das jederzeit dem Kultusminister zur Seite stehe, um innere Angelegenheiten der Kirche administriren zu können, die außerhalb der Kompetenz des konfessionslosen Kultusministers fallen. Es bedürfte also, wie schon angedeutet wurde, einer Behörde, die dem deutschen „Oberkirchenrathe" entspräche, eines aus Geistlichen und sachkundigen Laien zusammengesetzten Kollegiums, welches neben dem Kultusminister stände, mit welchem über alle gemischten Sachen zu verhandeln wäre, während es in den inneren Angelegenheiten der Kirche das Recht unmittelbarer Vorstellung bei dem Könige hätte. Um diesen Punkt näher zu verstehen, müssen

r die Stellung des Königs zur Kirche ins Auge
ssen.

Ich denke hierbei an den sogenannten Summ=
piskopat, oder die Stellung des Königs als Ober=
schofs, als Oberhauptes der Volkskirche, als desjenigen,
r nicht allein das äußere Aufsichtsrecht hat, wie es
m als Landesherren zukommt, sondern als desjenigen,
r auch in den inneren Angelegenheiten der Kirche
s höchste Kirchenregiment inne hat, die Macht besitzt,
ie Kirchenordnung zu erlassen, die Einrichtung des
ottesdienstes zu bestimmen, ein Ritual und ein
tarbuch einzuführen, einen Katechismus und Ge=
ngbuch anzuordnen u. s. w. Daß der König im
sitze dieser großen Macht ist, welche ihm unmöglich
bloßem Landesherren zukommen kann, läßt sich nur
s dem eigenthümlichen Entwickelungsgange der luthe=
chen Kirche erklären, wonach er diese Macht als eine
n der Kirche übertragene Macht erhalten hat. Daß
Obmacht auch über die Kirche in ihren inneren Fragen
n den Fürsten übernommen wurde, war von Anfang
: ein Nothbehelf, da die katholischen Bischöfe,
ren ursprüngliche Inhaber, ihre Pflicht versäumten,
reformiren, die Mißbräuche abzustellen, eine bessere
rchenordnung einzuführen; und die lutherischen
formatoren, welche in dem damaligen Zeitpunkte

sich außer Stande sahen, eine selbständige Kir
verfassung zu schaffen, überantworteten die Volk
hierzu dem evangelischen Landesherrn. „Ihr
mir ein Nothbischof," sprach Luther zu se
Fürsten. Was aber anfangs ein, durch die Zei
hältnisse gebotener, Nothbehelf war, hat sich
hunderte hindurch als bestehendes und gültiges
erhalten. Da nämlich die lutherische Kirche nicht
gelangte, eine selbständige Kirchenverfassung zu
wickeln, so mußte das Kirchenregiment bleiben, w
von Anfang an gewesen war.*) Und hierbei i
geblieben bis auf diesen Tag. Wenn man zun
behauptet hat: der Summepiskopat sei mit der S
ränität (der absoluten Monarchie) weggefallen, so
diese Behauptung als durchaus unrichtig zurückgen
werden. Des Königs Summepiskopat ist kein natür
Bestandtheil seines Majestätsrechtes, sondern ein
besondere Begebenheiten hiermit verbundener, gesc
licher Bestandtheil. Er ist keine unmittelbare Folge,
Emanation seiner weltlichen Souveränität, sondern
Annexum derselben, von außen mit derselben verb
während beständig vorausgesetzt wird, daß der

*) Eine ausführliche Erörterung dieses ganzen Verhäl
ist gegeben in meiner Schrift: „Verfassungsfrage der dä
Volkskirche." 2, S. 91 ff.

auf dem Boden der Kirche stehe, als ihr vornehmstes, wichtigstes Glied (praecipuum membrum ecclesiae). Deßhalb kann der König nie seinen Summepiskopat mit dem bekenntnißlosen Reichstage theilen, sondern nur seine politische Macht, und in kirchlicher Hinsicht nur, was unter den politischen Gesichtspunkt fällt, das heißt, das äußere Aufsichtsrecht. Alle inneren Angelegenheiten fallen gänzlich außerhalb der Kompetenz des Reichstages und des ebenfalls bekenntnißlosen Ministers.

Es liegt in der Natur der Sache, daß der König seine kirchliche Macht nicht anders ausüben kann als durch Organe. Er bedarf eines zwiefachen Organs. Als politischer Landesherr kann er in allen äußeren und gemischten Sachen den Kultusminister zu seinem Organe haben; als oberster Bischof dagegen hat er den Oberkirchenrath, das Kirchenkollegium, das Konsistorium, oder wie man dieses sonst benennen möge, zu seinem Organ, mit welchem er persönlich über die inneren Angelegenheiten verhandelt. Der Kultusminister muß immer über jede Eingabe, die vom Oberkirchenrath ausgeht, unterrichtet werden. Und er wird immer einen bedeutenden Einfluß dadurch üben, daß, wenn Geldmittel erforderlich sind, er es ist, der solche herbeischaffen muß.

Der hier angedeutete Gedanke schwebte mir frühzeitig vor, als wesentlich zu einer vollkommenen Kirchenverfassung gehörig. Die Synode wird ganz von selbst kommen, wie es sich in allen protestantischen Ländern gezeigt hat. Unsere Zeit fürchtet Alles, was den Anstrich der Bureaukratie hat. Die Synode stimmt zu den liberalen Institutionen. —

Allein, nachdem ich nun meine leitenden Gedanken dargelegt habe, sehe ich voraus, daß man sagen wird: Wozu nützt das? Das hat sich ja alles als resultatlos erwiesen! Man nimmt davon keine Notiz. Und zumal augenblicklich ist ja nicht die fernste Aussicht vorhanden, daß von dem hier Vorgeschlagenen sich etwas realisiren werde. Dieses weiß ich; aber da ist noch ein Anderes, was ich weiß.

Ich weiß nämlich, daß, falls das gegenwärtige Ministerregiment fortbestehen wird, die Volkskirche dabei in eine durchaus ungesunde, falsche Abhängigkeit von dem Reichstage verfallen muß, wodurch unabwendbar Krisen herbeigeführt werden, die mit Auflösung enden. Ich weiß auch, daß diejenigen, welche der Kirche ihr Recht vorenthalten und einer der höchsten Angelegenheiten des Landes gegenüber nichts als Gleichgültigkeit zeigen, sich eine Verantwortung, ein Urtheil der Geschichte zuziehen, welches sie vielleicht

i Leibesleben trifft, ihnen zum Schrecken. Ich
idlich, daß die Wahrheit, auch wenn man zur
nicht hören will, doch ausgesprochen werden
um Zeugniß über sie. Wie kann man es ver-
lich finden, daß diese ungeheure Macht über
che einem einzelnen Manne übergeben wird,
unerläßlichen Voraussetzungen, oft auch die
abgehen, die hierfür erfordert werden? Ich
hier nicht gegen Personen, sondern gegen ein
. Fragt man aber, nach welchem Principe ein
inister in der Regel gewählt, angestellt und
Kirchengewalt bekleidet wird, so ist von einem
n oder religiösen Principe nicht die Rede.
aus rein politischen Rücksichten gewählt, weil
nseilspräsident findet, daß er brauchbar sein
um die Politik des Ministeriums zu stützen,
t sogar Kompromisse mit dem Reichstage zu
indem er diesem die eine oder andere kirchliche
on macht, damit er zum Entgelt von Seiten
hstages wieder eine andere Koncession bekomme.
acht hat für die meisten Menschen etwas sehr
ndes; und wenn nun ein solcher Minister zum
sein der ungeheuren Macht kommt, welche ihm
ut worden ist, wenn er sie nach Willkür ge-
sich selbst als den Oberbischof betrachtet, nach

Belieben bald die eigentlich Berufenen (die Bisc
fragt, bald sie mit ihren Fragen an sich kommen
und gänzlich sich selbst beräth: wozu, meint man,
ein solcher Zustand führen? — In einer Reih
Jahren haben wir nun, soweit als irgend mi
alle Dinge, die zu den inneren Angelegenheite
Kirche gehören, zurückgehalten, um sie nicht der
lichen Entscheidung zu übergeben. Aber wie
wird das so fortgehen können? Gewisse Sachen
dringlich; und wenn man nun, um zu erlangen
nothwendig ist, sie der Entscheidung des Mi
anheimgiebt: so hat man selbst dazu beigetragen
das weltliche Regiment in geistlichen Dingen al
Normale betrachtet wird; und wo charaktersch
Minister sind, wird bald der Einfluß des Reich
zu spüren sein. Das weltliche Regiment in D
des Reiches Gottes wird auf die Länge unert
werden. Die Opposition, mit Krisen und S
tionen, oder Austritten, wird in diesen be
Zeiten nicht ausbleiben. Die Auflösung der
kirche wird näher und näher rücken.

Ich habe jetzt, eingedenk des Wortes: „
Rechnung von deiner Haushaltung“ es versucht

meiner Stellung zu der Kirchenverfassungsfrage Rechenschaft abzulegen, meine Betrachtungen, Gedanken und Bestrebungen offen auszusprechen. Man hat mich beschuldigt, einer Kirchenverfassung Hindernisse in den Weg gelegt zu haben, indem ich bei verschiedenen Gelegenheiten, wo ich einigen leitenden Einfluß hatte, die Berufung einer Synode, als nicht zeitgemäß, widerrathen habe. Man hat mir darin Unrecht gethan, indem man übersah, daß ich gerade bestrebt war, die rechten Bedingungen und Voraussetzungen für eine Synode zuwege zu bringen. Man konnte mich nicht verstehen, indem man in einem abstrakten Formalismus befangen war, als wäre Alles gewonnen, wenn man geschwind eine Synode auf die Beine bringen könnte, mochten die Eigenschaften derselben noch so zweideutig sein. Zwar bin ich in meinen Bemühungen nicht glücklich gewesen. Aber sind denn etwa die, die ich hier meine Widersacher nennen muß, glücklicher gewesen, ungeachtet sie sich auf den Zeitgeist und die dringendsten Forderungen der Zeit beriefen?

Die Zeiten, in denen wir gearbeitet haben, waren Zeiten der Geduld; und unleugbar waren wir in dieser Sache ohne alle Unterstützung. Das öffentliche Bewußtsein war beherrscht von völligem Indifferentismus.

Wohl war das kirchliche und religiöse Leben erwacht; aber für die Verfassungsfrage war kein Sinn vorhanden. Man schien anzunehmen, dieß sei Etwas, wofür die Regierung zu sorgen habe, und die Gemeinde brauche sich nicht darum zu kümmern. Selbst in Kreisen, wo man es nicht erwartet haben sollte, zeigte sich diese Gleichgültigkeit. Dieses ist auch eine der Klagen, die wir zu führen haben, daß die Juristen Dänemarks der Volkskirche ihre Theilnahme nicht geschenkt haben. Nicht nur haben sie zur Vertheidigung derselben kein Wort gehabt; sondern sie haben nicht einmal eine Untersuchung angestellt über das Verhältniß zwischen Kirche und Staat, und was alles hiermit in Verbindung steht. Seit A. S. Örsted und Kolderup Rosnvinge haben unsere Männer der Rechtswissenschaft über die große Frage, welche für die dänische Kirche eine Lebensfrage ist, völliges Stillschweigen beobachtet.

Es sind finstre Zeiten, in denen ich von dem Bischofsstuhle Dänemarks zurücktrete. Einer meiner Freunde, über die Zeichen der Zeit redend, äußerte: es scheine ihm, daß die Nacht nicht mehr ferne sei, in welcher die Kirche verrathen, d. h. der weltlichen Macht überantwortet werde. Dieses Wort verdient wohl, näher erwogen zu werden. Solange es aber noch gilt, zu arbeiten und zu kämpfen, darf man sich

keiner absoluten Hoffnungslosigkeit überlassen; und ich verstehe es sehr wohl, wenn das jüngere Geschlecht, welches fortarbeiten und kämpfen soll, während wir Aelteren abtreten oder abgerufen werden, einen Rathschlag zu weiterer Erwägung verlangt und fragt: Ist denn unter diesen mißlichen Verhältnissen durchaus nichts zu thun? Ich meinestheils muß bekennen, daß ich an gutem Rathe sehr arm, und im Grunde erschöpft bin. Nur Eines, glaube ich, kann gerathen werden: daß man zum J. 1854 zurückkehre und wieder aufnehme, was man damals zurückwies, nämlich zu dem bischöflichen Beirath, und von vorne anfange. Ein Minister, welcher es nur will, kann, ganz unabhängig vom Reichstage, eine berathende Versammlung von Bischöfen zusammenrufen. Und wer wird einen Minister hindern können, die Bischöfe um sich zu versammeln, damit er im Vereine mit ihnen kirchliche Fragen erörtere? Aber freilich wird hierzu ein Minister erfordert, der sowohl das Herz auf dem rechten Flecke hat, als auch Talent und Begabung genug besitzt, um — sich nicht schämen zu dürfen, von Anderen zu lernen. Die Talentlosigkeit, welche als eingebildete Selbständigkeit und Originalität aufzutreten pflegt, schämt sich von Anderen zu lernen, vermeidet sogar den Anschein, als habe sie Ideen von

Anderen empfangen, meint, man müsse in allen Dingen selbst die Initiative ergreifen, meint, alle Ideen, die man zur Ausführung bringt, müssen selbst eigene sein, gesetzt auch daß diese auf bloße Trivialitäten hinauskommen. Zwar ist Dieses etwas sehr Gewöhnliches; aber warum sollte in der langen Reihe von Kultusministern, die vor unserem Auge vorüberziehen, nicht auch ein solcher Mann erscheinen können, welcher Geist und Herz besitzt, um für die Volkskirche zu arbeiten, und hiermit für eine der größten und wichtigsten vaterländischen Aufgaben? — Das vorhin angeführte Wort, daß die Nacht uns näher rücke, in welcher die Kirche verrathen wird, kann auch zu einer tiefer liegenden Frage führen: „Ob es in dem Rathe Gottes liege, daß die Volkskirchen aufhören, sich auflösen sollen, was mit der Auflösung der Völker zusammenfällt, und daß die letzten Zeiten in nächster Zeit heranbrechen sollen?" An anderem Orte und in anderer Veranlassung habe ich mich in diese Fragen vertieft; hier aber will ich nicht näher auf sie eingehen. Ich will mich lieber an die praktische Aufgabe halten, die uns so lange obliegt, als noch die Rede sein kann von der Bewahrung der Volkskirche: unsere Pflichten gegen die Volkskirche, so gut wir's vermögen, zu erfüllen, für ihr Bestehen und ihre

ung zu wirken. Möchte sich uns nur die
:it zeigen!*)

---

er selige Bischof Martensen hat es kurz vor seinem
noch erlebt, daß diese „Möglichkeit", wenn auch nicht
tlich, aber doch seinem Nachfolger und ämmtlichen
ischöfen der dänischen Volskirche aufging. Im Herbste
; 1883 hat der Kultusminister Skavenius eine Ver-
troffen, nach welcher die Bischöfe des Reiches von
it sich versammeln sollen, um innere kirchliche Fragen
er zu berathen und über das Ergebniß s. Z. dem
ı berichten. A. M.

Die Parteien in der Volkskirche.

Ist die Rede von Parteien in der Volkskirche, so denkt man besonders an den Grundtwigianismus und die innere Mission. Den Ausdruck „Partei“ verstehen wir hier in gutem Sinne, gleichbedeutend mit „Richtung“, wiewohl wir im Verlauf der Darstellung zuweilen gezwungen werden, ihn in weniger gutem Sinne zu gebrauchen, sofern nämlich die Parteien mit ihren Mitteln, durch welche sie ihre partikulären Pläne verwirklichen wollen, es nicht genau nehmen. Mein Verhältniß zu diesen Parteien ist im Ganzen ein friedliches gewesen, indem ich einsah, es gehöre zur gesunden Lebensentwickelung einer Volkskirche, daß es verschiedene Richtungen in ihr giebt, und daß diese soweit sie nicht das Wesen der Volkskirche verletzen, ihre Eigenthümlichkeit entwickeln. Indessen waren einzelne Konflikte nicht zu verhüten. Insbesondere muß ich hier eines Zusammenstoßes mit Grundtvig erwähnen. Obgleich die Aktenstücke der Oeffentlichkeit vorliegen, will ich doch hier die Hauptmomente ins Ge-

ḥtniß zurückrufen, um deren willen, denen sie nicht
'annt sein sollten.

Ein gewisser Kandidat, Namens Kragballe, hatte
: einer religiösen Zeitschrift verworrene und irre=
itende Reden geführt, in donatistisch schwärmerischem
inne, und namentlich die Lehre gepredigt: daß die
raft und Wirksamkeit der Sakramente abhängig sei
n dem Glauben oder Unglauben des Pastors. Die
denklichen praktischen Folgen einer solchen Lehre, die
raus in der Gemeinde entstehende Unsicherheit muß
'dem einleuchten. Kragballe war ohne Zweifel zu seinem
rthume durch Grundtvig selbst verleitet worden, da er
völliger Abhängigkeit von diesem stand. Grundtvig
nnte ja nach augenblicklicher Stimmung auf para=
re Einfälle und Ansichten kommen, ohne daß diese
seiner eigenen Seele tiefere Wurzeln schlugen, sprach
er sofort dergleichen Einfälle in seinem Kreise aus,
o die Jüngeren sie alsdann mit Enthusiasmus auf=
issen, in der Meinung, es sei ihnen jetzt ein neues
icht aufgegangen. Und der genannte Kandidat hatte
ine Ansicht in herausforderndem Tone vorgetragen;
d da er zu gleicher Zeit begehrte, als Prediger an=
stellt und ordinirt zu werden, so glaubte ich, bis auf

Weiteres sein Begehren abschlagen zu müssen. Indessen überzeugte ich mich in einem Gespräche mit ihm, daß der Irrthum bei ihm nicht sehr tief eingedrungen, sondern vorübergehender Art war; und so glaubte ich ihn zur Ordination annehmen zu können, falls er seine mißlichen Behauptungen öffentlich widerrufe oder berichtige, womit auch Grundtvig sich einverstanden erklärte. Da der schriftliche Widerruf, den der junge Mann eingab, sich nicht offen und unbedingt zu unserer lutherischen Lehre bekannte, so mußte ich, was derselbe auch einsah, eine nähere Erklärung verlangen, gemäß der Augsburgischen Konfession dahin lautend: „daß die Sakramente kräftig seien, um Christi Anordnung und Befehles willen, und daß sie ihre Kraft nicht von den sie verwaltenden Personen erst entlehnen", als könne man bei einem gläubigen Geistlichen eine bessere Taufe, oder ein besseres Abendmahl bekommen, als bei einem weniger gläubigen.

Indessen erhielt ich die versprochene Berichtigung nicht. Dagegen erhielt ich einen Brief von Grundtvig des Inhalts: ich müßte mit der Berichtigung zufrieden sein, so wie Kragballe, auch nach seiner (Grundtvigs) Meinung, sie aufrichtig ausstellen könne; eine andere (nach meiner Forderung abgefaßte) würde das Gepräge eines erzwungenen Widerrufes tragen.

h antwortete: allerdings müsse der Kandidat eine
:iwillige Erklärung abgeben; könne er indeß auf
eine Berichtigung nicht eingehen, so könne auch aus
r Ordination nichts werden, da ich mich ebenso wenig,
ie Kragballe, zwingen lassen könne.

Die erste, von mir verworfene, Berichtigung
urde unverändert in derselben religiösen Zeitschrift
gedruckt. Ein paar Monate lang geschah in der
ache nichts. Alsdann trat aber Grundtvig in der
Dänischen Kirchenzeitung" mit einem leidenschaftlichen
tikel „über die Agenden-Taufe" hervor, wo er von
em meinerseits erregten „Sturme", von etwas „seit
enschengedenken Unerhörtem" redete; daß ich dem
agballe „meine Dogmatik" habe aufnöthigen wollen,
daß „die Schreibefreiheit der theologischen Kan-
aten von mir bedroht sei".

Jetzt erst erfuhr ich, daß jene angeblich „frei-
lige, offene, ehrliche" Berichtigung des Kandidaten
nicht seine eigene, sondern von Grundtvig selbst
faßt und für die seines Jüngers ausgegeben war.
war mir garnicht in den Sinn gekommen, daß er
solchem Grade dem Parteiwahne verfallen könne;
r zeigte sich die Partei im üblen Sinne des Wortes.
e fragt nicht nach der Beschaffenheit der Mittel,
nn diese nur dienen, die Parteizwecke zu fördern.

Zugleich zeigte sich bei dieser Gelegenheit, wie er's nicht verschmähte, Anhänger in moralischer Leibeigenschaft zu halten.

Ich schrieb eine Schrift: „Pastor Grundtvigs Bemerkungen über die kirchliche Taufe". Und da Grundtvig dagegen schrieb, sah ich mich zu einer Replik veranlaßt. Jetzt schien sich Grundtvig eines Besseren bedacht zu haben; er wollte sichtlich aus seiner Irrlehre keinen Ernst machen. Mit einem Selbstwiderspruche zog er sich aus dem Streite, indem er nach langem Hin- und Herreden zuletzt meiner, d. h. der lutherischen und altkirchlichen Ansicht beistimmte. Es ist öfter ihm so ergangen, daß, wenn er mit seinen Behauptungen in eine gefährliche Position gerathen war, er sich mit einer vernünftigen Inkonsequenz, und zufolge eines besseren Taktes zurückzog. Innerhalb der Partei hörte man nichts mehr von dem neuen Lichte, welches — Epoche machen sollte! Ob sie im engsten Kreise es noch weiter bewundert haben, weiß ich nicht. Oeffentlich hat man nichts davon gehört.

Daß Kragballe nicht ordinirt wurde, bedauerten Viele. Es war allein durch Grundtvigs Einmischung verhindert worden. Vor einigen Jahren, da ich mit Kragballe selbst verhandeln konnte, kam die Sache zu

nem guten Resultate, was schon früher der Fall ge-
esen wäre, wenn Grundtvig nur draußen blieb. Es
reichte mir zur Freude, selber ihn in der Frauen-
rche zu ordiniren, da er ein christlich ernster, dabei vor-
wärts strebender Mann ist.*)

Einige Zeit nach dem Streite über die kirchliche
Taufe traf ich Grundtvig im Vorgemache der ver-
ittweten Königin Caroline Amalie, welche uns beide
ur Tafel eingeladen hatte. Hier zeigte es sich in
ohlthuender Weise, daß das persönliche Verhältniß
wischen uns nicht gestört war. Freilich dachte ich,
ls ich seiner gewahr ward: „was wird daraus
erden?" Aber er kam mir sehr freundlich entgegen,
ichte mir die Hand und sagte in seiner genialen
Weise: „Die Sonne ist manches Mal niedergegangen
t unserem letzten Konflikte", wobei er auf des Apostels
mahnung (Eph. 4, 26) anspielte: „Laßt die Sonne
ht untergehen über eurem Zorn". „Ja, manches
al!" sagte ich; und wir standen wieder gut mit einander.

Nach Verlauf einiger Jahre trat ein neuer Kon-
kt ein, welcher jedoch nicht einen so friedlichen

*) Die bei obiger Veranlassung gehaltene Rede findet sich
der dritten Sammlung der von Bischof Martensen heraus-
gebenen „Taler ved Prästevielse" (Ordinationsreden) 1882.

Ausgang bekam, wie jener, sondern mit einem Bruche endete, der nicht geheilt worden ist. Ich veröffentlichte nämlich meine Schrift: „Zur Verantwortung gegen den sogenannten Grundtvigianismus" (1863). In einer Ordinationsrede: „Ueber die Inspiration der Apostel" hatte ich mich genöthigt gesehen, gegen eine irrige Behauptung eines Grundtvigianers mich zu erklären, welcher meinte: durch Grundtvigs sog. „Entdeckung" des lebendigen Wortes hätten wir eine solche Unabhängigkeit von aller Schrift gewonnen, daß jetzt die Zeit gekommen sei, die Inspiration der Schrift, als eine theologische Behauptung, fahren zu lassen. Zwar leugnete man nicht die Inspiration im Allgemeinen, meinte jedoch, daß nicht länger ein wesentlicher Unterschied zu statuiren sei zwischen der Inspiration der Apostel und derjenigen, die in der nachapostolischen Zeit jedem Christen und Lehrer zutheil werde. Diese Behauptung gehörte zu den Aufschlüssen oder Lichtblicken, welche zu jener Zeit in dem Grundtvigschen Kreise beständig aufblitzten, und dann ausposaunt wurden, als neue und epochemachende Fortschritte, als Erzeugnisse des durch Grundtvig angezündeten großen Lichtes. Ich ließ meine Rede im Druck erscheinen. In dieser Veranlassung schrieb Grundtvig in der „Dänischen Kirchenzeitung" einen

tikel „über das Lichtwort und das Lebenswort in
Gemeinde unseres Herrn Jesu Christi", wo er die
ußerung that: bei der Lektüre meiner Ordinations-
e habe er zu seinem Erstaunen gesehen, daß
ar in Dänemark die lutherischen Theologen noch
gefähr auf derselben Stufe ständen, wie die lutherischen
eologen in Norwegen, sodaß sie in einem ganzen
enschenalter noch nicht den, doch sonnenklaren, Unter-
ed gefaßt hätten zwischen Rede und Schrift; da-
er sich gedrungen fühle, zu thun, was ihm
nigstens für Dänemark sonst überflüssig geschienen
je, noch einmal die Sache des christlichen Lichtes
) Lebens für dänische Leser zu erörtern. Dieß
r mir zu stark. Gegen diesen anmaßenden und
gebührlichen Artikel, welcher nur das gewöhnliche
rede von seiner „Entdeckung" wiederholte, mußte ich
Zeugniß darüber ablegen, wie ich seine Lehre und
Verhältniß derselben zu Kirche und Theologie auf-
te. Ich empfand das Bedürfniß und die Pflicht,
auszusprechen, wie ich, bei voller Anerkennung seiner
igen Verdienste, die Echtheit der sogenannten
hlichen Anschauung durchaus nicht einsehe, und
ht imstande sei, jenes neue Licht mir anzueignen,
ches über die Taufe angeblich aufgegangen sei durch
tdeckung „des kleinen Wortes aus dem Munde des

Herrn", ebenso wenig als über den ungeheuer weiten Abstand zwischen Rede und Schrift, und die vermeintliche Ungenüge der letzteren, als Regel und Richtschnur des Glaubens zu dienen, auch nicht verstehe, warum der Begriff „der heiligen, allgemeinen Kirche" ein so inhaltloser sei; daß ich endlich nicht vermöge, die Kirche als bloße Sakramentskirche zu betrachten. Ich mußte es aussprechen, daß, möge man in dem Grundtvigianismus immerhin ein Ferment, einen Sauerteig erkennen, man sich doch keineswegs einbilden dürfe, daß hier ein Princip, ein lebendiges Erstes sei, woraus eine Fülle wahrhaft lebendiger Wirkungen und Gaben hervorgehen könne. Zum Ausgangspunkt nahm ich Lessing, bei welchem wir zu Grundtvigs sog. Entdeckung das Original finden, und welchem jedenfalls das Erstgeburtsrecht zukommt. Ich schloß mit einer Schilderung Grundtvigs und seines Genius selbst, indem ich zu zeigen suchte, worin seine Stärke und seine Schwäche, seine Schranke bestehe.

Die Schrift brachte eine große Wirkung hervor und erschien in einer Reihe von sechs, während desselben Jahres einander folgenden Auflagen. Von

*) Die Schrift: „Til forsvar mod den saakaldte Grundtvigianisme" gehört, ungeachtet ihres geringen Umfanges (110 S.),

iten der Gegner blieben zwar Einwendungen nicht
; aber ich darf ruhig sagen, daß nichts von einiger
deutung zu Tage trat. Man wiederholte nur be-
ndig: diese Sache dürfe nicht wissenschaftlich behan-
t werden; man müsse sich an ein Postulat des
aubens halten, eine „Forderung," deren Gültigkeit
gerade bekämpft hatte, ohne daß man mich hierin
derlegte. Grundtvig selbst schrieb in einem unsrer
ßen Tagesblätter einen Artikel, in welchem er,
ie auf die Sache selbst einzugehen, nur sich selbst
stellte als einen der berühmtesten Sänger des
rdens u. s. w. — obwohl zu dieser Selbstschil-
ung nicht der entfernteste Anlaß vorlag — und
Menge Schmähworte ausstieß, nicht nur gegen
, sondern auch gegen Clausen, welcher gleichfalls
Erklärung gegen ihn veröffentlicht hatte. Be-
ders aufgebracht war er aber durch das, was ich
r ihn selbst und die Schranken seiner Begabung
ußert hatte, namentlich über meine Behauptung,
seinem Denken die „Zwischenbestimmungen" fehlten,
gegen ich ihm eine gewisse prophetische Gabe des
chauens" zugesprochen hatte. Unter seinen Papieren
sich ein Gedicht vorgefunden, welches man nach

Martensens besten Schriften, nach Inhalt und Form ein
ster theologischer Polemik. A. M.

seinem Tode herausgegeben hat, wo er in Betreff der verlangten „Mittelglieder“, wie er sagt, seinem Zorne Luft macht.

Seit dieser Zeit war mein Verhältniß zu Grundtvig abgebrochen; und ich habe kein Gespräch wieder mit ihm geführt.

Wenden wir nunmehr von Grundtvig selbst unsren Blick auf die Grundtvigsche Richtung, auf die Partei als solche — denn von einzelnen Individuen, welche ja öfter von dem Programme der Partei in diesem oder jenem Stücke abweichen können, darf füglich nicht die Rede sein — so kommt es mir vor, als ob sie in neuerer Zeit sich in geistiger und religiöser Hinsicht in einem gewissen Rückgange befinde, und als sei ihre Produktivität überflügelt worden, und zwar seitens der inneren Mission. Die Partei scheint an Unfruchtbarkeit und Ermattung zu leiden; neue Gedanken kommen nicht ans Licht. Hinsichtlich der religiösen Uebung und Thätigkeit vermißt man gänzlich das „zu Werke gehen“. Dagegen hat man sich anderen Richtungen zugewandt, in welchen Viele von ihnen Befriedigung gefunden haben. Ziemlich viele der Grundtvigianer haben sich der Politik zugewandt, was man unstreitig bedauern muß — und

: verwerfliche Alliancen mit der sogen. radikalen
ken geschlossen. Andere haben sich dagegen auf
Pädagogische geworfen. Ich denke hierbei an die
en. „Hochschulen, welche eine so große Rolle im
undtvigianismus spielen, und an welche man große
ffnungen knüpft. Und die Idee der Hochschulen ver=
nt gewiß Aufmerksamkeit. Was insbesondere von
teresse ist, diese Idee ist doch nicht, wie die anderen
undtvigschen Ideen, individualistisch; vielmehr läßt
sich socialistisch auffassen, geht davon aus, daß
einem vorhandenen Gemeinschaftsbedürfnisse
helfen will, indem sie eine ganze Klasse der bürger=
hen Gesellschaft, den Bauernstand zu einer höheren
ufe der Bildung und des geistigen Daseins heben
ll, eine Hebung, welche in ihren Folgen von eingrei=
nder Bedeutung für die ganze Gesellschaft sein wird.
diesem Lichte, scheint mir, muß diese Idee beur=
ilt werden. Und unter diesem Gesichtspunkte gesehen,
rf sie unstreitig als eine geniale Idee bezeichnet
rden. Fragt man aber nach der Ausführung, der
ethode und den Mitteln, so drängen sich unleugbar
nche Bedenken und Zweifel auf. Es wird sich schwer=
rechtfertigen lassen, daß die Poesie zum Funda=
nte der Hochschulen gemacht wird, da alle Schulen,
h Hochschulen, auf Religion und Ethik gegründet

werden müssen. Alsdann werden Poesie und Ge schichte sich von selbst einfinden und zugleich ihr rechte Begrenzung finden. Hätte bei Grundtwig de religiöse Genius mehr das Uebergewicht gehabt, al der historisch-poetische, so würde er seine Hochschul gewiß anders angelegt haben. Auch liegt der Gedan nahe, daß es nicht genügt, auf die Jugend nur dur bloße „Weckung“ einwirken zu wollen, mittels E zählungen, Gedichte, und Lieder zur Erheiterung, oh daß sie etwas Ordentliches lernen, und ohne daß „Weckung“ und der Unterricht zu ihrer eigentlich Berufsthätigkeit, welche man durchaus nicht aus d Augen verlieren darf, in das richtige Verhältn gestellt werden. Auch sieht man füglich nicht ein, n Hochschulen gedeihen können, wenn nicht zuvörde Fortbildungsschulen errichtet werden, als Mittelglie zwischen der Volks- oder Gemeindeschule und Hochschule, so daß von der einen zur anderen Uebergang stattfinden könne. Zu einem abschließen Urtheile gehört freilich, daß man von den Leistun dieser und jener Hochschule eine unmittelbare schauung habe. Einzelne, auf denselben vorgekomm Erscheinungen, Ausbrüche der ultra-freikirchlichen sinnung, waren mehr geeignet, abstoßend auf wo wollend Draußenstehende zu wirken, als anziehend.

Dieser Idee der Hochschule, welche mir nicht anders als socialistisch erscheint, tritt Grundtvigs maßlose Freiheitsidee zur Seite, welche er der Partei eingeimpft hat, und welche bis zum Extrem individualistisch ist. Der Ausgangspunkt dieser Idee, welche in Sturmeseile zum Aeußersten fortgeschritten ist, war die Lösung des Parochialverbandes. Eine Volkskirche ist gewiß undenkbar ohne gemeindliche Ordnung und parochialen Verband. Was die Volkskirche im Großen, ist die einzelne Pfarrgemeinde im Kleinen; und, daß es eine Einseitigkeit ist, das Parochialband als einen Zwang zu betrachten, darüber ließe sich hier viel sagen. Denn Pflicht ist nicht Dasselbe, wie Zwang; und der Parochialverband involvirt auch garnicht loß Pflichten, sondern auch Rechte. Jedoch kann s in Zeiten der Gährung solche Zustände geben, wo er Parochialverband sich dem Einzelnen als ein wang fühlbar macht. Und hier öffnet das von nserm Reichstag erlassene Gesetz von der Lösung es Parochialverbandes für die individuelle Freiheit nen Ausweg, sofern der Einzelne sich an einen aneren Geistlichen wenden darf, bei welchem er bessere efriedigung findet. Jedoch ist die Lösung des Paochialbandes als Ausnahme hingestellt, nicht als egel, weßhalb man auch, wo jene Lösung eingeführt

ist, ausdrücklich eingeschärft hat, daß der Parochialverband zugleich befestiget werden soll. In anderen Ländern ist die Möglichkeit, dieses Band zu lösen, durch erschwerende, verhältnißmäßig strenge Bedingungen eingeschränkt; in der dänischen Kirche hat die Freiheit so gut wie unbeschränkten Spielraum. Auch dieses läßt sich ertragen, wenn nur der Mißbrauch ferne gehalten wird. Dieser findet statt, wenn, was Ausnahme sein soll, zur Regel, zum Gewöhnlichen gemacht wird. Denn alsdann wird die Volkskirche desorganisirt, das heißt aufgelöst.

Eine durchaus ungebührliche Ueberschreitung der Grenze zeigte sich in dem darauf gefolgten Gesetz von den Wahlgemeinen. Es wurde nach der Verabschiedung des grundtvigianischen Pastors Birkedal auf Fünen gegeben, um zu verhindern, daß der Mann aus der Volkskirche ausgeschlossen werde. Wir halten uns hier an das Gesetz an und für sich. Der zu Grunde liegende Gedanke ist, daß man nicht allein Freiheit für den Einzelnen, sondern Freigemeinden haben will, wohlverstanden, nicht außerhalb der Volkskirche, sondern innerhalb derselben. Von den lokalen Begrenzungen, die hinzugefügt wurden, können wir hier absehen. Auch sollten diese Gemeinden und ihre Prediger unter volkskirchlicher Aufsicht und Gesetz

:hen. Die Hauptsache ist, daß ein Gesetz gegeben
urde, welches das Recht gewährte, mitten in der Volks-
rche Gemeinden zu bilden von lauter Leuten, die
en Parochialverband lösen, welche parasitisch,
)er als Schmarotzerpflanzen am Leibe der Volks-
rche leben und diesen aussaugen. Es war einleuch-
:nd, daß hiermit unsrer Kirche das Princip der
)esorganisation und Auflösung eingeimpft war. Je
iehr solcher Wahlgemeinen sich verbreiteten, desto
iehr mußte ja die Gemeindeordnung, der Parochial-
erband, und so die Volkskirche selbst verschwinden,
arnicht davon zu reden, daß man zweierlei Pastoren
nd zweierlei Gemeinden in der Volkskirche bekam,
elche im Principe nicht anders als einander feindlich
:genüber stehen konnten. Angesichts eines solchen
organges konnten die Bischöfe sich nicht passiv ver-
ılten. Mit Ausnahme des Aalborger Bischofs
ierkegaard, welcher damals Kultusminister war und
is (seiner Grundtvigschen Denkweise entsprechende)
esetz befürwortete, reichten alle Bischöfe eine gemein-
me Erklärung ein. Mit aller Entschiedenheit sprachen
ir uns gegen diesen Angriff auf die Volkskirche aus,
iderriethen es aufs Ernstlichste und Dringendste und
hnten von uns jede Mitverantwortlichkeit, auch die
:r stillschweigenden Zustimmung ab. Eine große

Unterstützung fanden wir in den vielen Erklärungen und Adressen, die aus den Gemeinden an den Reichstag ergingen, da man vielfach das Verderbliche des Gesetzvorschlages begriff. Wir machten indessen die Erfahrung, daß auf unsere Einsprache nicht die geringste Rücksicht genommen wurde; und wir erfuhren hiermit zugleich, was es sagen will: in kirchlichen Dingen von der weltlichen Macht überwältigt zu werden. Gewiß ein niederschlagendes Bild des Zustandes, in welchem die Kirche sich befindet: sämmtliche Bischöfe, bei welchen man doch einige Einsicht in diese Dinge voraussetzen darf, welche überdieß durch die vorherrschende Ansicht und Stimmung der Gemeinden unterstützt wurden — beiseitegesetzt und geringgeachtet, weil die Regierung einer einzelnen Partei zur Fortführung ihres Krieges behülflich sein wollte. Zwar trat Bischof Kierkegaard, welcher sich schwerlich in seiner Stellung wohlgefühlt hatte, vom Kultusministerium zurück; und Propst Aleth Hansen, welcher früher in Schleswig gestanden hatte, übernahm die Durchführung des Gesetzes. Indeß begegnete dieses dem Widerstande des Landthings; und so mußte der Conseilspräsident (Friis-Friisenborg) das Gesetz hindurchforciren, indem er eine Kabinetsfrage daraus machte. Er erklärte nämlich: er könne nicht

mhin, dieser Sache eine große und eingreifende Beeutung für die innere Entwickelung des Landes beiulegen; wenn man nicht darauf eingehen wolle, so müsse das Ministerium abtreten. Dem wollte man sich nicht aussetzen; und das Gesetz ging durch. Ich will mir über dieses Verfahren des hochachtbaren Mannes kein Urtheil erlauben, da es mir unverständlich ist.

Von diesem Phänomen wende ich mich zu Grundtvigs irrer und wirrer Idee von der pastoralen Freiheit, durch welche alle Schranken niedergestürzt, ja verhöhnt werden. Grundtvig verlangte, daß, sowie die Lösung des Parochialverbandes jeder Gemeinde die individuelle Freiheit gewähre, auch den Priestern sammt und sonders die individuelle Freiheit zugestanden werde. Alle Bande müßten gelöst werden. Die Pastoren dürften nicht an ein Altarbuch gebunden werden, auch an kein Gesangbuch, an keine Lehrvorschrift, außer an die heil. Schrift, wie sie eben diese am besten zu erklären wüßten. Jeder Pastor könne also nach seinem Gutdünken die Sakramente verwalten. Und sie sollten nicht verpflichtet sein, Andere mit dem Heiligsten zu bedienen, als die, welche sie nach bestem Wissen und Gewissen als Mitgläubige betrachten dürften; wodurch sie also, der Gemeinde gegenüber, in

die ungebundenste Freiheit gestellt wurden, da sie
bestimmen konnten, für wen sie Pastoren sein w
für wen nicht. Auf der anderen Seite hatt
Gemeinde vollkommene Freiheit; und kraft der L
des Parochialverbandes durfte der Einzelne b
den Pastor aufsuchen, an welchen er sich halten
wenn dieser bereit war ihn anzunehmen. Diese
schlug bei vielen seiner Anhänger an, wenn au
Eine und Andere dachte, daß sie mit einiger
schränkung gehandhabt werden müsse, und d
Zeit noch nicht gekommen sei, die Idee volla
verwirkichen. — Ich an meinem Theile bekenn
ich diese Idee der Pastorenfreiheit nur einfa
Schwärmerei betrachten kann. Grundtvig
öfter, bald mit Recht, bald mit Unrecht, ein Schn
genannt worden. Am häufigsten schwärmte er
höheren Regionen, denen der Religion und der
Hier ist er nun Schwärmer auf dem praktische
prosaischen Gebiete geworden, und ist in
Augen in die Gesellschaft derer hinabgesunken,
Luther als „Schwarmgeister“ bezeichnet. Von
Schaar jüngerer Vögel umschwärmt, hat er mit
Idee fort und fort eine große Gedankenverw
angerichtet, besonders wenn er dieselbe auf de
„Vennemöder“ (freundschaftlichen Zusammenk

in Roeskilde entwickelte, wo er in den Nebel blinder Vergötterung eingehüllt war.

Die Anhänger der Pastorenfreiheit wollen auf alle Weise ermächtigt sein, die Volkskirche nach dem Gutdünken der Einzelnen umzugestalten. Nur in Einem Punkte sind sie strenge, ja stockkonservativ, nämlich in Allem, was da — zum Zehnten, zu den Einkünften gehört, worin sie von keiner Veränderung, jedenfalls keiner Herabsetzung wissen wollen. Man wird vielleicht bemerken, daß Dieses auf die Pastoren der Wahlgemeinden nicht passe. Aber diese bilden nur den geringsten, ja fast verschwindend kleinen Theil. Warum treten nicht alle grundtvigianischen Geistlichen aus der Volkskirche? Da könnten sie ja Freigemeinen bilden nach Herzens Lust. Nur müßten sie es dann auf eigene Rechnung thun und auf die staatliche Unterstützung verzichten. Aber alle Vortheile, welche die Volkskirche gewährt, genießen, und zugleich Freiheit haben zum Umsturz der Volkskirche und ihrer Einrichtungen nach eigenem Belieben, ohne daß irgend Jemand sich einmischen darf — ist eine Absurdität; und kein Staat wird darauf eingehen können. Grundtvig hat öfter auszutreten gedroht, ja mit einem großartigen Austritt, hat aber niemals Ernst gemacht. Nichtsdestoweniger hat er spöttisch von den „bezahlten

Wahrheitszeugen" der Volkskirche geredet, und vergaß, daß er selbst „bezahlt" wurde und in einem reichlich besoldeten Amte saß. Dieß gehört zu jener Halbheit und jener Philistrosität, welche sich öfter bei dem sonst genialen Manne zeigte.

Es giebt besonnenere Grundtvigianer, welche gegen die Uebertreibungen dieser Freiheit sich erklärt, und eingestanden haben, daß man zu weit gegangen sei Sie haben Grundtvig damit entschuldigt, daß er „Dichter" sei; Dieses müsse man vor Augen haben wenn man seine Aeußerungen beurtheile. Eine Entschuldigung, die doch kaum haltbar sein dürfte: denn sie setzt voraus, daß Poesie den Verstand und die Besonnenheit ausschließt, was man doch nicht zugeben kann. Die wohlgemeinten Warnungen jener Männer werden schwerlich eine Wirkung haben, solange sie selbst nicht ihre Principien einer gründlichen Aenderung unterziehen. Mögen sie namentlich ihre bisherige Ansicht von der persönlichen Freiheit, in ihrem Verhältniß zur Gemeinschaft, revidiren. Auch sind sie zu einer etwas ernsteren Kritik über Grundtvig verpflichtet Sie müssen erkennen, daß er, durch seine Eigenmächtigkeit und seine Schwärmerei, in der Volkskirche eine Verwirrung angerichtet hat, von welcher wir trachten müssen erlöst zu werden, indem wir zu Grundsätzen

die das Gegentheil der Grundtvigschen sind, zurückkehren. Sie müssen erkennen, daß Grundtvig, welcher unleugbar in anderer Hinsicht ein Säemann war, der guten Samen gesäet, nachher auch Wind gesäet hat, und daß das heutige Geschlecht die Wirbelwinde ernten muß, die daraus entstanden sind.

Es ist ein oft wiederholtes Wort, daß jedes Menschen Leben zwischen seinem Ideal und seiner Karikatur hin und her schwanke. Jedoch soll dieses nicht das Letzte sein, wobei wir stehen bleiben. Zwar können wir leicht hierzu versucht werden; und Viele — zumal wenn sie in einem polemischen Verhältniß zu einer solchen Persönlichkeit gestanden haben — geben jener Versuchung nach, so daß bei ihnen der Eindruck der Karikatur das Letzte bleibt, und sie die Erinnerung an den Betreffenden unter diesem unheimlichen Gesichtspunkte festhalten, sein Bild also ein Zerrbild bleibt. Das streitet aber nicht allein gegen die Liebe und die höhere Humanität, sondern schadet dadurch auch uns selbst. Denn der Reichthum unseres Lebens beruht zum großen Theil auf der erhebenden Freude an dem Ideale, das uns bei der bunten Mannigfaltigkeit des Lebens in zahlreichen Gestalten entgegentritt, vorausgesetzt, daß wir suchen und streben es uns anzueignen.

Indem ich daher in diesem meinem „Lebenslaufe" gleichsam Abschied von Grundtvig nehme, so soll es das Anziehende, nicht das Abstoßende sein, wobei ich verweile, und was in meiner Erinnerung das Vorherrschende sein soll. Seine lichte, ideale Erscheinung soll vor mir stehen, indem ich bedenke, was er, besonders in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, gewirkt hat, um Leben in der dänischen Kirche zu wecken und den vaterländischen Geist zu beleben. Als er, beinahe neunzig Jahre alt, starb, und als wir um seine Bahre in der Erlöser-Kirche versammelt waren, da vermißten wir, ja, es mußte uns als ein großer Mangel fühlbar werden, daß die gehaltenen Reden sich alle auf einem Parteistandpunkte hielten, daß Grundtvig eigentlich nur als Parteihaupt ins Auge gefaßt wurde, und daß wir Anderen, wir Nicht-Grundtvigianer, die zugegen waren, nur eine Strafpredigt bekamen, weil wir diese Parteiansicht nicht zu der unseren gemacht hatten. Man hätte doch erwarten sollen, daß man seiner gedachte als eines Mannes, welcher dem ganzen Volk angehöre und an welchem alle tiefer angeregten Seele in unserem Lande ihr Theil haben. Wieviel wär von der allgemeinen Erweckung zu sagen gewesen, d von Grundtvig in unserer Kirche ausgegangen ist Von dem männlichen, freudigen Zeugniß, das er v

dem Evangelium des Kreuzes, von dessen Bedeutung und Einfluß auf die Völker ablegte! Wieviel von seinen Verdiensten um unsere Sprache, unsere Mythologie, unsere Geschichte! Wieviel von den weltgeschichtlichen Bildern und Gestalten, welche er zur Weckung des geschichtlichen Sinnes in seinen geistvollen geschichtlichen Werken uns vorgeführt hat! Und wieviel über seine eigene Poesie, seine eigenen Gedichte, auch wenn man von dem geistlichen Liederdichter absieht! — Zwar weiß ich, daß Grundtvig wegen des hohen Schwunges seiner Poesie und ihrer Tiefe, weil sie daher für das Volk unverständlich ist, unter diesem Gesichtspunkte als der unpopulärste, der am wenigsten volksthümliche unter unseren Dichtern gelten kann — abgerechnet einzelne populär gewordene Lieder, welche aber gegen das Ganze nicht ins Gewicht fallen. Jedoch giebt es im Volke einen Kreis, der seine Dichtung sich anzueignen gesucht und ein Gefühl dafür hat, daß hier etwas Einzigartiges ist, eine ungewöhnlich tiefe Anschauung, welche in bewundernswerther Fülle hervorbricht, auch da, wo diese Fülle nicht die Form finden kann. Aber von allem dem bekamen wir bei der Leichenfeier so gut wie nichts.*)

*) Man darf es wohl bedauernswerth nennen, daß in dem Jubiläumsjahre Grundtvigs (1883) die angefangene Ausgabe

Eines habe ich in meinem Verhältniß zu Grun
ernstlich zu bedauern, daß es mir nicht vergönnt
ein freundliches Lebewohl ihm zu sagen und von
zu empfangen. War dieses doch eine seiner Tug
daß er durchaus nicht unversöhnlich war. Oefter
ich im Sinne, ihn zu besuchen. Es geschah
zum Theil aus dem Grunde, weil er, wie mir
wurde, unter weiblichen Umgebungen lebte,
über ihm wachten und die Besucher nicht mi
allein ließen. Allein mußte ich ihn aber haben
kam es denn nicht dazu. Indem ich aber m
gemischten Gefühlen auf ihn zurückblicke, so übert
die in der Jugend empfangenen Eindrücke; u
Dankbarkeit für so manche Stunden der Erholun
Erweckung überstrahlt für mich sehr vieles.

Ist es jetzt die innere Mission, auf
wir unsere Aufmerksamkeit richten, so tritt un
großer Unterschied im Verhältniß zum Grundtvig
mus entgegen, welchem sie durchaus nicht ihren
sprung verdankt. Jene ist als ein Fremdes, ein
unter uns erschienen, durch eine geistige Mach

seiner „Poetischen Schriften“ wegen mangelnder Theilnahm
es scheint, nicht zustande kommt.

vorgerufen, welche sich in unserer Zeit nach einer
inneren Nothwendigkeit regt. Während der Grundt-
vigianismus sich selbst genügt, in seiner kirchlichen
Anschauung und seinen geistlichen Liedern, zugleich
seinen Hochschulen und Theorien von Pastorenfreiheit
u. dgl., will die innere Mission einer Noth im
Volksganzen Abhülfe schaffen. Diese Bestrebungen
sind ein Zeugniß der Jugendkraft des Protestantismus
und seiner Fähigkeit, mit dem Katholicismus zu wett-
eifern, welcher auf demselben Gebiete so große und
weltbekannte Werke ausgeführt hat. Um die Aufgabe
der inneren Mission näher zu bezeichnen, erinnern wir
daran, daß es unter den gegenwärtigen Gesellschaftszu-
ständen eine große Menge Individuen giebt, die sich
n Nöthen befinden, aus denen sie sich selbst nicht er-
ösen können, wo es noth thut, daß die Liebe und
Barmherzigkeit sich ihrer annehme, der Noth der
Sünde und der Unwissenheit, der Krankheit und der Ver-
armung. War dieselbe Noth auch schon früher vorhanden,
denfalls ist sie in unserer Zeit fühlbarer geworden,
dem die Ansprüche auf ein menschenwürdiges Dasein
stiegen und allgemeiner geworden sind. Auch darf
an sagen, daß zu dem Unglück der Individuen der
weit verbreitete Individualismus und Liberalismus
iel beigetragen hat. Man hat ja Zünfte und Kor-

porationen aufgehoben, wo solche Individuen vormals Anhalt und Unterstützung finden konnten. Heute sind sie völlig auf eigene Füße gestellt, der freien Konkurrenz preisgegeben, welche bei allen Vorzügen, die ihr übrigens zukommen mögen, doch allein das Recht des Stärkeren geltend macht; weshalb es so viele Menschen giebt, die schmerzlich klagen müssen: „Allein und verlassen!“ Hierzu kommt, daß Unglaube und Leugnung in unseren Tagen eine große Verbreitung gefunden, und hierdurch Unzählige die einzige Stütze, die ihnen übrig war, eingebüßt haben. Die Individuen, von denen wir reden, befinden sich in der Regel in einer Mittelsphäre zwischen Staat und Kirche. Der Staat kann nicht an sie kommen: hier können seine Gesetze nicht in Anwendung kommen; die Kirche kann nicht an sie kommen: denn die Diener derselben sind von ihrem Amte in Anspruch genommen; und mögen sie sich auch berufen fühlen, mitzuwirken, so sind doch ihre Kräfte, wenn ihnen kein Beistand geleistet wird, unzulänglich. Gewiß bedarf es da einer Liebe, einer Barmherzigkeit, welche dazu ausgehen will, das Verlorene aufzusuchen und zu retten.

Giebt es auch einzelne Geistliche, die im Stande und willig sind, einen Theil ihrer Zeit und Kraft an die innere Mission zu wenden, so genügt das nicht.

ſ iſt der Laienſtand, Männer und Frauen, welche
rch ein freiwilliges Diakonat helfen müſſen, welche
der Lage ſind, die Leidenden oft in den traurigſten
ihlen des Elendes aufzuſuchen, und ſich mit ihnen
Verbindung zu ſetzen, was oft ſeine beſonderen
hwierigkeiten hat und in vielen Fällen nur dann
ingt, wenn die Diakonen ſelbſt zu den niederen Ge-
ſchaftsklaſſen gehören. Was wir aber insbeſondere
vorheben möchten, iſt dies: daß die Predigt in
ı eigentlichen Werke der inneren Miſſion nicht als
as Selbſtändiges auftreten darf, ſondern nur, als
Dienſt am Worte, dieſes Werk ſtützen ſoll; und
: in ſolcher Weiſe kann die Miſſion durch Laien
geführt werden, welche ja bei ihrem Mangel an
logiſcher Bildung unmöglich als Paſtoren auftreten
nen. Nur ausnahmsweiſe kann die Laienpredigt ge-
tet werden, wie bei den Straßenpredigern und
ſepredigern, wo es gilt, die in Heidenthum ver-
kenen, verwilderten Maſſen zu wecken. In unſe-
: Lande, ſogar in der Hauptſtadt, haben wir recht
von der Predigt der inneren Miſſion bekommen,
lich durch ordinirte Geiſtliche; aber weſentlich war
ı nur die Erweckungspredigt, welche für Solche, die
rer Speiſe und eines tieferen Eindringens in das
riftwort bedürfen, durchaus unbefriedigend und auch

kraftlos ist, obschon sie mit dem Anschein von
auftritt. Die Uebung barmherziger Lie
und bleibt die Hauptsache für die innere Missio
solche; und je mehr sie sich in dieser praktischen
Leben eingreifenden Richtung entwickelt, desto
wird sie erreichen. Daß die Liebesthätigkeit — al
Werk, nicht das Wort — die Hauptsache ist,
auch aus der langen Reihe von Aufgaben, wel
innere Mission sich stellt: ihre Bestrebungen, d
sunde Leben vor Verderben und Versuchung
bewahren, die Kinder, die jungen Frauenzimm
Jünglinge zu bewahren (Krypten, Herbergen,
lingsvereine); ihre Anstrengungen zum Heil de
brecher im Gefängniß und nach ihrer Entlassun
Rettung der Gefallenen (Gefängnißgesellschaften
Magdalenenhäuser); ihre Wirksamkeit zur Ar
der Armen und Kranken, aller der Elenden, di
Trostes Christi entbehrend, auf die Hülfsmitte
Heidenthums angewiesen sind. Eine große und
Thätigkeit, eine Fülle von Aufgaben entrollt si
vor unseren Blicken; es öffnet sich uns ein B
das vielgestaltige Weltleben, wenngleich es nu
vielgestaltige Nothstand ist. Was die in Där
begonnene Arbeit der inneren Mission betrifft, s
freilich die Erfolge im Großen und Ganzen no

abzuwarten; aber unleugbar wird mit dem Aufgebot tüchtiger Kräfte, mit Freude, Besonnenheit und Energie gearbeitet.

Auch die innere Mission hat ihre Versuchungen und Gefahren. Als die wichtigste nenne ich hier nur die in dem Verhältniß zwischen Laien und kirchlichem Amt drohende. Darin, daß jene zu einer bedeutenden und mannigfachen Thätigkeit berufen werden, liegt die Versuchung zu Dünkel und Hochmuth, in welchem solche Laien auf das Amt und die Diener der Kirche herabsehen, als auf Leute, die nur äußerlich berufen seien, aber des Geistes und der inneren Besiegelung entbehren, während jene sich selbst als die eigentlich Berufenen und Auserwählten ansehen. Diese hochmüthige Gesinnung ist uns bei Kolporteuren begegnet, welche die Geistlichen und ihre Predigt kritisirten, dagegen ihre eigenen, unstudierten Predigten herausstrichen als das rechte, göttliche Licht, an das man sich halten müsse. Und diese Selbstüberhebung steigt über alle Grenzen, wenn Pastoren, anstatt sie zu dämpfen und in die Spuren der Besonnenheit zu lenken, sich von den Kolporteuren selbst lenken und beherrschen lassen. Diesem Unfuge gegenüber, von welchem wir mehr als ein Beispiel erlebt haben, müssen wir immer wieder, als einen Punkt von größter Wich-

tigkeit, hervorheben und einschärfen, daß die innere Mission nicht allein auf dem Boden der Volkskirche stehen, sondern auch mit ihr zusammenwirken muß, und daß das kirchliche Amt auf den zur Mitarbeit herangezogenen Laienstand einen leitenden Einfluß zu üben hat. Und diese Ansicht ist, soviel mir bekannt, je mehr und mehr zur herrschenden unter uns geworden; jedenfalls ist sie es, nach welcher jetzt die innere Mission hier zu Lande arbeitet. Namentlich ist sie bei der Gründung unserer, für das ganze Land berechneten Diakonissen-Anstalt, welche sich trotz mancher Hindernisse schön entwickelt hat und im Segen wirkt, entschieden ausgesprochen. Die Königin, deren Stiftung sie ist, erklärte gleich Anfangs: sie wolle, daß die Anstalt auf dem Boden der Volkskirche stehe und mit ihr zusammen wirke. Daher wünschte die Königin, ich möchte in die Direktion eintreten, um durch meine amtliche Stellung dieses Verhältniß zur Kirche gleichsam zu garantiren. Dieses ist geschehen; indessen habe ich meiner Amtsgeschäfte wegen in anderen Beziehungen der Stiftung keine Dienste gewähren können.

Indem ich von der inneren Mission rede, will ich nicht unberührt lassen, daß ich auf einer Durchreise durch Hamburg vor einigen Jahren die Freude

tte, in dem Rauhen Hause zu Hamm und Horn den
rzlich heimgegangenen Dr. Wichern, „den Vater
r inneren Mission", den protestantischen Vincenz a
aula, kennen zu lernen. In den Gesprächen, die
ir führten, äußerte er sich herabsetzend über die
astoren und Gemeindezustände Hamburgs; überhaupt
ar er hinsichtlich der officiellen Geistlichkeit nicht sehr
ünstig gestimmt. Er meinte, daß in dem Laienstande
ine Fülle von Gaben vorhanden sei, die man be-
utzen müsse. Letzterem konnte ich natürlich nicht
iderſprechen, setzte ihm aber meine Ansicht ausein-
nder, daß die Gabe des Wortes in der Regel dabei
icht selbständig auftreten sollte, sondern nur als be-
leitend neben der Arbeit, zu welcher „die Brüder",
der Gehülfen, ausgesandt würden: Gesellenherbergen,
inwirkung auf die Eisenbahn-Arbeiter, Hollandgänger
dgl. m. Hiergegen fand auch er im Wesentlichen
chts einzuwenden.

Eine andere, im Dienst der innern Mission be-
ühmt gewordene Persönlichkeit, die ich kennen lernte,
ar Amalie Sieveking. Ich begegnete ihr zu-
st auf Schloß Sorgenfrei bei der verwitweten
önigin, bei welcher sie sich einige Zeit aufhielt. Ich
tte mit ihr mehrere lehrreiche Gespräche, namentlich
er Wohlthätigkeit und milde Anstalten, für welche

sie gründliche Untersuchung und strenge Ordnung verlangte. Jedoch hatte ich Gelegenheit zu sehen, daß sie nicht frei war von einseitigem Subjektivismus, wie dieser bei Anhängern der inneren Mission öfter vorkommt. Sie erzählte nämlich mit sichtlicher Befriedigung, daß ein paar ungetaufte Knaben, sowohl intellektuell als moralisch, andere überträfen, welche die Taufe als Kinder empfangen hätten. Der Schluß, der eigentlich hieraus folgen sollte, wurde nicht ausgesprochen. Er konnte nicht eben vortheilhaft für die Kindertaufe ausfallen. Unverkennbar legte sie den Sakramenten eine Wirkung nur auf das selbstbewußte Leben bei, wogegen das Mysterium des Sakramentes, seine Einwirkung auf den unbewußten Theil unsers Wesens, auf unsre Natur, ihr fremd war. Uebrigens haben Andere gemeint, aus Erfahrung beweisen zu können, daß getaufte Kinder in weit höherem Grade Sinn für die Dinge des Reiches Gottes haben, als ungetaufte. Wie man aber hierüber auch urtheilen möge, es steht fest, daß Amalie Sieveking nichtsdestoweniger eine große und segensreiche Wirksamkeit an vielen Kindern, durch ihren Unterricht und ihre Erziehung, geübt hat, eine Lebensaufgabe, welcher sie zum großen Theil ihre Kräfte geopfert hat.

Indem wir hier die in der Volkskirche entstandenen
Parteien besprechen, scheint es nahe zu liegen, auch
in Wort zu sagen von den kleinen Austritten, oder
Separationen, wie sie, in der Regel mit einem Laien
als Anführer, von Zeit zu Zeit stattgefunden haben.
Sie sind indessen von so geringer Bedeutung, daß
kein Grund ist, länger bei ihnen zu verweilen. Das
erheblichste Ereigniß, das sich hier anführen läßt,
dürfte die sog. Trandbergsche Bewegung auf der
ziemlich abgelegenen Insel Bornholm sein. In dieser
Veranlassung nahm ich zugleich eine bischöfliche Visi-
tation auf Bornholm vor, wobei ich mich von dem
lebhaften Verlangen der Bornholmer, das Wort Gottes
zu hören, überzeugen konnte. Fast in jeder der Ge-
meinen, wo ich als Visitator fungirte, wurde auf die
Bewegung Rücksicht genommen; und ich sagte, was
meiner Ansicht nach, sowohl zur Ermahnung als zur
Erbauung, gesagt werden mußte. Die Kirchen waren
jedesmal überfüllt; zuweilen wurden die Fensterscheiben
eingedrückt, weil die von außen Horchenden sich zu
stark dagegen gelegt hatten. Bei der Katechisation
antworteten öfter ältere Leute aus ihren Kirchen-
stühlen. Die Bewegung selbst hatte nur geringen
Inhalt. Sie war methodistisch-pietistisch. Man forderte
und pries ein gesetzliches Werkwesen; man polemisirte

gegen die sog. Mitteldinge, Tanz, Kartenspiel und andere Lustbarkeiten, gegen ungeistliches Gebahren der Pastoren, ihre weltförmige Lebensweise, gegen den Putz und Luxus bei den Pastoralkonventen. Solche Angriffe erregten große Sensation und fanden vielen Anklang. Später trat Trandberg, welcher sehr beweglichen Charakters scheint, zu anderen Richtungen über; jetzt ist er für eine Zeitlang zu seinen Landsleuten in Nordamerika hinübergereist. Der Mann hat seine sehr achtbaren Seiten; ob aber etwas Gesundes und Reifes von seiner Agitation zu erwarten sei, mag dahingestellt bleiben.

Unter den Leuten, die, als Mitglieder der Volkskirche, von dieser abgefallen waren, kamen auch rationalistische Tendenzen zum Vorschein. Jedoch haben diese in der Kirche und bei der Geistlichkeit gar keinen Eingang gefunden, aber auch keinen sonderlichen in den Gemeinen selbst, und zwar ihrer unsäglichen Langweiligkeit, ihrer dürren und flachen Verständigkeit wegen. In neurer Zeit ist unter uns auch eine Gesellschaft von „Freidenkern" aufgetaucht, welche als eine Ausläuferin der modernsten Freidenkerei erscheint. Diese zu charakterisiren, ist keine leichte Sache. Als ihr bezeichnendstes Merkmal läßt sich wohl das Nichtwissen, anstatt des Wissens, anführen. Natürlich ver-

ken sie jede Art von Auktorität, und lassen nichts
en, als was sich dem platten Verstande mit zwingen-
Nothwendigkeit, als etwas Handgreifliches, auf-
higen läßt. Alles Uebersinnliche behandeln sie als
uns unzugänglich, ja als Träumerei und Hirn-
pinnste; und während sie ihrer Unwissenheit sich
hmen, treiben sie mit allem Höheren ihren Spott
d verhöhnen Jeden, der sich in Probleme des Geistes
der Ewigkeit vertieft. In der Literatur scheinen
bisher noch keine Wirkung hervorgebracht zu haben.
gegen muß man freilich annehmen, daß sie auf so
nche unbefestigte, haltlose Gemüther gewirkt und
ie noch unsicherer, noch ungewisser, ob überhaupt
Wahrheit zu finden sei, gemacht haben; daß sie
Lebensmuth und die Lebensfreudigkeit solcher
ute vollends vernichten, ihnen den Trost im Leben
Sterben rauben. In wissenschaftlicher Hinsicht
en sie einen Gegensatz gegen Dav. Strauß, welcher
angs das Wissen für sich in Anspruch nahm, näm-
das pantheistische, während er freilich in seiner
en Periode je mehr und mehr dem absoluten
htwissen, als der wahren Weisheit, anheimfiel.
unsrer heimischen Literatur bilden sie, wie man
n darf, einen Gegensatz gegen den verstorbenen
fessor Brochner, einen Geistesverwandten des

Dr. Strauß, einem Manne, der außer anderen respektablen Eigenschaften ein ernstes, gründliches Studium hatte. Jedoch vermochte auch er keine Wirkung hervorzubringen, zumal er nicht gemeinfaßlich zu schreiben verstand und überhaupt viel zu sehr stubengelehrt war.

Werfe ich einen Blick auf unsere Volkskirche, so kann ich mich der Glaubenseinigkeit, welche sich im gesammten Umfange der Geistlichkeit findet, nur freuen. Denn die vorhandenen Differenzen sind nicht derartige, daß dadurch die Glaubenseinigkeit aufgehoben, die gemeinsame Grundlage verleugnet wird. Diese Glaubens- und Bekenntnißeinheit ist ein Vorzug, der die dänische Kirche vor den meisten andere[illegible] auszeichnet, in welchen der Rationalismus mehr od[illegible] weniger Eingang gefunden, eine Anzahl der Geistliche[illegible] angesteckt hat und von den Kanzeln herab sich höre[illegible] läßt. Wenn die kirchliche Verfassungsfrage bei un[illegible] auch fortwährend daniederliegt, so besitzt die dänisch[illegible] Kirche doch in dieser Glaubenseinigkeit eine geheim[illegible] Macht, durch welche sie geschützt und bewahrt wird. Keine weltliche Macht wird hier Uebergriffe mache[illegible] können. Denn wollte sie z. B. im Ritual Veränderungen vornehmen, oder in Lehre und Kultus Neuerungen einführen, so würde sie alsbald einer koncentrirten Opposition begegnen. Alle würden wie Ei[illegible]

Mann dagegen stehen. Anders stünde die Sache, wenn der Rationalismus bei uns in die Kirche und Geistlichkeit eingedrungen wäre, wenn es Parteien hier gäbe, die um das Fundamentale Streit führten. Alsdann hätte ein rationalistischer Kultusminister — und solche haben wir ein paarmal gehabt — es leicht, sich mit den Rationalisten zu verbünden und rationalistischen Unfug einzuführen. Daher ist es von der äußersten Wichtigkeit, daß man in der erwähnten Hinsicht den gegenwärtigen Zustand aufrecht zu halten suche. Und hierzu muß die theologische Fakultät uns behülflich sein, indem sie in ihrer eigenen Mitte die gesunde Lehre bewahrt und diese auch den Studirenden mittheilt. In dieser Beziehung verdient die gegenwärtige theologische Fakultät alle Anerkennung.

Die Parteien außerhalb der Volkskirche.

Als in diesen „Erinnerungen" die Kirchenverfassung zur Sprache kam, mußte geklagt werden, daß jener Paragraph unsres Grundgesetzes: „Die Verfassung der Volkskirche wird durchs Gesetz geordnet", bis heute als ein leeres Versprechen dastehe. Dieselbe Klage müssen wir hinsichtlich einer entsprechenden Bestimmung (§ 75): „Die Verhältnisse der von der Volkskirche abweichenden Religionsgesellschaften werden durchs Gesetz näher geordnet," erheben. Unsere Klage ist also, daß wir noch kein Dissentergesetz haben. Gewissens- und Religionsfreiheit ohne solches Gesetz, also ohne Kontrolle von Seiten des Staates, bedeutet eine Unordnung. Die Bevölkerung des Landes wird dadurch jeder Art von Verführung, Irrlehre und Schwärmerei preisgegeben. Die allgemeine Bestimmung: es dürfe nichts gelehrt werden, was gegen Sittlichkeit und öffentliche Ordnung streitet, ist zu vage und unbestimmt; und selbst diese vage Bestimmung ist kaum ausgeführt worden, was sich namentlich in Be-

treff der Mormonen gezeigt hat. In gutorganisirten Staaten wird Sorge getragen, daß die von der Volkskirche abweichenden Religionsgesellschaften einen ordentlichen Lehrstand haben, daß als Lehrer und Vorsteher Niemand angestellt werde, als Solche, welche die hierzu nöthige Erkenntniß und Bildung besitzen, und welche von der Regierung zu diesem Amte autorisirt werden. Auch ist es in der Ordnung, daß ihnen Religions- und Kultusfreiheit nur unter gewissen Beschränkungen zugestanden wird. Was Sekten und Parteien, namentlich aber die Katholiken angeht, so läßt sich fragen, ob ihre Freiheit so weit gehe, daß sie öffentliche Processionen in den Straßen halten dürfen? ob es ihnen erlaubt sein soll, zur Ausbreitung ihrer Lehren und Gewinnung von Proselyten, Missionare ins Land zu senden? ob sie Klöster errichten dürfen? ob den Jesuiten der Aufenthalt im Lande erlaubt sei? Die Katholiken und die anderen Parteien haben sich selbst mehrere dieser und verwandter Fragen beantwortet, wie es ihnen gerade konvenirte. Das ist es, was wir nicht gutheißen: denn der Staat muß diese Fragen seinerseits beantworten und entscheiden, darnach aber die getroffenen Bestimmungen überwachen. Bischof Mynster hat die Nothwendigkeit eines Dissentergesetzes geltend gemacht. Ich habe bei verschiedenen Gelegenheiten in meinen

Eingaben an das Ministerium Dasselbe ausgesprochen, Alles ohne den geringsten Erfolg. Jahr aus Jahr ein verbleibt man bei dem, was etwa dem Reichstage zusagt, dessen Sympathien wärmer zu sein scheinen für die von der Volkskirche abweichenden Parteien, als für die Volkskirche selbst. Man befolgt das laissez aller und laissez faire.

Mit den Parteien außerhalb der Volkskirche habe ich nichts zu schaffen gehabt. Mit den Katholiken hatte ich eine leichte Berührung, welche ich hier in der Kürze erwähnen will. Durch mehrere Umstände war die Aufmerksamkeit auf die konfessionellen Streitigkeiten hingelenkt worden, als nämlich Pius IX. auf dem vatikanischen Konzil seine kirchliche Unfehlbarkeit proklamirt, und hierdurch eine neue Periode in der katholischen Kirche eingeführt hatte: denn die Macht der Bischöfe und der Konzilien war gebrochen und hatte dem päpstlichen Absolutismus weichen müssen. Im Gegensatze gegen den gewöhnlichen Indifferentismus mußte man sich freuen, daß jener Vorgang und die hiermit zusammenhängenden Fragen einiges Nachdenken erweckt hatten. Da meinte denn auch ich alle Veranlassung zu haben, dem erwachenden Interesse entgegenzukommen und mich auf eine tiefere Untersuchung des Verhältnisses zwischen Katholicismus und

rotestantismus einzulassen, und bei dieser Gelegen-
eit unser evangelisches, auf den Principien der
leformation beruhendes Christenthum geltend zu
achen und zu vertheidigen. In meiner Darstellung
es Verhältnisses, das zwischen den beiden Konfessionen
attfindet, nahm ich zum Ausgangspunkte den Gegen-
tz zwischen der papistischen Sicherheit und der
vangelischen Gewißheit. Sicherheit und Gewißheit
erden oft gleichbedeutend gebraucht. Wird aber
wischen ihnen unterschieden, dann bezeichnet Sicher-
it einen Zustand, in welchem man sich vor Gefahr
cht zu fürchten, noch irgend ein Risiko zu stehen
t; sie weist auf ein Objektives, eine äußere Auto-
ät, auf Garantien und Assekuranzen hin, welche durch
ßere Beruhigung jeden Zweifel niederschlagen.
wißheit dagegen ist ein Zustand, in welchem der
veifel ausgeschlossen, oder überwunden ist, weil die
iche selbst, um die es sich handelt, vor mir und in
r gegenwärtig ist, ein Zustand, welcher — zumal
nn von geistlichen Dingen die Rede ist — auf einen
sitz aus erster Hand, auf Selbsterfahrenes und
lbsterlebtes hinweist, also ein Verhältniß der Innerlich-
t, ein unmittelbares Verhältniß zwischen meiner
enen Seele, meinem eigenen Selbstbewußtsein, und
: Wahrheit ausdrückt. Der Katholik wird vor-

wiegend von Sicherheit, der Protestant von Gewißheit reden. Ich suchte die **Auktorität**, auf welche die Katholiken uns zur Gewinnung der Sicherheit verweisen, zu prüfen, nämlich die Auktorität, die Pius IX. uns in seiner Unfehlbarkeit darbietet, sich selbst aufstellend als die vollkommene Lehrauktorität, als die vollkommene Versöhnungsauktorität, als den verordneten Mittler zwischen uns und Christus, indem er der Vicarius Christi ist und spricht: „Niemand kommt zu Christo, als durch mich". Dem gegenüber suchte ich den evangelischen Auktoritätsbegriff zur Geltung zu bringen. Denn keineswegs verhält es sich so, wie die Freidenker oft sagen, als ob Protestantismus sich von aller Auktorität losgerissen habe und eine absolute Autonomie geltend mache. Im Gegentheil kann nach evangelischer Lehre kein Mensch ohne Auktorität leben, unter die er sich gehorsam zu beugen hat. Indem wir aber Christum als die höchste und absolute Auktorität geltend machen, fordern wir, daß die menschliche Seele, ohne jene selbstgemachten Mittler, zu Christo in ein direktes und unmittelbares Verhältniß gestellt werde. Der Weltheiland nimmt eben eine solche Stellung zu dem Geschlechte der Menschen ein, daß jedes menschliche Individuum ihm selbst gegenübergestellt und gefragt werden muß:

illst du dieser höchsten Auktorität, diesem durch die
echte Gottes erhöhten Fürsten des Lebens, dich hin-
ben, oder nicht? Und giebt sich alsdann ein
tenschenkind ihm hin, da erweiset sich Derselbe,
elcher die höchste Auktorität ist, zugleich als den,
r da frei macht („Ihr werdet die Wahrheit
kennen und die Wahrheit wird euch frei machen“,
oh. 8, 32); er wird der Seele durch seinen Geist
e absolute Gewißheit der Wahrheit mittheilen. Und
schon diese Auktorität eine außer und über uns
rhandene ist, will sie dennoch auch in uns Wohnung
achen (Joh. 14, 21. 23). Christus will durch den
lauben also in uns wohnen, daß die höchste Aukto-
tät fortan nicht bloß außer uns, in der Erscheinung
hristi, in seinen Worten und Werken sei, sondern
ich in unserm Inneren, mittels der verborgenen
Jirkungen seines Geistes (Ephes. 3, 17). Dieses
rsönliche Verhältniß zu Christo, welches unzertrenn-
ch ist von innerer Erfahrungsgewißheit, hob ich also
s das Höchste hervor, als das Ursprüngliche, was,
urch die Reformation wieder zum Leben gekommen,
rtwährend in unsren Herzen wieder geweckt und
bendig werden soll. Ich bekämpfte die falsche An-
cht, nach welcher wir keine volle Sicherheit, oder
uversicht der Wahrheit, haben können, es sei denn,

daß sie uns durch unfehlbare menschliche Auktoritäten, die uns für die Wahrheit einstehen, dargereicht werde. Ich betonte es, daß die evangelische Wahrheit sich unserem Herzen, unserem Gewissen, unserem Nachdenken, durch ihre eigene Kraft selbst erweise, daß, gleichwie die Sonne ihre erleuchtende und erwärmende Kraft durch sich selbst offenbart, ohne daß andere Himmelskörper für sie einzustehen brauchen, daß, gleichwie eine Arzenei ihre gesundmachende Kraft selbst beweist, ebenso auch das Evangelium es thue.

Ich muß auf meine Schrift selbst*) verweisen, da ich hier auf die vielen Untersuchungen, welche der Gegenstand mit sich führt, nicht eingehen kann. Ich will nur bemerken, daß sogleich nach Herausgabe der Schrift die Kopenhagener katholische Geistlichkeit mit einer öffentlichen Erklärung auftrat, in welcher sie als die Beleidigten redeten und Klage führten, daß ich unrichtige Behauptungen aufgestellt habe, auch eine Schrift verhießen, die eine Widerlegung enthalten solle. Diese mit so großer Prätension angekündigte Schrift, welche der (kürzlich verstorbene) Präfekt Gruder verfaßt hatte, erschien auch. Es war die gewöhnliche katholische Lektion, welche hier wiederholt wurde. Der Gegner wird als Ignorant dargestellt, der von

---

*) Vgl. Thl. II, S. 12 Anm.

:n Dingen, von denen die Rede sei, nichts verstehe;
ırnach eine endlose Reihe von Juristereien, ohne
ıf die innerliche Seite der Sache einzugehen; und
dlich die Voraussetzung, daß das Christenthum
esentlich Lehre, ein Inbegriff von Dogmen, von
ehrsätzen sei, für welche eine unfehlbare Auktorität
anz nothwendig sei, um uns zum Verständniß der
erbei nöthigen Distinktionen anzuleiten. Ich fühlte
ich nicht aufgefordert, auf diese plumpe und geistlose
chrift mich näher einzulassen. Auch dürfte sie höchstens
ıf Solche, die schon vorher Papisten waren und eine
Wiederholung der päpstlichen Lehre wünschten, einen
indruck gemacht haben.

Es ist ja nun einmal eine Nothwendigkeit ge=
orden, daß wir uns den Katholiken gegenüber auf
em Kriegsfuße befinden; aber man kann sich eines
hmerzlichen Gefühls dabei nicht verwehren. Viele
eelen, sowohl der einen als der anderen Konfession,
hnen sich nach einer Union, einer Vereinigung des
etrennten. Und gerade in unseren Zeiten, wo
nglaube und Gottesleugnung soweit verbreitet sind
nd die Fundamente des Christenthums angreifen,
ollte jene Sehnsucht gestärkt werden. Wenn ein gläu=
iger Katholik und ein gläubiger Protestant sich mit
en Gottesleugnern und Widersachern des Christen=

thums vergleichen, so müssen sie doch einander als nahe verwandt erkennen, müssen beherzigen, daß sie gegenüber der glaubenslosen Welt eine und dieselbe Sache vertheidigen und daher zusammenstehen müssen. Wieviele Fundamentalwahrheiten sind ihnen gemeinsam! Das Evangelium selbst ist es, was sie vereint; und auf das Evangelium kommt auch der Katholik zurück, wenn er sich in sein Inneres zurückzieht. Aber Pius IX. hat durch sein Unfehlbarkeitsdogma und seine Jesuiten alles, was er konnte, gethan, um Katholiken und Protestanten von einander und von dem Evangelium zu trennen, und hat in der Kirche eine Flamme der Zwietracht entzündet, ja die Kirche in ihren Fundamenten erschüttert. Obgleich aber eine äußere Union in weite Ferne gerückt ist — und zu jeder Zeit würde freilich eine solche ihre großen Schwierigkeiten haben — so giebt es doch eine Union in der Gesinnung, welche selbst Pius IX. und sein Nachfolger mit ihren ultramontanen Veranstaltungen nicht zu ersticken im Stande sind. Unser apostolisches Glaubensbekenntniß enthält einen Artikel, welcher immer aufs Neue auflebt und dieser Sinnes- und Herzensunion zur Nahrung dient: „Ich glaube an eine Gemeinschaft der Heiligen". Zur Gemeinschaft der Heiligen gehören nicht nur die großen und auserwählten

Rüstzeuge, sondern jeder Christ, welcher im wahren, aufrichtigen Glauben die innere Lebensgemeinschaft mit Christo bewahrt und im Stande der Heiligung steht. Darf man nun sagen: die Gemeinschaft der Heiligen sei nur beschlossen innerhalb der römischen Kirche? oder innerhalb der lutherischen, oder irgend einer anderen Kirche? Im Gegensatz gegen diese engherzige Auffassung drängt, ja nöthigt sich uns das Bekenntniß auf, daß sie überall in der Christenheit ist, wenn wir auch nicht mit dem Finger hinweisen und sagen können: Siehe hier! oder siehe da! Von der sichtbaren Kirche werden wir hier zu der unsichtbaren hinübergeführt, welche erst jenseits sichtbar wird. Wo lebendige Menschen, in der Gewißheit innerer Erfahrung, im Bewußtsein der Sünde und Gnade, ein persönliches Verhältniß zu Christo haben, welcher nicht nur außer und über ihnen lebt, sondern in ihnen durch die Wirkungen seines Geistes, da ist die Gemeinschaft der Heiligen. Und so viele diese Erfahrungsgewißheit haben, die verstehen einander und sympathisiren mit einander, auch wenn sie hinsichtlich der Lehre und Kirchenverfassung von einander abweichen, ja mit diesem oder jenem Irrwahne in Betreff der in der Peripherie liegenden Dinge behaftet sind. Im Anfange dieses Jahrhunderts zeigte sich diese Gesinnung und Denkweise augenscheinlich in

einem Kreise edler Katholiken, welche auch kein Hehl hatten ihres Bekenntnisses über diesen Punkt. So bei dem ehr- und liebenswürdigen Bischof Sailer, welcher sich offen zu dem Artikel bekannte: „Ich glaube an die Gemeinschaft der Heiligen!" welche er auf die verschiedenen Konfessionen ausdehnte, obwohl er sich hierdurch den Vorwurf des Protestantismus und der Ketzerei zuzog. So bei der edlen Fürstin v. Gallitzin, welche nicht nur Männer, wie Fr. L. Stolberg, um sich sammelte, sondern auch Protestanten, wie Hamann und den Philosophen Jacobi. Unstreitig findet sich auch bei manchen Katholiken unserer Tage diese Gesinnung, welche aus dem Evangelium und seinen verborgenen Wirkungen in den Seelen herstammt, wenn gleich sie unter dem gegenwärtigen Drucke sich nicht ebenso frei äußert. Sie findet sich auch bei Protestanten, welche sich gläubigen Katholiken gern annähern. Mitten unter den gegenwärtigen Kämpfen und Wirren wollen wir beständig den Glauben festhalten an die Gemeinschaft der Heiligen. So weit wir auch davon entfernt sind, die sichtbare Kirche aufzugeben, oder die hier geltenden Differenzen als gleichgültige zu betrachten, so finden wir doch unsren letzten Halt an der unsichtbaren Kirche, da, wo „unser Leben verborgen ist mit Christo in Gott" (Kol. 3, 3), wo wir in dieser

ystischen Einheit annähernd eine Erfüllung des
ohenpriesterlichen Gebetes unsres Herrn finden:
Heiliger Vater, erhalte sie in deinem Namen, die du
ir gegeben hast, auf daß sie Eins seien, gleichwie
ir Eins sind" (Joh. 17, 11). Daß dieses Gebet
iner Erfüllung immer näher gebracht werde, ist eine
esentliche Bedingung des wahren Kirchenideals. —

Auf Politik werde ich mich hier nicht näher ein-
issen. Wie der gegenwärtige Kulturkampf enden
ird, weiß Niemand. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird
: in Kompromissen sein Ende finden: denn in den
rincipien kann einmal von keiner Seite nachgegeben
erden. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Katho-
en in den bisherigen Kämpfen mehr als Einen Sieg
von getragen und im Aeußeren an Terrain gewonnen
ben. Diesem ihrem Fortschritte im Aeußeren gegen-
er, bleiben wir bei dem Worte Christi: „Das Reich
ttes ist inwendig in euch!" (Luk. 17,21).

Von den übrigen Parteien und Richtungen außer-
lb unserer Volkskirche ist mir keine widerwärtiger
vesen, als das Mormonenthum. Für di anderen
be ich wenig Interesse gehabt, mit Ausnahme des
:vingianismus, welcher gewisse Seiten hat, die

meine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Er erscheint mir als ein Phänomen, welches nicht ohne Bedeutung ist.

Vor einer Reihe von Jahren erhielt ich einen Besuch von Karl Böhm, einem früher beim Handel angestellten Dänen, welcher später in die Irvingsche oder apostolische Gemeine eingetreten war, in welcher er m. W. das Amt eines Engels, oder Bischofs, bekleidete. Ohne studiert zu haben, war er ein Mann von vielen Kenntnissen, einer reichen Bildung, dabei gut begabt, wovon auch verschiedene seiner Schriften Zeugniß geben. Er wünschte mein Interesse für den Irvinganismus zu wecken, und begann von der Zersplitterung und Verwirrung in der Kirche zu reden, einem Schaden, der durch menschliche Mittel nicht heilbar erscheine. Woran es fehle, das sei Einheit der Kirche und eine feste Auktorität, welche einen regierenden und ordnenden Einfluß ausüben könne. Er behauptete, daß die päpstliche Auktorität, welche der Katholicismus aufstelle, nur eine Scheinauktorität sei, auf geschichtlicher Unwahrheit und Fiktionen beruhend, ein bloßes Menschenfündlein, und daß die von dem Katholicismus prätendirte Einheit der Kirche eine Scheineinheit sei. Immer wieder kam er auf das gegenwärtige Wirrsal und Elend zurück, wobei, da Menschenhülfe nichts sei, der Herr unmittelbar eingreifen und selbst ein

ꝰerk zur Besserung und Neuschöpfung der Kirche
ısführen müsse. Darauf redete er von einem neuen
ꝰerke, das von England und Schottland, wo er selbst
ch aufgehalten hatte, ausgegangen sei, und dessen
auptinhalt die Wiederaufrichtung des Apostolates sei,
elches eigentlich durch alle Zeiten der Kirche hätte
rtbestehen sollen, welches aber durch Schuld der
Renschen verschwunden sei. Man habe in England
nd Schottland, in versammelter Gemeine, um ein
eues Pfingsten, eine neue Ausgießung des Geistes
beten; und die Stimme des Geistes habe sich ver=
hmen lassen und bezeugt: worauf es ankomme, das
„ein Leib"; daß sie diesen Ausdruck anfangs nicht
standen, nachher aber verstehen gelernt hätten,
nlich von einer sichtbaren Kirchengestalt mit Er=
erung der apostolischen Aemter. Er überreichte
eine größere Schrift, das sogenannte „Testimonium
Apostel", abgefaßt von den neuen Aposteln, welche
sämmtliche Erzbischöfe, Bischöfe und andere Vor=
ɔer der Kirche, auch an die Kaiser, Könige und Obrig=
ten der Christenheit die dringendsten Aufforderungen
hteten, dieser Sache ihre Aufmerksamkeit und rege Theil=
hme zu schenken. Als ich mit dieser Schrift mich bekannt
achte, trat mir an mehreren Stellen eine scharfe
nd treffende Kritik der kirchlichen Zustände entgegen,

sowie unserer gesellschaftlichen Zustände überhaupt. Es wurde namentlich darauf hingewiesen, wie alle Auktorität je mehr und mehr aus der menschlichen Gesellschaft verschwunden, eine wilde, demokratische Freiheit an ihre Stelle getreten sei; daß Gott und der Gehorsam gegen Gott und seine Ordnungen verdrängt, und menschliche Eigenmacht und selvgovernment das Herrschende geworden; daß solche Zustände nothwendig die göttlichen Strafgerichte herabrufen müßten. Daher wurde denn auch auf die nahe bevorstehende zweite Zukunft (Erscheinung) des Herrn hingewiesen. Als Universalmittel wider alles Unheil wurde nun die Wiederaufrichtung von vier Aemtern gepriesen, die in der apostolischen Kirche bestanden hätten und immerdar noch bestehen sollten: die Apostel, Propheten, Evangelisten, endlich Hirten und Lehrer (Eph. 4,11 f). Vor allen müsse das Apostolat wieder hergestellt werden. Hiermit werde die Einheit der Kirche zurückkehren; und wir hätten alsdann eine wirklich legitime Auktorität, unter welche wir uns in Glauben und Gehorsam beugen könnten. — Oefter redete ich mit ihm über diesen Gegenstand, und er redete stets mit dem vollen Nachdruck der Ueberzeugung.

Für mein Theil mußte ich doch sogleich einige Bedenken erheben. Ich wandte ein: das Apostelamt

ich mir garnicht als ein zu stetiger Wieder-
bestimmtes Amt vorstellen; wie es mir scheine,
es eben nur bei der Grundlegung der Kirche
en. Apostel im strengeren Sinne des Wortes
nmittelbar vom Herrn selbst erwählt, haben ihn
und sind dazu bestimmt, daß sie Auktoritäten
ür die ganze Kirche und alle Jahrhunderte der
In der heil. Schrift haben wir Gottes Wort,
t auch das apostolische Wort, welches für die
während ihrer ganzen Entwickelung, das einzig
rende sein soll. Hiergegen wurde bemerkt: die
l müßten nicht nothwendig vom Herrn un-
ar erwählt sein. Sie würden jetzt vom heil.
erwählt, indem die Propheten, aus Antrieb des
, die Männer bezeichneten, welche der Herr zu
ln haben wolle. Behaupten Jene nun, daß
sich von Geschlecht zu Geschlecht habe wieder-
sollen, sei aber durch der Menschen Schuld
ig geworden, so muß man doch fragen: worin
eigentlich solche Schuld? War es etwa die der
Apostel, welche versäumten ihre Nachfolger zu
en? Oder war es eine allgemeine Gedanken-
t, eine allgemeine Versäumniß, welche nach dem
ge der Apostel eintrat, indem man den da-
n Zustand als den normalen, als das, was so

sein solle, betrachtete? und ließ man infolge dieser Versäumniß die wichtigen Aemter verfallen? — Letzteres scheint am ehesten gemeint zu sein; daß aber über der Beantwortung der ganzen Frage eine gewisse Unklarheit schwebt, ist kaum in Abrede zu stellen.

Aber, wie man hierüber auch urtheilen mag, soviel scheint doch unwidersprechlich, daß, wenn neue Apostel als Sendboten des Herrn an die gesammte Kirche auftreten, als Auktoritäten, die Glauben und Anerkennung verlangen, dieselben sich durchaus legitimiren, sich als wirkliche Apostel ausweisen müssen. Man hat sich auf Zeichen und Wunder berufen, durch welche jene sich legitimirt haben sollen, z. B. daß sie durch ihr Gebet Kranke geheilt hätten. Ich bestreite das nicht, kann es aber nicht als genügenden Beweis gelten lassen, da andere Gläubige Aehnliches leisten können. Was ich verlange, und in meinen Gesprächen mit Böhm ausdrücklich forderte, das sind große und ungewöhnliche Gaben, so daß in ihren Leistungen die neuer den alten, uns bekannten Aposteln zur Seite zu stellen seien. Die Antwort lautete: so hohe Gaben seien nicht nöthig; Gott könne die Offenbarung des Geistes verleihen zu dem, was eben zur Zeit fromme. Hierauf antwortete ich: sollen diese neuen Apostel sich legitimiren, so müssen sie jedenfalls Etwas aufweisen

können, was an Ursprünglichkeit und Fülle des Gehaltes ein Einzigartiges, Alleinstehendes sei, im Vergleiche mit allem Anderen, was wir sonst von Arbeiten und Gaben höherer Art in der Kirche kennen. So Etwas habe ich aber schlechterdings nicht finden können. Das „Apostel-Zeugniß“ — wieviel Gutes, Tiefes und Treffendes es auch enthält, giebt nichts Anderes, noch mehr, als was auch andere tüchtige, ernstgesinnte und begabte Theologen verschiedener Konfessionen leisten können. Jene haben auch eine Liturgie unter dem sehr anspruchsvollen Titel: „Liturgie der Kirche“, herausgegeben; sie bietet aber nichts weiter, als eine Sammlung liturgischer Stücke aus der alten Kirche und aus der Anglikanischen Kirche. Aehnliches läßt sich ohne sonderliche Schwierigkeit herstellen. — Ein anderes Hauptbedenken, das ich beständig gegen diese Apostel, sofern sie sich legitimiren sollen, erhebe, ist dieses: sie scheuen die Oeffentlichkeit. Das Apostelzeugniß z. B. ist anonym. Sind sie wirklich vom Herrn an die ganze Kirche ausgesandt: warum treten sie dann nicht öffentlich auf? warum lösen sie uns nicht so manche Frage, in welche wir verwickelt sind, und bei welcher wir eine apostolische Lösung wohl brauchen könnten, wenn nun Apostel doch unter uns sind? Als ein Beispiel

aus der neueren Zeit will ich das Vatikanische Konzil und das Unfehlbarkeitsdogma Pius' IX. nennen. Hier maßte sich Pius IX. ja geradezu die den Aposteln gebührende Auktorität an, setzte sich selbst an die Stelle der Apostel. Warum traten sie denn nicht öffentlich auf und straften solchen Unfug? Aber sie blieben verhüllt im Dunkel ihrer Anonymität. Daß hierin Etwas ist, was anders sein sollte, wird sich kaum leugnen lassen.

Für mich entbehrt der ganze Irvingianismus der rechten Begründung. Sein Fundament schwebt in der Luft. Er gründet sich auf ein willkürliches Postulat einer fortgesetzten Wiederholung der apostolischen Aemter in der Kirche, und auf Apostel, die sich nicht legitimiren können, ja, es nicht einmal recht versuchen, indem sie die Oeffentlichkeit scheuen. Ich gelangte zu dem Resultate: Wir bedürfen dieser neuen Apostel nicht, sondern haben genug an den Principien der Reformation. Auch hier werden wir auf das gegenseitige Verhältniß von Sicherheit und Gewißheit zurückgeführt. Der Irvingianismus ist eine katholisirende Richtung, welche größere Sicherheit, größere Garantien haben will, als die, welche die heil. Schrift gewährt, und welche daher ein Apostolat fingirt, das für die Wahrheit einstehen könne. Dagegen begnügen wir uns mit der Sicherheit, welche die Schrift uns

, und unsrer evangelischen Gewißheit. Wir
Gottes Wort in der heil. Schrift, hiermit auch
ostolische Wort. Wir haben Gottes Geist,
den Glauben in unsren Herzen erzeugt, den
igenden Glauben an Christum, als unsre Ge-
it von Gott, als den, welcher Frieden gestiftet
chen Himmel und Erde, das große Versöhnungs-
bracht und uns Vergebung der Sünden und
ffnung ewigen Lebens geschenkt hat. Auf
nigen Verbindung von Wort, Geist und Glaube
ınsre evangelische Gewißheit; und soweit diese
h fehlt, bitten wir den Herrn, bitten wir
Vater im Himmel, daß er sie uns geben wolle.
sen Principien, welche erst durch die Refor-
ans Licht gezogen sind, muß alle kirchliche
lung ausgehen. Selbstverständlich wird immer
and bleiben zwischen dem Ideal der Kirche
r Wirklichkeit; und ahnungsvoll müssen wir von
baren Kirche hinausblicken auf die unsichtbare,
er das zukünftige Reich der Herrlichkeit ver-
st, bis es zu seiner Zeit offenbar werden wird.
schon ich also den Irvingianismus, für welchen
h gewinnen wollte, zurückweisen mußte, blieb
fortwährend ein Gegenstand meines Interesses
ner Anerkennung. Er hat tiefe Blicke, sowohl

in die Anfänge als in die Ausgänge dessen gethan, was zu dem Entwickelungsgange des Reiches Gottes auf Erden gehört. Er hat tiefe Blicke in die Anfänge gethan, indem er auf die Verbindung hingewiesen hat, in welcher die christliche Gemeine mit dem Alten Testamente, dem Mosaismus steht, ein Punkt, der allzu sehr von der herrschenden Theologie verabsäumt worden ist. Er hat auch tiefe Blicke auf die Ausgänge und Ziele gethan, namentlich in die Lehre von der zweiten Zukunft des Herrn. Kann man hierbei auch nicht Alles gutheißen, so empfängt man doch manches neue Licht; und selbst, wo bloß das Bekannte, Gewöhnliche gegeben wird, tritt dieses mit einer Energie, einer Unmittelbarkeit auf, welche den Eindruck macht, daß es den Leuten Ernst mit der Sache ist. Allein die Sympathie verwandelt sich unleugbar in Antipathie, sobald wir mit ihnen auf die Mitte eingehen, das heißt, auf den Gang und Verlauf der Geschichte selbst, wo die Kirche sich zwischen ihrem Anfange und Endziele bewegt. Hier müssen wir gegen die Irvingsche Philosophie der Geschichte, oder Kirchengeschichte protestiren*). Anstatt eine fortschreitende Entwickelung in der Geschichte der Kirche zu sehen, sieht sie eine fortgesetzte Depravation, eine fortgehende Verschlim-

*) Vergl. Gude, Ueber den Irvingianismus (dänisch).

erung, eine Ansicht, die auf absoluten Pessimismus
inauskommt. Das erste Verderben soll beim Aufhören
es Apostolates eingetreten sein, das nächste, als die
Kirche unter Constantin dem Großen zur Staatskirche
ward, worin etwas in aller Hinsicht Verwerfliches
rkannt wird. Das darauf folgende Verderben war die
lusbreitung des Papstthums mit allen seinen Miß=
räuchen während des ganzen Mittelalters. Das
ächstfolgende war die Reformation, welche die Rei=
igung und Besserung der Kirche, ohne Vollmacht und
luktorität, unternahm, während nur eine apostolische
luktorität zur Reform geschickt gewesen wäre; so aber
abe sie eine ungeheure Spaltung herbeigeführt, und
ei der Ausgangspunkt des in neuerer Zeit sich immer
eiter ausbreitenden Unglaubens geworden. — So
iel Wahres auch im Einzelnen die Kritik der kirch=
chen Zustände hat, niemals habe ich mich doch mit
iner Anschauung versöhnen können, welche in der
Geschichte nur ein fortschreitendes Verderben sieht. Ich
uß aber in der Geschichte — und, wie ich glaube, in
lebereinstimmung mit der heil. Schrift — die Aus=
ihrung eines göttlichen Planes sehen, wiewohl wir
Betreff der Ausführung desselben oft mit dem
postel ausrufen müssen: „O welch eine Tiefe des
Reichthums, beides der Weisheit und Erkenntniß

Gottes! Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege!" (Röm. 11, 33) — eines Planes, welcher ungeachtet alles menschlichen Widerstrebens und störenden Unrechts durchgesetzt wird, obgleich er, was auch die heil. Schrift zeigt, dadurch in seiner Ausführung modificirt wird.

Die Sympathie, die ich bei allem dem für den Irvingianismus behielt, gründete sich zugleich auf dem christlichen Ernste, welcher dieser Richtung, ungeachtet ihrer Verirrungen, eigen ist, und darauf, daß er fortwährend ein nachdrückliches Zeugniß gegen die Welt, nicht bloß in dogmatischer, sondern auch in ethischer Hinsicht ablegt, indem er gegen alle, heutiges Tages so gewöhnlichen Fälschungen sittlicher Begriffe entschieden auftritt. Auch haben die Irvingianer den Vorzug, daß ihr Auftreten nicht, wie das der anderen Sekten, etwas Fanatisches oder Tumultuarisches hat, und daß sie in ihrem Verhältniß zu der bestehenden Kirche eine tolerante Stellung eingenommen haben. So leugnen sie denn nicht, daß wir in unserer lutherischen Kirche haben, was zur Seligkeit noththue; aber uns fehle, sagen sie, was zur Vollkommenheit gehöre, das heißt, zu der rechten Fortentwickelung.

Jedoch will ich nicht verhehlen, daß meine Sympathie für den Irvingianismus zum großen Theil auf

iner Sympathie für einen einzelnen Mann beruht,
:cher dieser Richtung angehört: Heinrich Thiersch.
hriften dieses ausgezeichneten Theologen haben mich
:s in hohem Grade angezogen. Um hier nur einige
ıer Werke zu nennen; so habe ich in seinen Vor-
ıngen „über Katholicismus und Protestantismus",
ıem Buche „über die Kirche im apostolischen Zeit-
er", seinen „Beiträgen zur Kritik über die Bücher
Neuen Testaments", wo er den Einwendungen
ungläubigen Kritik kräftig entgegentritt, etwas
ues, ja Bahnbrechendes gefunden, was mich öfter
auberte; hierzu kommt, daß er zugleich durch seinen
en schönen Stil und seine Darstellungskunst mich
elt, in welcher Hinsicht er unter den deutschen Theo-
en als eine der Ausnahmen, eine rara avis be-
hnet werden kann. Manche seiner Schriften tragen
:chaus nicht das Irvingianische Gepräge, sondern
: das allgemein christliche und allgemein mensch-
ıe. Daß aber ein solcher Theologe, welcher Gegen-
nd meiner Bewunderung war, zum Irvingianismus
ertrat, mußte mir ja vor dieser Richtung Respekt
flößen; und ich stand dem psychologischen Räthsel
jenüber, wie ein Mann von der Bedeutung eines
)iersch darauf eingehen konnte. Ich vermag es nicht
lösen, wenn sich auch vielleicht anführen läßt, daß

er in früher Jugend sich dieser Richtung anschloß, und für das ganze Leben diese Verbindung schloß, unlösbar wie einen Ehebund. Aber, wie es hiermit sich auch verhalten mag, er bleibt mir werth, ehrwürdig und theuer. Ich habe nicht das Glück gehabt, diese edle Persönlichkeit zu sehen und mit ihm zu reden. Dagegen habe ich die Freude gehabt, einige Briefe mit ihm zu wechseln. Ich darf annehmen, daß wir einander näher kommen würden, wenn das Eine nicht wäre, was einer innigeren Verbindung entgegensteht.

Ich habe noch eines Konfliktes zu erwähnen, den ich mit den Irvingianern Kopenhagens gehabt habe. Es ist eine Erfahrung, die ich im Laufe der Jahre gemacht habe, daß jede Partei (dieses Wort in seiner weniger guten Bedeutung genommen) etwas Jesuitisches hat. Dieses zeigte sich bei unseren Irvingianischen Predigern darin, daß sie von Seiten der Volkskirche Taufe und Abendmahl begehrten. Daß man in Nothfällen, wo es Kranke oder Sterbende giebt, die auf keine andere Weise bedient werden können, Solches nicht verweigern wird, versteht sich von selbst. Aber sie hatten ja nunmehr ihre eigene Kirche, ihre eigene Liturgie, ihre eigenen Prediger, was alles einen Gegensatz gegen die Volkskirche bedeutete. Weßhalb

ollten sie denn Taufe und Abendmahl in dieser
ıben? Offenbar, weil es ihnen dadurch leichter ward,
ch Proselyten zu verschaffen. Es kostet ja immer
ine ernstliche Ueberlegung, einen Entschluß, der manch=
ıal nicht ohne inneren Kampf durchgeführt wird,
enn Jemand mit dem Glauben und der Kirche seiner
äter brechen und zu einer andern Kirche übergehen
ll. Wenn nun aber die Irvingianer bei uns Taufe
nd Abendmahl haben könnten, da sähe man ja, daß
wischen Volkskirche und Irvingianismus eine Union,
in Freundschaftsverhältniß bestehe. Dann brauchte
nan garnicht, in der strengeren Bedeutung des Wortes,
uszutreten, sondern könnte mit aller Bequemlichkeit
Beides zugleich sein; und so wäre Aussicht, mehr
Proselyten zu bekommen, als sonst. Auf diesen Jesui=
ismus konnte ich nicht eingehen; und das Ministerium
rat meiner Ansicht durchaus bei. Es wurde verboten,
hnen Taufe und Abendmahl zu gewähren, Nothfälle
usgenommen. Die Volkskirche kann sich auf keine
Inion mit denen einlassen, welche die Volkskirche
eiseite setzen, welche, ohne mit den Dienern derselben
ich zu berathen, aus ihr ausgetreten sind, und auf eigene
Hand eine Gemeinschaft im Gegensatze mit der Volks=
irche gebildet haben, mag man in anderen Hin=
ichten an ihnen auch viel Anerkennenswerthes finden.

Ich habe nicht von der Forderung abgehen können, daß, wer aus der Volkskirche zum Irvingianismus übertritt, sich bewußt sein müsse, was er thut, daß er nämlich mit der lutherischen Kirche und den Principien der Reformation bricht, daß er in eine Gemeinschaft eintritt, welche eine neue Auktorität in der Kirche (das selbstgemachte Apostolat) aufgerichtet hat, die von der lutherischen Kirche und der Reformation einmal nicht anerkannt wird. Daß dieser Grundsatz festgehalten werde, erfordert nach meiner Ueberzeugung die kirchliche Ordnung. Ich weiß es wohl, daß die Irvingianischen Gemeindevorsteher hier die schwere Beschuldigung gegen mich ausstoßen, ich handele unchristlich und intolerant. Hierin aber haben die, in anderen Beziehungen von mir geachteten, Männer höchlich Unrecht.

Und indem ich von den Parteien außerhalb der Volkskirche rede, muß ich in Kürze einen Angriff von Seiten der Juden berühren, da nämlich der hiesige Ober-Rabbiner, Dr. Wolf, in einer Schrift: „Talmudfeinde" mich anfiel. In meiner Ethik hatte ich von dem modernen Judenthume geredet, welches, abgefallen vom Glauben seiner Väter, ja von aller positiven Religion, sowohl im Staate als in der Literatur, als

ne neue atheistische und antichristliche Potenz auftrete,
welche in Verbindung mit dem modernen Unglauben
afür arbeite, daß das Christenthum ausgerottet und
or Allem aus dem öffentlichen Leben verdrängt werde.
Ich muß hier auf die nähere Begründung hinweisen,
ie in meiner Ethik gegeben ist.*) Hier kann ich nur
ersichern, daß weder bei Dr. Wolf, noch bei Anderen,
e ihre Stimme gegen mich erhoben — hierunter
ehrere unserer liberalen Politiker — sich irgend ein
feres, vollends religiöses Verständniß der Sache
zte. Man fand meine Klagen durchaus übertrieben;
n war nahe daran, mir die Absicht beizulegen, daß
Haß gegen die Individuen verbreiten und sie ihrer
gerlichen Rechte berauben wolle; woran ich nicht
Entferntesten gedacht hatte. Da die Voraussetzungen
ein inneres Verständniß der Sache gänzlich fehlten,
konnte keine Verhandlung stattfinden. Die Be-
zung, die durch Dr. Wolfs Schrift unter den Juden
vorgerufen war, erwies sich denn auch als eine
r oberflächliche und bald verschwindende. Die Vor-
nge in anderen Ländern werden doch wohl dazu
igetragen haben, den Beweis zu liefern, daß meine
ehauptungen nicht aus der Luft gegriffen waren.

*) Martensen, Christliche Ethik, Spec. Theil II, S. 127 ff.

Kirchliche Amtsverrichtungen.

Von den besonderen Aufgaben wende ich mich denjenigen amtlichen Geschäften zu, die sich im Kreislaufe des Lebens wiederholen. Und zuerst nenne ich die Visitationen. Diese haben mir viele Freude gemacht. Das Hauptmoment einer Visitation ist unstreitig die Katechisation mit der konfirmirten Jugend. Sie hat mich in hohem Grade interessirt und gefesselt; auch wurde sie, wie ich sagen darf, überall von der Gemeine mit theilnehmender Aufmerksamkeit begleitet. Ich faßte die Katechisation nicht als ein bloßes Abhören, wiewohl Manches vorausgesetzt und gefordert werden mußte, nämlich Bibelsprüche und das von der Kirche Ueberlieferte, nach Luthers Katechismus. Auf dieser Grundlage suchte ich die Katechisation zu einem erbaulichen Gespräche zu machen, und hierbei zu erfahren, wie weit das religiöse Organ der Jugend ausgebildet war. Und in dieser Beziehung habe ich oft erfreuliche Erfahrungen gemacht. Wo die Katechisation glückte, konnten oft Antworten laut werden, die

mich überraschten, indem sie die tiefsten Wahrheiten in unmittelbarer, naiver, zum Herzen sprechender Weise ausdrückten. Wie oft mußte ich daran denken, daß der Herr den Unmündigen geoffenbart hat, was den Weisen und Klugen verborgen ist! Und wenn ich mit den Unmündigen die Kinderlehre, die Elemente des Glaubens besprach, mußte ich beständig zu mir selbst sagen, daß Dieses doch das Eine, für uns alle Nothwendige sei, und daß ich selbst nichts Anderes, nichts Besseres habe, daran mich zu halten im Leben und im Tode. Und hierdurch wurde dem Gespräche die rechte Erhebung, die rechte Stimmung gegeben. Die Ansprachen, mit denen ich die Katechisation eröffnete und schloß, gingen alle in einem Zeugnisse auf für den gemeinsamen Glauben.

Außer der Kirche visitirte ich die Schulen. So einförmig dieser Akt auch verlaufen mochte, so hatte er für mich doch Interesse, indem ich die hohe Wichtigkeit der Volksschule für unser Land bedachte. Meine Fragen gingen zunächst auf Christenthum und Muttersprache; und hiernach beurtheilte ich eine Schule. Das viele Gerede, das man (namentlich im Volksthing und gewissen Zeitungen) über den mäßigen Zustand unsrer Volksschule und das Bedürfniß der Reformen führt, daß die Unterrichtsgegenstände vermehrt werden müßten,

besonders im Fache der Naturwissenschaften, ist mir in dem Maße, wie ich die Volksschule kennen lernte, immer weniger begründet vorgekommen. Ich glaube, daß der Zustand unserer Volksschule durchschnittlich als respektabel bezeichnet werden darf, und daß unser Schullehrerstand besonders tüchtige Kräfte enthält. Wieviel will man denn von einer Jugend verlangen, welche schon im dreizehnten Jahre aus der Schule ausgeschrieben werden kann? Findet sich hier eine einigermaßen solide Grundlage christlicher Bildung und Kenntniß der Muttersprache, daneben etwas Schreiben und Rechnen, das Allgemeinste aus Geschichte und Geographie — denn wenig kann es nur werden — so muß man zufrieden sein. Könnten nur die häufigen Schulversäumnisse verhütet werden! Daß dieß so große Schwierigkeiten hat, beweist, wie wenig Sinn für die Bedeutung der Bildung und Erkenntniß unser Bauernstand noch hat, wie er die Kinder am liebsten für Haus- und Feldarbeit brauchen möchte. Indem ich es ausspreche, daß man nicht zu hohe Forderungen an die Volksschule stellen dürfe, füge ich den Wunsch hinzu, daß Fortbildungsschulen errichtet werden mögen, um die in der Volksschule gegebene Grundlage weiter zu entwickeln. Hier werden sich aber Schwierigkeiten von Seiten der Bevölkerung zeigen, welche

im Ganzen nicht geneigt ist, die nöthigen Opfer zu bringen.

Die Bedeutung der Visitationen gilt nicht für die Gemeine allein. Dieselben haben zugleich den Zweck, das persönliche Verhältniß zwischen dem Bischof und den Geistlichen zu beleben und zu befruchten. In der Regel brachte ich an jedem Orte zwei Tage zu; und so blieb immer Zeit zu Gesprächen. Mit Vergnügen erinnere ich mich mancher Orte, wo ich mit den Geistlichen theologische und kirchliche Gespräche geführt habe, bald im Garten auf und ab wandelnd, bald auf des Pastors oder meinem Zimmer, wo es niemals ohne einen Impuls abging, und wo öfter ein gegenseitiges Geben und Empfangen stattfand. Zu meinen Visitationsfreuden gehörte auch, daß ich mit so mancher liebenswürdigen Pastorfamilie in nähere Berührung kam. Leider mußte eine solche Verbindung, wenn sie eben angeknüpft war, wieder abgebrochen werden.

Die Visitationsreisen gereichten mir nicht allein zur Freude, indem ich dadurch zu vielen Menschen in ein Verhältniß trat, nicht bloß zu Pastoren und Schullehrern, sondern auch zu vielen Nachbarn, die bei der Ankunft des Bischofs sich an verschiedenen Stellen zusammenfanden: sie wurden mir auch dadurch erfreu-

lich, daß ich in ein neues Zusammenleben mit der Natur kam. Die schönen Sommermorgen, die ich in der Einsamkeit zubrachte, wenn ich frühe im Garten lustwandelte, oder in der Gartenpforte stehend, über das frische und rege Leben hinausschaute, unter der reinen, klaren Luft, oder in meiner Stube sitzend einen Brief schrieb, oder mich auf eine Katechisation vorbereitete, während die Sonne zu mir hereinschien — diese Morgenstunden sind meiner Erinnerung noch immer gegenwärtig. Auch auf meinen Reisen von einem Orte zum anderen hatte ich viele schöne Natureindrücke. In der Regel verließ ich solche Orte, wo eine große Gesellschaft zusammen gekommen war. Ich bedurfte dann der Einsamkeit und genoß sie, während ich allein in meinem Reisewagen saß. Wie oft ließ ich die eine oder andere unsrer seeländischen Landschaften mit der Fülle ihrer Reize wohlthätig auf mich eindringen!

Schmerzlich ist mir, wenn ich meiner Visitationen gedenke, daß ich bei der Ausdehnung des großen Stiftes nur so selten die einzelnen Orte besuchen konnte. Ich suchte Dem abzuhelfen, indem ich mancher Orten den Propst in meinem Namen die Visitation wiederholen ließ. Auch habe ich erfahren, daß hin und wieder solche Visitationen, wozu freilich die

eigneten Männer erfordert werden, mit Freuden
ufgenommen sind.

Hier dürfte die Erinnerung an eine Reise Platz
iden, welche ich im Gefolge König Friedrichs VII.
ch Ringsted (Seeland) gemacht habe. Sie fiel in
in erstes Amtsjahr 1855. Es hatte sich gezeigt,
ß die alten Königsgräber, welche die Ringsteder
rche so ehrwürdig machen, sich in schlechtem Zustande
anden, daher geöffnet und untersucht werden müßten.
er König, welcher bekanntlich viel antiquarisches
tteresse hatte, wollte die Untersuchung selbst leiten.
ıßer einer Anzahl von Gelehrten, nicht nur Ge-
ichtskundigen, sondern auch Anatomen, sollten auch
: Behörden des Stiftes und Amtes zugegen sein;
d so kam auch ich neben dem Stiftsamtmann
:tens dazu.

Für mich hatte diese Reise zu den Königsgräbern
vas Anziehendes. Zwar konnte Einer fragen, ob
ın nicht am besten thue, die Todten ruhen zu lassen.
ıer die Frage war ja eben, ob sie ihre rechte Ruhe
tten, oder ob sie erst wieder in ihre richtige Lage zu
ingen seien. Auf dem ganzen Akte ruhte eine gewisse
:ierlichkeit. Diesen Eindruck bekam ich besonders an

dem Grabe Waldemars des Großen (gest. 1182). Wir bildeten einen Kreis; rings um das Grab waren Lichter angezündet: denn die Erde sollte erst aufgeworfen werden. Erwartungsvoll saßen wir da, bis endlich der Sarg des Königs sichtbar ward, welcher, wie man erkannte, nie zuvor geöffnet war. Er wurde geöffnet — und da lag er, nur in eine Mönchskutte gehüllt, ohne irgend einen königlichen Schmuck. Nur die lang hingestreckte Gestalt erinnerte an die königliche Würde. Wir sahen auch das Grab Waldemars des Siegers (gest. 1241), und die seiner königl. Gemahlinnen, Dagmar und Bengjärd. Das Grab der Ersteren war leer, dagegen das Skelett der Bengjärd vollständig. Nur hatte das Haupt sich abgelöst und lag neben der Brust, was ohne Zweifel bei einer früheren Oeffnung des Grabes geschehen war, sei es aus Muthwillen oder infolge jenes Hasses, der sie bekanntlich verfolgt hat. Ihre Formen waren sehr schön, und der anwesende Anatom Ibsen war ganz bezaubert.*)

Ich mußte den König auch noch weiter begleiten, da er bei dieser Gelegenheit einige Ausflüge machte

---

*) Ueber die damalige Oeffnung dieser Gräber haben die bekannten Alterthumskundigen, Worsaae und Herbst, in einer besonderen Schrift ausführlich berichtet.

nach Fjenneslev, Bjernede und Haraldsted, von welchen Orten der letzte an Knud Lavards Ermordung, in einem nahegelegenen Walde neben einer Quelle, erinnert. Der König war auf dieser ganzen Tour in bester Laune; die Gräfin war nicht dabei. Wir wohnten mit ihm zusammen in einem Landpastorate, sauber und bürgerlich einfach. Eines Abends traf Dichter Ingemann von Sorö ein; und wir ergingen uns in vaterländischen Stimmungen und Erinnerungen. Wir redeten von Ingemanns Romanen, welche der König liebte, und nicht übel Lust hatte, als historische Quellen anzusehen.

Ein ander Mal wurde ein ähnlicher antiquarischer Ausflug nach dem anmuthigen, besonders auch durch den Namen Holbergs verherrlichten Sorö gemacht. Jedoch überwogen bei Weitem die Eindrücke jener Wallfahrt nach den Königsgräbern.

Ich kehre zu den eigentlichen Amtsverrichtungen zurück, und komme auf die Ordinationen zu sprechen. Diese haben immer zu dem Liebsten und Wichtigsten gehört, was ich von Amtswegen zu thun hatte. Ich bin mir bewußt, daß jedes Mal, wenn ich jüngere Männer zum geistlichen Amte weihte, dieses zugleich

eine neue Weihe war für mich selbst. Außer den persönlichen Beziehungen, welche sich hierbei mir aufdrängen mußten, behandelte ich in diesen Altarreden zugleich diese oder jene Zeitfrage, besonders solche, welche durch den Kampf zwischen Glauben und Unglauben hervorgerufen wurden. Ich kann hier auf drei von mir herausgegebene Sammlungen von Ordinationsreden verweisen*). Es gelang mir, das Interesse der Gemeine auch für diese Handlungen zu gewinnen. Es war nicht allein eine große Anzahl Geistlicher, welche mit Aufmerksamkeit die Handlung begleiteten: auch Gemeindeglieder wohnten ihr jedesmal zahlreich bei.

Hierbei will ich nicht unerwähnt lassen, daß unter den vielen Geistlichen, die ich eingeweiht habe, zwei sich befanden, die ohne Universitätsbildung waren. Der eine war Katechet Tob. Mörk, ein Grönländer, der andere der Missionar der Santals, Börresen. Man wünschte, daß Grönland, soweit wie möglich, ein-

*) Die zwei ersten Bändchen, 20 Ordinationsreden enthaltend, sind unter dem Titel: Hirtenspiegel, von A. Michelsen in deutscher Uebersetzung herausgegeben, Gotha, Schloeßmann 1870 (2. Ausg. 1875). Sie sind für jeden jungen Geistlichen gewiß die beste Mitgabe beim Antritt seines verantwortungsvollen Amtes, und gewähren auch älteren Geistlichen heilsame Anregungen. Al. M.

geborene Prediger habe. Daß Börresen, obgleich gelehrter Bildung völlig ermangelnd, ordinirt werde, wurde durch die großen und außerordentlichen Erfolge seiner Thätigkeit unter den Heiden begründet. In Santalistan war man auf den Punkt gekommen, daß eine Kirchenordnung errichtet werden mußte; und ich glaubte den Beistand, der hier begehrt wurde, nicht versagen zu dürfen. Es liegt in der Natur der Sache, daß, was die Ansprüche auf Erkenntniß und Bildung betrifft, unter den erwähnten Umständen ziemlich viel erlassen werden mußte. Aber ich konnte doch nicht verhehlen, daß die Anforderungen, mit denen wir uns nothgedrungen begnügten, nur gar zu niedrige waren. Vielleicht war es bei mir eine Einseitigkeit, oder zu beschränkter Gesichtspunkt, von welchem ich mich aber nicht losmachen konnte. Bei jeder dieser Ordinationen hatte ich meine inneren Kämpfe, ehe ich mich dazu entschließen konnte. Eine unwissende Geistlichkeit ist Etwas, worein ich mich am wenigsten finden kann; und ich fühlte ein inneres Widerstreben, meinerseits dazu mitzuwirken. Es war auch davon die Rede, Börresens Mitarbeiter, den Norweger Skrefsrud zu ordiniren. Auch ihm fehlte die Vorbereitung auf einer Universität; jedoch war er mit einer, in den verschiedensten Verhältnissen des Lebens selbsterworbenen, Bildung und

Einsicht reich ausgerüstet, so daß in dieser Hinsicht seiner Ordination nichts im Wege stand. Skresrud ist in Norwegen ordinirt worden*).

Sowie ich viele Pastoren geweiht habe, so auch eine verhältnißmäßig große Anzahl von Bischöfen. Außer sieben Bischöfen, theils für Jütland, theils für die heimathlichen Inseln, habe ich auch den Bischof für Island (Pietusson) geweiht. Unter diesen sämmtlichen Bischöfen muß ich insbesondere Laub, Bischof von Wiborg, nennen, weil er mir ein lieber und theurer Freund geworden ist. Er war reich begabt, und dabei reich an Liebe. Seine Begabung war, wie ich früher angedeutet habe, eine vorwiegend receptive; in dieser Beziehung aber war er ungewöhnlich groß. Kein Autor konnte sich einen besseren Leser wünschen: denn er entdeckte Vieles, dessen sich der Autor selbst kaum bewußt geworden war. Für mein Theil habe ich Dieß öfter erfahren, da er mir immer über meine Arbeiten schrieb. Laubs Briefe gehören zu dem Vorzüglichsten, das ich kenne, durch jene seltene Verbindung echt

*) Ich darf hier bemerken, daß ich, nach den oben Genannten, noch zwei Laienprediger ordinirt habe, und daß diese Beiden eine genügende Vorbereitung hatten.

geistigen Verständnisses und eines warmen Gemüths-lebens. Einige Proben finden sich in den unlängst erschienenen „Blättern aus Mynsters Leben und Zeit". Durch diese tiefe und freie Sinnigkeit, welche sich auch über das Gebiet der Kunst, namentlich der Musik ausdehnte und ihre Wurzeln in einem wahrhaft liebe-vollen Blicke aufs Leben hatte, hat er als Bischof auf die Geistlichen seines Amtskreises belebend gewirkt, sowie überhaupt auf seine Umgebungen, welche stets aufs Zärtlichste ihm anhingen. Uns alle hat es tief betrübt, daß er durch plötzliche Erkrankung verhindert wurde, seinen restaurirten herrlichen Dom selbst ein-zuweihen, und daß wir ihn während seiner letzten Jahre hier in so gehemmtem geistigen Zustande sehen mußten. Und doch erinnere ich mich, noch in seiner allerletzten Zeit über Jacob Böhme und seine Theo-sophie mit ihm geredet zu haben, wobei die volle Klarheit seines Geistes hervorleuchtete.

Auch des Bischofs, welcher mir die Amtsweihe ertheilt hat, sei hier erwähnt, nämlich Bischof Brammer von Aarhuus. Mit jedem Jahre sind wir beide uns näher gekommen. Seit meiner Kindheit war ich gewohnt, zu ihm als meinem geliebten Lehrer emporzublicken. Jetzt aber nahm ich gern seine Mit-theilungen über amtliche Verhältnisse entgegen, und

berieth mich mit ihm über wichtigere Punkte. Seine freundliche Natur machte ihn aber auch sehr geneigt, auf die persönlichen Freuden und Leiden seiner Freunde theilnehmend einzugehen. Mehr als achtzig Jahre alt, bringt er jetzt seinen Feierabend in Veile zu. Möge ihm, solange sein Erdentag noch währt, dieselbe Kraft und Frische des Geistes, wie bisher erhalten bleiben! (gest. d. 12. Jan. 1884.)

Pröpste habe ich fast jährlich zu weihen gehabt, jedesmal in der berühmten und schönen Domkirche zu Roeskilde. Diese Propstweihen wurden vormals in lateinischer Sprache vollzogen. Ich habe die Muttersprache als die jetzt angemessenere dabei eingeführt. Meine Weihereden handelten immer von dem bez. Amte, im Hinblick auf unsere Zeit und ihre besonderen Bedürfnisse.

Auch habe ich eine große Anzahl Kirchen eingeweiht, persönlich deren ungefähr zwanzig, kleine und größere, außer denen, die ich durch Pröpste einweihen ließ. Keiner meiner Vorgänger konnte eine so große Anzahl Kirchweihen aufweisen, welche zu ihrer Zeit nur einzeln und sporadisch vorkamen. Hierin zeigt es sich, daß mein Amtsleben mit einer neu anbrechenden Zeit hier zu Lande zusammengefallen ist. Diese Kirchen entsprachen eben einem Bedürfniß; und noch

:r bedarf es einer Vermehrung, besonders in
nhagen. Die Beiträge, die zu solchen Bauten
Staat leistete, waren verhältnißmäßig die geringsten;
Meiste ist durch freiwillige Gaben eingekommen,
Zeugniß des erwachten religiösen Lebens. Hiermit
ber ein Mangel verbunden, sofern man sich mit
Aufführung der Kirchen begnügt, ohne dafür
ge zu tragen, daß die Kirche ein Kapital für Re-
turen und vorkommende Fälle besitze. Eine Kirche
aber einiges Vermögen haben, ohne welches große
egenheiten eintreten können.

In diesem Zusammenhange möge es nicht uner-
ıt bleiben, daß eine meiner ersten Amtshandlungen
Einweihung des evangelischen Jungfrauenklosters
Slagelse war. Im Vereine mit dem Stiftsamtmann
ns habe ich zu dieser schönen Stiftung den Plan
earbeitet. An der Stiftung selbst habe ich große
ıde gehabt. Von verschiedenen Einrichtungen, die
zu ihrem Besten treffen durfte, will ich hier die
ndung einer Bibliothek nennen, welche jährlich
ıehrt und von den Konventualinnen fleißig be-
wird.

Bei dem Berichte über meine amtlichen Hand-
en sei auch noch einiger Männer gedacht, welche

in ihrer Eigenschaft als Pröpste meine nächsten Mitarbeiter gewesen sind, nämlich Stiftspropst Dr. Rothe an der Frauenkirche, Propst Dr. Fog*) an der Holmenskirche hierselbst und Propst Dr. V. Andersen zu Ringsted. Diese Männer haben mich nicht allein amtlich unterstützt, und zwar mit ausgezeichneter, seltener Tüchtigkeit: sie waren mir weit mehr, als bloße Mitarbeiter. Eine lange Reihe von Jahren hindurch und unter wechselnden Zeitläufen, sowohl im öffentlichen als im Privatleben, ist jeder derselben, seiner Eigenthümlichkeit gemäß, mir ein treuer und vertrauter Freund gewesen, wie sie auch in rein persönlichen Verhältnissen mir mit Rath und That beigestanden haben, vor Allem — und darin besteht die beste Stütze — mit ihrer Liebe. Den herzlichen Dank, den ich ihnen schulde, kann ich hier nur andeuten, nicht gebührend ausdrücken.

---

*) Dieser, vor zwei Jahren zum Bischof von Aarhuus ernannt, ist noch vor dem Tode Bischof Martensens, nach dessen nachgesuchter Pensionirung, sein Nachfolger geworden. Al. M.

Vaterländische Erlebnisse.

Die Zeiten waren schwer und unruhig; und unter der Ausführung unseres Tagewerkes wurden wir durch ernste Erlebnisse immer wieder daran erinnert, daß wir einem Staate und einem Vaterlande angehörten, dessen Wohl und Wehe auch das unsere war. Nur eines dieser Erlebnisse, welches wichtige Folgen hatte, will ich hier erwähnen: Friedrichs VII. Tod i. J. 1863. Plötzlich und unerwartet kam die Trauerbotschaft, daß der König, auf Schloß Glücksburg von einer ernsten Krankheit befallen, abgerufen worden sei. Es erfolgte eine allgemeine Landestrauer, von schmerzlichen und bangen Gefühlen durchdrungen und voll Sorge für die Zukunft. Mit ihm war der letzte König nach unserer alten Erbfolge, der letzte vom Mannesstamme Friedrichs III. gestorben. Erst vor Kurzem hatte er ein Verfassungswerk, zur Ordnung der verworrenen Verhältnisse, zu Ende geführt. Jedoch war ihm nicht vergönnt, seinen Namen unter dieses Aktenstück zu setzen, welches den Abschluß seiner Thätigkeit bildete.

Jetzt standen wir da, in eine dunkle, nebelhafte Zukunft hinausstarrend. Wir hatten ein lebhaftes Vorgefühl eingreifender Wandlungen in der Geschichte Dänemarks.

Wir werden im Folgenden bei dieser Zukunft, in welche wir eintreten sollten, und in welcher eine Reihe von Ereignissen auftauchte, die jetzt schon wieder der Vergangenheit angehören, etwas verweilen. Und es sei mir erlaubt, einer Episode hier besonders zu gedenken, welche zwar von verschwindender Bedeutung an sich selbst, doch ein Stück meiner Lebensgeschichte ausmacht, da mir nämlich der Auftrag ward, bei Friedrichs VII. feierlicher Beisetzung in Roeskilde die Rede zu halten. Diese Gattung Reden hat ihre eigenthümliche Schwierigkeit, welche im Grunde freilich allen Grabreden gemeinsam ist, aber doch besonders sich geltend macht, wenn die Verstorbenen hochgestellte und geschichtliche Persönlichkeiten sind. Wie viel dabei den Redner auch innerlich beschäftigen und ihn bewegen mag, daß er recht aus dem Herzen rede, doch kann er nicht die ganze Wahrheit aussprechen; denn sagt er auch nichts Anderes, als was die Wahrheit ist, so bleibt doch vieles, was er verschweigen muß. Und gerade bei Friedrich VII. war recht vieles, wovon man gänzlich schweigen mußte. Aber wird

ınn nicht das Ganze ein unwahres, ungeschichtliches
? Daher haben Manche vorgeschlagen, was in
lnen Fällen auch ins Werk gesetzt ist, z. B. in
and, daß man anstatt der Grabreden eine Liturgie
, mit einer Anhäufung von Bibelsprüchen vom
:, Auferstehung und Gericht, von der Hoffnung
:wigen Lebens; und diese Liturgie wird am Grabe
Verstorbenen gehalten, mögen sie hier in Hoheit
Ruhm gelebt haben, oder in Niedrigkeit und
kel. Mag immerhin Manches für diese Be-
tungsweise angeführt werden, so wird sich bei
n Gelegenheiten doch das Bedürfniß einer Aus-
he aufdrängen, ja dem Herzen wehe werden, wenn
ı Stunden aufrichtiger Trauer zum Verstummen
:theilt sein soll. Die Schwierigkeit wird nur ge-
n, wenn man für die Grabrede einen ganz anderen
htspunkt wählt, als den der *geschichtlichen*
hrheit. Man darf nicht verlangen, daß eine
ȝ- oder Grabrede die vollständige Wahrheit ent-
, oder daß sie über Könige und andere Hochge-
e das Urtheil der Geschichte verkünde. Man darf
ur als einen Akt der *Liebe* und *Pietät* ansehen,
)en die Nachbleibenden dem Andenken des Ver-
enen erweisen. Es ist in seiner Ordnung, daß
Liebe Manches verschweigt, weil sie es vergißt,

oder es vergessen will. Sie hebt nur das Gute hervor, was sie in Dankbarkeit bewahren will; und hier gilt das alte Wort: „De mortuis nil nisi bene.“ Von diesem Gesichtspunkte dürften Grabreden als etwas durchaus Berechtigtes zu verantworten sein. Sie sollen nicht als Aktenstücke gelten, nach denen man Geschichte schreiben könne. Sind sie aber rechter Art, so werden sie in geschichtlicher Hinsicht wenigstens als Zeugnisse dafür dienen, in welcher Stimmung und mit welchen Empfindungen die Nachbleibenden um das Grab versammelt waren.

Ich glaube, in meiner Rede Dasjenige hervorgehoben zu haben, was man in Wahrheit von Friedrich VII. sagen konnte, von seiner dänischen Gesinnung, seiner Schlichtheit und Volksthümlichkeit, welche ihm viele Herzen gewann, von der Anerkennung, die seine (vorhin erwähnte) freiwillige Gabe bei dem Volke fand, von den Gefühlen der Liebe und Hingebung, mit denen sie ihn zu seiner letzten Ruhestätte begleiteten, des Vielen eingedenk, was sie in guten und bösen Tagen mit ihm durchlebt hatten. Ich glaube auch, daß die Rede bei den Zuhörern und denen, welche sie nachher gelesen haben, einigen Anklang gefunden hat. Soweit ich mich erinnere, äußerte eine Zeitung („das Vaterland“): meine Rede sei schön, aber kalt gewesen,

)der habe doch die Wärme vermissen lassen. Möglich!
Jedenfalls hatte sie diejenige Wärme nicht, welche sich
ichher im Volke zeigte bei dem Andenken an den
rstorbenen König, eine Wärme, die sich bis zu
seren Tagen gehalten hat, indem man beinahe in
en Städten nach einander seine Statue errichtet hat,
daß das ganze Land mit Statuen Friedrichs VII.
:ichsam übersäet ist. Für mich ist Dieses ein Problem,
t Räthsel. Ist darin Wahrheit? Ich meine hier
cht die objektive Wahrheit der Geschichte: denn daß
e Geschichte Friedrich VII. nicht hochstellen wird,
t mir gewiß und über jeden Zweifel erhaben. Aber
st darin die subjektive Wahrheit der Stimmung und
)es Gefühls? Ist unser Volk, nach den Erfahrungen,
)ie es in einer langen Reihe von Jahren gemacht hat,
virklich noch so begeistert für das demokratische Grund-
esetz, dieses sein Geschenk, sammt dem allgemeinen
Wahlrechte? Oder ist jene, die Denkmäler forcirende
Bewegung nur durch eine einzelne politische Partei
ervorgerufen, welche Friedrich VII. als Symbol
ebraucht für ihre eigene Politik, so daß hierauf das
ekannte Wort anzuwenden ist:

„Euch, nicht ihm, setzet ihr Monumente!“

Ich weiß es nicht, und werde mich auf keine Unter-
ichung darüber einlassen. Soviel aber scheint einleuchtend,

daß eine politische und patriotische Stimmung, welche [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] für Friedrich VII. errichtet, eine [illegible] [illegible] Stimmung ist, welche einer Klärung bedarf, und die einer anderen und gesünderen Stimmung Raum geben muß, einer solchen Stimmung, die mit der Geschichte selbst harmonirt, deren Urtheil über Friedrich VII. und seine Zeit schon angefangen hat, auf verschiedene Weise sich kundzugeben, wenn wir [illegible] den über uns gekommenen Ereignissen, Ge-[illegible] und [illegible] einige Aufmerksamkeit schenken.

Nach Friedrichs VII. Tod bestieg der jetzt regierende König, Christian IX. den Thron Dänemarks, bestimmt, der Ahne eines neuen Königsgeschlechtes zu werden, während er selbst jedoch von dem alten Geschlechte, von Christian III. abstammt. Die ersten Jahre waren dadurch für ihn schwere Jahre, daß er nicht die gebührende Anerkennung seiner persönlichen Eigenschaften fand. Nachdem aber der König einige Zeit unter uns gewesen war, nachdem man seinen Charakter, sein Herz, seine aufrichtige patriotische Gesinnung kennen gelernt hatte, so gewann er immer größere Popularität. Hierzu kommt, daß das

Familienleben, dessen Mittelpunkt der König ist, auf eine so schöne, mustergültige Art in das Volk heraus leuchtete, daß er nothwendig allgemeine Anerkennung finden mußte. Es bildet einen Gegensatz gegen Friedrichs VII. Ehe und Hofleben, von welchem man, auch ohne es auszusprechen, keinen anderen Eindruck bekommen konnte, als diesen, daß etwas Unwürdiges und Demoralisirendes ihm anklebte.

Indessen war es dem Könige, und seinem Volke nicht vergönnt, sich mit einander einzuleben, ohne in einem großen Nationalschmerze mit einander geprüft zu werden, welcher schon alsbald nach Friedrichs VII. Tode im J. 1864 hereinbrach. Es giebt in dem menschlichen Leben der Schmerzen und Bekümmernisse gar mancherlei; aber eine ganz besondere Sorge ist doch die um unser Vaterland, wenn dieses wirklich einen Hauptantheil an unsrer Liebe hat und wir uns innerlich mit ihm verbunden fühlen. Die Heimsuchung kam über uns schon im zweiten schleswigschen Kriege. Denn so tapfer unsre Truppen auch waren, war das Kriegsglück uns nicht günstig, wie wir es erfuhren bei der Räumung des Dannevirke, bei der nutzlosen Opferung von Menschenleben auf Düppel, bei der Ueberrumpelung von Alsen. Aber die Hauptwunde wurde uns beim Ausgange des Krieges geschlagen,

durch den Verlust der Herzogthümer. Ich meinestheils kann hiervon nicht ohne den tiefsten Kummer reden. Was damals in meinem Herzen vorging, ist unstreitig in vielen Herzen vorgegangen. Mit dem Schmerze darüber, daß Bande gesprengt wurden, welche Jahrhunderte hindurch verbunden hatten, was jetzt auseinander gerissen wurde, Bande, welche so lange Mitbürger und Brüder zusammengehalten hatten, ja welche überdieß in zahlreichen Fällen sogar als Blutsbande konnten bezeichnet werden, mit diesem Schmerze verknüpfte sich tiefe Sorge für die Zukunft. Blickten wir auf die Vergangenheit zurück, welche noch in frischer Erinnerung war, welche Verluste hatte unser Vaterland im Laufe dieses Jahrhunderts erlitten! Im J. 1801 kämpften wir jenen ehrenvollen Kampf auf der Rhede, durch welchen wir nichts gewannen, außer der Ehre — freilich ein großer und unvergänglicher Gewinn. 1807 wurde Kopenhagen bombardirt, und unsere Flotte fortgeführt; 1814 verloren wir Norwegen, und jetzt — kann eine dermaßen gefährdete und verstümmelte Monarchie noch fortbestehen? Wird sie ihre Selbständigkeit nicht gänzlich einbüßen, und gezwungen werden, aufzugehen in irgend einer größeren Macht? Mehrere haben gemeint, in einem Zusammenschlusse der skandinavischen Reiche eine Stütze

finden. Der Gedanke ist schön, wenn anders die Be=
ngungen zu seiner Ausführung vorhanden sind, was
er seine große Schwierigkeit hat. Aber würde selbst
ie skandinavische Union uns zu schützen imstande
n? Ich habe hierüber oft nachgesonnen. Während
mich als Dänen fühle, fühlte ich mich meiner Geburt
ch zugleich als Schleswiger. Durch die Losreißung
chleswigs von Dänemark ging gleichsam ein Riß
rch mein Wesen; und so lange Schleswig von
änemark getrennt ist, kommt es mir vor, als fehle
ir Etwas zu meiner vollständigen Existenz. Jedoch
meine Hauptfrage nicht: wie soll Schleswig wieder
it Dänemark vereinigt werden? welche Umwälzungen
den Reichen dieser Welt müssen vorgehen,
e es hierzu kommt? Meine Hauptfrage ist:
e soll Dänemark und das dänische Volk noch
ner bestehen? Alsdann werden alle anderen Fragen
re mehr oder weniger befriedigende Beantwortung
den.

Ich vermag sie nicht zu beantworten, sondern
ß das Ganze in die Hand des Herrn legen, welcher
er den Geschicken der Völker und der Einzelnen
cht, und in seinem unerforschlichen Rathe Zeiten
Stunden, die Auflösung wie die Aufrichtung
Königreiche bestimmt. Soll ich aber in dem

irdischen Zusammenhange der Dinge, in dem, was vor unseren Augen liegt und zum Theil von uns beurtheilt werden kann, einen einzelnen Punkt nachweisen, an welchen ich eine Zukunftshoffnung knüpfen, gleichsam ein Pfand dafür nachweisen kann, daß wir auch fortbestehen und nicht zugrunde gehen sollen: so ist dieses Eine, was ich nennen möchte — mag es auch Manchem seltsam erscheinen: die dänische Literatur. Diese Literatur ist nicht fertig und abgeschlossen, kein bloßes Monument aus der Vergangenheit: sie ist mitten in ihrer Entwickelung; und dasselbe gilt von unsrer Sprache. Diese unsre Sprache ist nicht fertig; sie ist in einem lebendigen Werden, in einem Bildungs- und Umbildungsprocesse, als Folge ihrer Entwickelung, begriffen. Aber eine Literatur, welche nicht bloß in einer einzelnen Richtung, z. B. der Poesie, sondern auf allen Gebieten des Geistes einen Reichthum von Zukunftskeimen, welche also im Volke leben, in sich birgt, eine Literatur, welche, je länger sie sich entwickelte, desto mehr das Volk angezogen und angesprochen, es um sich gesammelt und jetzt einen weit größeren Kreis, als vor einigen Jahren, gewonnen hat, eine solche Literatur kann nicht dazu bestimmt sein, daß sie untergehe oder in geistigem Tode hinwelke; nein, sie muß dem Gesetze des Lebens folgen.

Wohl weiß ich, daß Niemandem diese meine Betrachtung aufgenöthigt werden kann, und daß es einen mathematischen Beweis hierfür nicht giebt. Jedoch, wie ich glaube, wird eine geschichtliche Betrachtung darin nichts den Gesetzen der Geschichte Widersprechendes finden, daß ein Volk, welches eine lebendige Vergangenheit hat und einen geistigen Kern in sich birgt, mit der Möglichkeit und der Keimkraft für die Entwickelung einer Zukunft, vielerlei äußere Widerwärtigkeiten und schweren Druck erleiden, und dennoch unter allen Wandlungen der Zeit seinen inneren Menschen bewahren kann, also daß auch hierauf das Wort Anwendung findet: „fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten; sie können doch die Seele nicht tödten". Die äußeren Verhältnisse können noch so drückend sein: Alles kann verloren, und das Volk zu einem babylonischen Exil verurtheilt scheinen; selbst die Sprache kann durch fremde Macht unterdrückt und zurückgedrängt werden. So lange aber ein Volk selbst an seiner Sprache festhält, welche unter allen natürlichen Gaben seine heiligste Mitgabe ist, die Mitgabe, die ihm vom Schöpfer als etwas Unveräußerliches gegeben wurde, als Ausdruck der von Gott verliehenen geistigen und seelischen Eigenthümlichkeit: so lange ist es innerlich unbezwungen. Irre ich nicht, so sagt Steffens

einmal: daß ein Volk, dessen Sprache unterdrückt und zurückgedrängt sei, während diese im Volke selbst ein verborgenes, inneres Leben fortlebe, einem gebundenen, gefesselten Prometheus gleiche. Das Gleichniß will uns zugleich sagen, daß, wenn solche Pein unter der Einförmigkeit und Unruhe der Zeiten ausgehalten wird, einmal die Stunde des Befreiers schlage, wo das Reich des despotischen Herrschers vergeht, wo Jupiter von dem Throne seiner Gewaltherrschaft gestürzt wird, wo der Befreier kommt und den Adler tödtet, der die Leber des Gebundenen frißt.

Ist aber dieß im Wesentlichen richtig, so werden wir hiermit auch zu einer anderen Ueberzeugung geführt, nämlich daß die fremde Nationalität, an welche wir uns recht nahe anschließen, mit welcher wir in freundlicher Wechselwirkung stehen müssen, durchaus keine andere sein könne, als die deutsche. Während einer langen Reihe von Jahren hat die deutsche Literatur den eingreifendsten Einfluß auf die dänische Literatur geübt; und die dänische Literatur läßt sich anders als in dieser Verbindung garnicht denken oder verstehen. Nicht als hätten wir Grund zu der Besorgniß, durch diesen Anschluß unsere Eigenthümlichkeit zu verlieren. Gerade in jener Zeit, als unser Verhältniß zu Deutschland ein sehr freundliches war, entfaltete die dänische Literatur ihre

chönsten und eigenthümlichsten Blüthen. Aber eine Literatur muß sich nicht allein durch ihre eigenen, heimischen Lebensquellen befruchten wollen, sondern auch durch die Berührung mit den allgemeinen, geistigen Weltströmungen. Diese Weltströmungen, dieses Universelle spiegelt sich auf eine ungewöhnliche Art in der deutschen Literatur, und in dieser mehr als in irgend einer anderen. Die allgemeinen Probleme, die in der deutschen Literatur verhandelt werden, sind die nämlichen, die sich unter uns regen und die uns in Anspruch nehmen müssen.

Die hier gegebenen Andeutungen stellen wir zu weiterer Erwägung, wollen uns übrigens nicht auf Zukunftsphantasien über zukünftige Verhältnisse und Situationen einlassen, wozu freilich die Veranlassung hier ziemlich nahe liegt. Das Verhältniß zu unsren Nachbarn ist ja an und für sich völlig unberechenbar, und kein Sterblicher kann diesen Schleier lüften. Wollen wir phantasiren, so können wir freilich einladende Bilder malen, können uns z. B. vorstellen, daß einmal der Tag aufgeht, wo Dänemark in einem skandinavischen Bunde, im Vereine mit Deutschland, gegen den Panslavismus kämpft. Aber wir wollen nicht phantasiren. Wir begnügen uns, mit diesem Einfachen, und was wir für das Eine Nothwendige halten: wie auch die

Weltlage im Großen sich gestalte, mögen die äußeren Bedingungen günstig oder ungünstig sein, mögen wir auf Unterstützung und Entgegenkommen rechnen dürfen, oder nicht: hütet und pfleget nur die dänische Literatur und Sprache! Alsdann habt ihr eine Zukunft!

)as Amt des königlichen Beichtvaters.

Im J. 1865 starb mein theurer Freund Paulli.
ch hielt ihm die Leichenrede, und der König war
igegen. Nach der Feier kam zu mir der Oberkammer-
:rr Oxholm, um mich darauf vorzubereiten, daß der
önig, seinem Entschlusse gemäß, mich an Paulli's
telle zum Konfessionarius ernennen werde. So
renvoll dieß auch war, freute ich mich doch nicht
rrüber. Ich fühlte keine Lust zu dieser Stellung,
t welcher ich mich ebenso untüchtig hielt, wie Paulli
:chtig gewesen war. Dieß sagte ich auch dem Könige
ıd der Königin, welche aber beide ihre Bestimmung
sthielten. Ich übernahm das Amt, was mich auch
.e gereut hat. Der König hat mir, wie jederzeit,
auch in dieser Stellung, seine Huld und Gewogen-
:it bewiesen. Und der in der königlichen Familie
:rrschende christliche Ernst ließ mir die Bedienung
:rselben nicht schwer werden. Ich darf sagen, daß
de Abendmahlsfeier mir selbst erbaulich war; ich
:fand mich dabei in einem von Andacht beseelten

Kreise. Mit besonderer Freude habe ich die königliche Kinder, Prinzessin Thyra und Prinz Waldemar, unte richtet und konfirmirt. Die Prinzessin Thyra gehört z den liebenswürdigsten und reinsten Seelen, die i gekannt habe. Sie besaß eine treffliche Auffassung gabe, wiewohl sie — was in höheren Kreis häufig der Fall ist — besser beim mündlichen Unte richt profitirte, als aus dem Buche. Kaum habe i je eine aufmerksamere Zuhörerin gehabt, als sie. Jed Wort, das ich redete, faßte sie auf und bewahrte Bei der Konfirmation in der Fredensborger Schlo kirche, wo sie von ihrem Glauben Rechenschaft ableg bestand sie ausgezeichnet. Die Königin, welche in d Unterrichtsstunden stets zugegen war, gab mir il Befriedigung in besonders wohlthuender Weise erkennen. Später habe ich die eheliche Verbindu der Prinzessin Thyra mit dem Herzog von Cumb land in der Christiansborger Schloßkirche eingesegn Wir freuen uns alle, wenn sie zuweilen mit ih Kindern die dänischen Gestade besucht. Bei al Liebe zu ihrer neuen Heimath hat sie doch ihre a nicht vergessen, die dänische Natur mit den wei Ebenen, mit Auen, Wald und Strand, nicht vergeß über der herrlichen Gebirgslandschaft bei Gmund Auf ausdrücklichen Wunsch des Königs wurde

Trauung in dänischer Sprache ausgeführt. Dem Herzog erläuterte ich zuvor das dänische Trauformular, sowie ich auch meine Traurede ihm übersetzte. Ich habe mehrere Gespräche mit ihm gehabt, wobei er auf mich den Eindruck eines rechtschaffenen, dabei wohlunterrichteten Mannes machte. Mit seiner eigenthümlichen Stellung, unstreitig auch mit dem Standpunkte seiner Umgebungen hing es zusammen, daß er eine scharfe Kritik über die bestehenden Zustände Europas übte, und oft in die Zukunft und auf neue Möglichkeiten hinausschaute. In manchen Stücken konnte ich mit ihm übereinstimmen, z. B. in seiner Beurtheilung des Socialismus, für welchen er einen klaren Blick hatte, sowie auch in seiner Kritik des Liberalismus. Wer wird übrigens ihn mit Recht tadeln können, daß er sein Erstgeburtsrecht nicht verkaufen will und seinen Verpflichtungen gegen die, welche ihm und seiner Sache treu ergeben sind, gefolgt ist? Zwar die Zukunft liegt im Dunkel und ist unberechenbar; wie in so vielen Fällen, wo man sich allein auf die Gerechtigkeit seiner Sache gestellt hat, gilt es auch hier, ein Risiko zu stehen. Die Weltklugheit ist aber fürwahr nicht das Höchste, worunter man sich zu beugen hat.

Zur Befriedigung gereichte mir auch die Unterweisung und Konfirmation des Prinzen Waldemar, bei welchem ich bald gute Gaben und einen liebenswürdigen, für geistige Interessen angelegten Charakter erkannte. Mit besonderer Freude sah ich, wie schön, ja, wie überraschend er sich seit seiner Konfirmation entwickelte. Er hat die See gewählt; und so hat ihn sein Beruf über weite Meere in ferne Weltgegenden geführt und mit einer Menge Menschen zusammengebracht. Dieses hat denn zu seiner Entwickelung sehr beigetragen. Aber nicht bloß der Verkehr mit Menschen, auch manche Stunde der Einsamkeit auf seinen Meeresfahrten hat hierzu beigetragen. Ist ein Mensch religiös angelegt und fühlt er sich hingezogen zu dem unsichtbaren Reiche, welches nicht von dieser Welt ist, so wird ihn manche einsame Stunde auf den großen Wassern, mit dem Abhängigkeitsgefühle, welches das Seemannsleben begleitet, näher zu Gott führen. Dieses ist meinem Urtheile nach bei Prinz Waldemar geschehen; und ich glaube, daß er dessen sich wohl bewußt ist. Der Segen des Herrn sei über seiner Zukunft, und lasse diese zu seiner und des Vaterlandes Ehre sich gestalten!

Selbstverständlich kam ich in näheres Verhältniß zu dem Kronprinzen und der Kronprinzessin, deren

ihere Bekanntschaft mir nur erfreulich sein konnte.
Wohnt doch Beiden, schon seit früher Kindheit, christlicher
Sinn und Interesse bei. Das christliche Interesse des
Kronprinzen beschäftigt sich ernst und liebevoll mit
r Zukunft des Vaterlandes, sowie auch der Kirche.
r ist von Paulli konfirmirt worden, und bewahrt
it Treue so manche Eindrücke jener Zeit.

Von anderen Amtshandlungen, die ich als Kon-
sionarius ausgeführt habe, erwähne ich noch, daß
i im Dome von Roeskilde an dem Sarge der ver-
ittweten Königin Caroline Amalie und bald nachher
: dem der Erbprinzessin Caroline geredet habe.
iese Todesfälle, welche sozusagen gleichzeitig ein-
aten — weßhalb auch die Beisetzung ihre Schwierig-
ten mit sich führte — ließen in der königlichen
amilie eine große Lücke zurück, da sie eine lange
eihe von Jahren hindurch an das Zusammenleben
t diesen theuren und ehrwürdigen Persönlichkeiten
wöhnt war. Ueber das schöne Ende der Ersteren
be ich früher geredet. Es ist mir, und gewiß allen
nwesenden, unvergeßlich geblieben. Die hohe könig-
he Familie war versammelt, und in gemeinsamem
ebete knieten wir an ihrem Lager und nahmen ihr
bewohl entgegen. Andere Reden, wie bei Ankunft
: Kronprinzessin in unserem Lande, bei der silbernen

Hochzeit der Majestäten, mögen hier nur vorübergehend erwähnt werden.

Ich fuhr übrigens fort, in der Schloßkirche zu predigen. Mit dieser Kirche war ich von Jugend auf wie verwachsen. Oft predigte ich zwar nicht, doch in jedem Feste, außerdem bei anderen Gelegenheiten, z. B. regelmäßig in der Fastenzeit (in der Hl. Geist-Kirche), wobei ich die ganze Leidensgeschichte durchgegangen bin. In der zahlreich versammelten Gemeine habe ich meine glücklichsten Stunden verlebt. Es ist eine falsche Vorstellung, daß man bei zunehmendem Alter zum Predigen ungeschickt werde, daß man sich alsdann erschöpft, oder, wie es heißt, ausgepredigt habe. Gerade im Predigen muß bis zum spätesten Alter — es sei denn, daß in leiblicher Hinsicht unüberwindliche Hindernisse in den Weg treten, — eine fortschreitende Entwickelung stattfinden. Es ist möglich, daß der Ideenkreis gewissermaßen sich abschließt; und doch — wer vermag dem tieferen Eindringen in das Schriftwort und den Zusammenhang der Offenbarung eine Grenze zu setzen? Die eigentliche Entwickelung aber liegt in dem Erbaulichen, in der tieferen und innigeren Aneignung, in dem Reichthum der Erfahrung. Hier ist Etwas, worin ein Stillestehen weder statthaben kann noch darf, eine Quelle, die beständig fortquellen muß. Die

ederholung der geoffenbarten Wahrheit wird etwas
ues durch den Ausdruck des Selbsterfahrenen und die
tgehende Bestätigung des Lebens in Gott. Der Zustand
ner Gesundheit hat mich jetzt genöthigt, von meinem
ite zurückzutreten, nachdem ich vierzig Jahre das
rt verkündigen durfte. Mit tiefgefühltem Danke
enne ich es an, daß es mir so lange vergönnt ge-
sen, ihm und seiner Gemeine als geringes Werkzeug
dienen. Aber ich empfinde es deutlich, daß, wenn
: die leiblichen Kräfte nicht versagten, ich auch ferner
h in der Predigt des alten Evangeliums eine große
bauung finden würde.

Gespräche und Reflexionen auf Reisen im Auslande.

Während meiner bischöflichen Amtsstellung ha[be] ich mit meiner Frau und jüngeren Tochter zweim[al] eine Reise ins Ausland gemacht. Ich bedurfte ein[er] geistigen und leiblichen Erfrischung. Zuerst im [Jahre] 1868; damals war die Schweiz unser Reiseziel. W[ie] herrlich es nun auch war, in diesem Alpenlande um herzuziehen, wo das Erhabene und Schöne in s[o] wunderbarer Weise vereint ist, so beabsichtige ich doc[h] nicht, die Reise selbst zu beschreiben. Naturschil[-] derungen und -beschreibungen sind nicht mein Fach und hätte ich auch größere Gaben, würde ich mich dennoch nur sehr sparsam darauf einlassen, weil man mit dem bloßen Wort und der Feder, als Darstellungs- mitteln, in ein Stückwerk, ein Successives hineingeräth, wo das eine Stück nach dem anderen beschrieben wird, und statt ein der lebendigen Wirklichkeit entsprechendes,

ischauliches Gesammtbild zu geben, nur ein unklares,
rworrenes Bild giebt, welches die Einbildungskraft
)werlich festhalten kann. Ich glaube, daß dieser
Mangel sich selbst in den Reisebeschreibungen großer
Meister nachweisen läßt. Der Maler, namentlich der
andschaftsmaler ist es, der Alles auf einmal zeigt,
it welchem selbst der Dichter nicht konkurriren darf,
eil auch ihm die Mittel hierzu abgehen. Gewiß
abe ich mit den Meinen viele der Herrlichkeiten der
chweizer-Natur genossen. Daß muß eben selbsterlebt
in. Was hier mitgetheilt werden soll, gehört nicht zu
r Naturseite der Reise, sondern zu ihrer menschlichen
eite; und auch so wird die Mittheilung sich nur
f Fragmente beschränken, auf einzelne „Gespräche
d Reflexionen“. Für die persönliche Zeit- und
eltanschauung, welche sich bei mir ausgebildet hat,
id diese Bruchstücke fruchtbare Orientirungspunkte
wesen, was sie vielleicht auch für den Leser werden
nnen. Auf einer Reise entstehen ja oft Reflexionen,
e nicht bloß von außen her angeregt werden,
ndern die auch von innen aufsteigen, wie sie sonst
en nicht kommen. Ich kann daher sagen, daß ich hier
1 Stück der idealen Ausbeute meiner Reise mittheile.

Um aber dennoch mit einem Natureindruck zu be-
nnen, erwähne ich, daß wir den Rhein hinauf fuhren;

und obgleich ich die lebhafteste Empfindung hatte, daß unser Oeresund etwas Anderes ist, als ein Fluß, dennoch war diese Rheinfahrt, wobei die Vergangenheit beständig von den alten Ritterburgen auf uns herabschaute, für mich ungemein anziehend. Der ganze Strom hatte etwas Stimmungsvolles; und ich mußte eines Gedichtes von Fr. Schlegel gedenken, in welchem er über das verschwundene Mittelalter klagt, dessen Erinnerungen der Rhein bei ihm wachruft:

> Freundlich ernste, starke Woge,
> Vaterland am lieben Rheine,
> Siehe Thränen muß ich weinen,
> Weil das alles nun verloren.

Wie ich eben in diese Träumereien versunken bin, entdecke ich plötzlich auf dem Dampfschiffe Pastor Dr. Fog und seine Frau aus Kopenhagen. Eine frohe Ueberraschung! Wir schlossen uns an einander an; und ganze sechs Wochen blieben Fogs mit uns zusammen. In Bern machten wir für mehrere Tage Quartier. Und hier will ich den Leser bitten zu verweilen, um an Reflexionen theilzunehmen, welche sich uns aufdrangen, Reflexionen, die auf das Vaterland und die vaterländische Literatur zurückgingen.

Bern.

Der Besuch dieser Stadt hatte dadurch etwas
genthümliches, daß ich hier in gewissem Sinne auf
s Vaterland und seine Literatur mich zurückgewiesen
). Ich besuchte nämlich Carl Baggesen, welchen
längst gekannt hatte. Seine Mutter war Sophie
Haller, also aus der ersten Ehe seines Vaters,
seres Dichters; und er war in Bern Prediger der
ormirten Konfession. Der Mann zeichnete sich aus durch
:e tiefe Religiosität, durch eine seltene und feine
ldung, besonders aber durch philosophische Einsicht,
'zu er im Umgange mit seinem Vater gebildet war.
.eser (der alte Jens Immanuel) schlug nämlich in
:rn seinen Wohnsitz auf, als er, nach jener er-
idenden Polemik mit Oehlenschläger, Kopenhagen
:lassen hatte. In Bern brachte er seine letzten
.hre zu, ausschließlich mit religiösen und philosophischen
udien beschäftigt, nebenbei mit der Ausarbeitung
nes humoristischen Epos „Adam und Eva".

Ungeachtet meiner Bewunderung und Liebe zu
:hlenschläger, habe ich für Baggesen immer großes
nteresse gehabt. Mir erscheint er als einer der merk-
irdigsten Geister. In dem kleinen Korsör und unter
ı kleinlichsten Umgebungen (1764) geboren, war er



Seiten aus. Was ihn vorzüglich aus
die wunderbare Elasticität und Bewe
Geistes. Freilich hat er nicht im se
wie Oehlenschläger und andere Dichter
gestaltete, bleibende Werke in der Literatur
Werke, in denen man immer wieder au
genießen kann. Aber die ganze Produkt
Autorschaft zeigt uns in ihm ein fortwäh
und Streben. Er ist ein strebender, u
schreitender Geist, welchem ein hohes Id
dem er mit allen ihm gegebenen Mittel

Meine Gespräche mit dem Sohne,
bewegten sich besonders um die philosophi
des Vaters. Kennt man Baggesen, so
er sich ebenso sehr in die Philosophie v

sophischen Nachlaß“ (1873). Der eine Theil desselben enthält die Elemente zu Baggesens Philosophie des Christenthums — ein Gegenstand, von welchem er in den letzten Jahren ganz erfüllt war. Baggesens philosophische Studien sind in seinem Vaterlande ganz unbekannt, so daß man hier ihn wirklich nur halb kennt. Selbst diejenigen, die über ihn geschrieben haben, besitzen nur eine sehr oberflächliche Kenntniß von seiner philosophischen Bedeutung. Und doch können wir eine solche schon aus der von seinem Sohne herausgegebenen Biographie ersehen. Während der Oehlenschlägerschen Periode war die allgemeine Sitte, von Baggesens Philosophie zu sagen: das Ganze sei oberflächlich, lauter Charlatanerie; er habe sich bloß einige philosophische Stichworte angeeignet, aber von den Dingen, die er bespreche, nichts Ordentliches verstanden.

So verhält es sich indessen durchaus nicht. Ausgezeichnete Denker in Deutschland, wie Fichte, Jacobi, Reinhold, haben in Baggesen einen philosophirenden Geist, einen Mitphilosophirenden erkannt. Zwar wird Niemand behaupten, daß er neue Bahnen in der Philosophie gebrochen habe, wozu überhaupt nur ganz Wenige berufen sein können; aber als selbständigen Denker muß man ihn anerkennen. Sucht man sich in seine Studien zu versetzen, so kommt man bald zu

der Einsicht, daß, während er mit den Systemen von der subjektiven Richtung, also Kant, Fichte, Jacobi, vertraut war, dagegen die durch Schlegel und Hegel vertretene objektive Richtung ihm zwar nicht fremd, jedoch im Grunde ihm unzugänglich blieb. Sein Standpunkt war der Jacobische, der des Glaubens und des unmittelbaren Wissens, als der Voraussetzung für alles tiefergehende Wissen. Er bekennt selbst: aus der Region des Verstandes, wo man Alles im Begriffe haben wolle, aber nichts dadurch gewinne, habe er einen salto vitale gemacht, einen ins Leben führenden Sprung; denn erst mit dem Glauben und dem unmittelbaren Erkennen werde der Denker lebendig. Und dieser salto vitale war nicht bloß ein intellektueller Akt: es war zugleich ein tief religiöser Akt, welcher auf innere Kämpfe und Anfechtungen zurückweist. Er sagt: „Mitten in der tiefsten Tiefe des Abgrundes, in welche ein menschlicher Geist nur versinken kann, war doch Eines, ein lichter Punkt, welcher mich davor bewahrte, noch tiefer (ins Nichts) zu versinken; und dieses Eine war nicht ich selbst. — Wie? verhält es sich so, daß das Eine, was noth thut, sich nur in der tiefsten Noth erkennen läßt, daß auch dieser Lichthimmel nur Nachts sichtbar wird? Ja, giebt es Sterne aus einer anderen Welt, so müssen sie sich gewiß schauen lassen, wenn alle

ionnen, Monde, Fackeln und Kerzen dieser Welt er-
ischen sind." Das Religiöse, besonders das Gebet,
at bei ihm eine hohe Bedeutung, wie z. B. die ver-
ffentlichten Briefe an seinen Sohn Carl beweisen.
lefter kehrt der Gedanke, welchen er seinem Sohne
is Herz legt, wieder, daß das Höchste in seiner Religion,
hilosophie und Moral jenes Eine sei: Nicht mein
ille, Herr, sondern deiner!"

Aus seinen, in deutscher Sprache verfaßten, philo-
phischen Betrachtungen läßt sich jedenfalls Eines
rnen: über philosophische Materien so zu schreiben,
ie es sich gehört, nämlich leicht und allgemein verständ-
h. Die großen deutschen Denker haben selbst erkannt,
ıß sie in Sprache und Darstellung bei Weitem von
aggesen übertroffen wurden; daß das Langweilige
rer Darstellung, das Harte und Schwerfällige, die
ıendlichen Perioden mit den vielen Parenthesen, das
reite und Weitschweifige ihres Stils, durchaus eine
mwandlung erforderte, zu welcher seine klare und
eßende Darstellung den Weg zeigte. Aber auch,
as den Inhalt betrifft, ist bei ihm nicht wenig zu
rnen, nicht wenig zu bewundern. Ich erinnere hier
ı ein Zeugniß, das unser Sibbern in dem Vor-
orte zum ersten Band seiner Aesthetik (2. Aufl.)
ısspricht. Nachdem er hier über die Biographie



gegeben hat. Er würde seinen L
damit Etwas gegeben haben, wa
Augen ihn hoch gestellt, und uns be
daß weit mehr Gehalt und Tie
wohnte, als wir uns damals
Er wäre alsdann auch in ein Gebiet ei
welchem Niemand Oehlenschläger mit ih
würde, nämlich in das Gebiet der mi
Witz und Laune sich aussprechenden, phi
Reflexion." Dieses Urtheil fällt um s
Gewicht, da Sibbern in jenem leidigen
beiden Dichter zu Baggesens schärfsten
gehörte.

Jene letzten Glaubensbekenntnisse Ba
dirte ich (zumal der sie enthaltende Theil

gesen diesen Theologen gar nicht gekannt hat; nämlich: Christus als das realisirte Ideal der Menschheit, als der Sündlose, der Vollkommene, der neue Adam, Stammvater eines neuen Geschlechtes, der Mittler, durch welchen das himmlische Licht den Geschlechtern der Menschen zuströmt, und welcher vor Allem der Spender der Seligkeit ist. Nur durch ihn können wir Gottes Kinder werden. So vortrefflich nun diese Entwickelung, nach Inhalt und Form, auch ist, so bleibt sie doch allein bei dem Verhältniß Christi zu den Menschen stehen, giebt uns aber gar nichts über sein Verhältniß zu Gott. Wir vermissen die Menschwerdung Gottes, das Wort, welches Fleisch ward und unter uns wohnete, diesen Mittelpunkt des apostolischen Bewußtseins und der Schriftlehre. Freilich würde Baggesen antworten: Christus als das realisirte Menschheitsideal sei eben Gottes ewiges Wort, die Gottesoffenbarung, der Glanz seiner Herrlichkeit, das ausgeprägte Ebenbild seines Wesens, der ewige Logos. Aber diese Antwort bleibt unbestimmt und schwebend, so lange nicht unter Voraussetzung der Dreieinigkeit ernstlich zurückgegangen wird auf den Akt der Menschwerdung und auf die Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur. Auch seine Dreieinigkeitslehre ist mangelhaft, da er keine Wesens-

trinität hat, ja behauptet, daß wir Gott gar nicht e
kennen können, wie er an sich selbst ist. Jedenfal
wird ihm aber, gerade durch seine Auffassung Chri
als des Erlösers und Mittlers, seine Stelle unter d
christlichen Denkern angewiesen. Bei längerem Leb
wäre er vielleicht weiter geführt worden. Schon je
müssen wir die Tiefe seines Geistes bewundern, du
welche er in der Zeit des herrschenden Rationalism
zu der von ihm entfalteten Erkenntniß geführt word
ist, sowie auch das religiöse Gemüth anerkennen, welch
in derselben zu Tage tritt. Besonders scheint sich die
in Tagen der Noth und Trauer geregt zu habe
Während seines ganzen Lebens machen wir die Beo
achtung, daß, wenn irgend ein Druck auf seine
Inneren lag, er alsbald sich der Philosophie, u
zwar mit unverkennbarer religiöser Tendenz, zuwand
Nach den theils verschuldeten, theils unverschuldet
Widerwärtigkeiten, die in seiner Heimath über il
gekommen waren, fühlte er vornehmlich das Bedürfn
philosophischer und religiöser Vertiefung.

Das Verständniß dieses merkwürdigen Geist
wird immer ein psychologisches Problem bleiben. We
fen wir auf ihn, seiner ganzen Persönlichkeit na
einen Blick, so dürfen wir wohl sagen, daß er sei
ursprüngliche Heimath in einem confinium, ein

Grenzgebiete zwischen Philosophie und Poesie gehabt habe, so daß das eine dieser Reiche, wie das andere, ihm offen stand. Bald wurde er zu dem einen, bald zu dem anderen hingezogen, ohne daß bei ihm diese Doppelnatur in Eins verschmolz; und hieraus dürfte jene Unruhe, jenes Suchen und Sehnen zu erklären sein, daß er nie zu voller Befriedigung gekommen ist, daß er's in jeder der beiden Sphären nur zu Bruchstücken gebracht hat: denn er fühlte sich immer wieder von dem einen dieser Gebiete hinübergezogen zu dem anderen. Weit befriedigender und förderlicher ist es für einen Menschen, wenn er nur Einem Reiche angehört, und, nachdem er hier festen Fuß gefaßt, auch Elemente der anderen in sich aufnehmen, sich mit diesen befruchten kann. Oehlenschläger war in dieser Beziehung sehr glücklich: denn er war nichts Anderes, als Dichter, und war dieses ganz. Auch in anderer Hinsicht war Baggesen zwischen zwei Mächte gestellt, sofern er auf den Grenzen zweier Zeitalter stand. Er gehörte der alten Zeit, dem achtzehnten Jahrhunderte an, wurde aber in die neue Zeit mit ihrer völlig neuen Welt- und Lebensanschauung eingeführt, welche unter Kämpfen gegen das Alte, in Goethe, Oehlenschläger, der romantischen Poesie u. s. w., zum Durchbruch kam. Ist er wirk-

lich in die neue Zeit eingegangen? hat er sie vollaus verstanden? — In der neuen „Vorerinnerung“ zu seinen „Dichterwanderungen“ (1807) redet er auch von seinem Verhältniß zu Wieland und Goethe, und versichert, er habe sich von Wieland abgewandt und an Goethe angeschlossen. Aber lassen wir seine Thaten reden. Die letzte poetische Arbeit, die wir von ihm haben, ist jenes humoristische Epos „Adam und Eva“, gewiß eine in hohem Grade geniale Arbeit. Aber wie stellt sich diese zu Goethe und Wieland? Von dem Ersteren findet sich hier nicht die geringste Spur. Dagegen wird kaum zu leugnen sein, daß nicht Weniges hier an Wieland erinnert. Und hieraus darf man wohl schließen, daß die neue Zeit es nicht gewesen ist, sondern die alte, die auch weiter in ihm produktiv blieb. Die neue Zeit scheint sich am meisten in jenem innerlichen Suchen und Sehnen geltend zu machen, wie es sich z. B. in seinem „Gjengangeren“ (d. h. der Revenant) v. J. 1807 zeigt, wo er einer spekulativen Poesie nachstrebt und für dieselbe die Naturphilosophie benutzen will. Seine Bewunderung für Goethe blieb übrigens auch in späterer Zeit eine nur bedingte, wie sein „Vollendeter Faust“ davon Zeugniß giebt.

Zu Baggesen's Fehlern gehörte freilich, daß öfter

der rechte Ernst sich vermissen ließ und ein gewisses spielendes Wesen an dessen Stelle trat, wodurch die rechte Wirkung verhindert wurde. Seine berühmte Räthseldichtung: „Das ewige Sinnbild“, welcher er selbst großen Werth beilegte, muß man in mehr als einer Hinsicht als ein bloßes Gedankenspiel betrachten.

Vieles von dem Gesagten besprach ich mit dem Sohne in Bern, spann es aber in meinen stillen Reflexionen weiter aus. Ein Hinderniß unsres Austausches war, daß er alles, was der Vater dänisch geschrieben, nur aus deutscher Tradition kannte und ihn fortwährend eigentlich als einen Deutschen behandelte. Hatte er selbst sich doch von Jugend auf in deutschen Verhältnissen bewegt, so daß er nur in diesen sich wirklich heimisch fühlte. In dem Verkehre mit ihm war mein Inneres beständig zwischen zwei Nationalitäten getheilt. Während der alte Baggesen und mit ihm ein Stück vaterländischer Kultur und Literatur gleichsam vor mir auflebte, stand der Sohn, welcher das Dänische kaum verstand, als der Ausländer mir gegenüber. In dieser gemischten Stimmung verließ ich Bern. Mit Carl Baggesen bin ich aber bis zu seinem, vor etwa zwei Jahren erfolgten, Tode im Briefwechsel geblieben.

Lausanne.

Dem eben mitgetheilten Fragmente lasse ich ein anderes folgen über meinen Aufenthalt in Lausanne. Auch hier vergegenwärtigte sich mir in lebhafter Erinnerung eine Persönlichkeit, die nicht mehr unter den Lebenden war, nämlich Alexander Vinet, ein Mann, welcher s. Z. einen bedeutenden Einfluß auf mich geübt hatte. Hier fand ich nun ein wichtiges Resultat seiner Wirksamkeit vor, nämlich seine Freigemeine, église libre. Diese war für Vinet ein Ideal, welches ihm lange vorgeschwebt hatte, und dessen Verwirklichung sein beständiger Lieblingsgedanke war. Ich suchte nun mit diesem realisirten Ideale näher bekannt zu werden, namentlich mit den Predigern der Freigemeine, sowie ich auch die Bekanntschaft mit denen der Nationalkirche suchte und mit ihnen umging. Ich fand bei Vinet's Anhängern, was ich, wiewohl nicht in diesem Grade, erwartete, eine Ansicht von dem Verhältniß zwischen Kirche und Staat, auf welche ich in keiner Weise eingehen konnte. Meiner Meinung nach war der Austritt Vinets und der mit ihm verbundenen Prediger durch die Uebergriffe des Staates wohlmotivirt gewesen. Aber freilich erschien es mir nur als Etwas, was in

Zeitverhältnissen und besonderen Umständen seinen Grund hatte, nicht als etwas in sich selbst Nothwendiges. Aber nach der Theorie, die Vinet aufgestellt hatte, war die vollkommene Trennung der Kirche und des Staates ein im Wesen des Christenthums begründetes absolutes Prinzip. Seiner Auffassung nach widerstrebt das Christenthum unbedingt einer Alliance zwischen Kirche und Staat; solche gilt ihm als eine Häresie, etwas Ketzerisches, eine Verfälschung des Christenthums. Er findet das staatskirchliche Schutzsystem absolut verwerflich, weil es indirekt ein Verfolgungssystem in sich schließe. Die Kirche müsse, ohne vom Staate unterstützt zu werden, völlig unabhängig dastehen, als eine rein ideale Macht, welche nur jenes Reich, welches nicht von dieser Welt ist, geltend machen wolle. Bei den Predigern der Freigemeine fand ich eine fast fanatische Wiederholung der Lehre Vinets. Ihnen galt die Trennung von Kirche und Staat als ein Dogma, ein Glaubensartikel, ja, man kann wohl sagen, als ein zur Seligkeit nothwendiger Lehrsatz. Für sie war es die große Zeitfrage, welche in allen Ländern ihre Beantwortung finden werde. Einer dieser Prediger wies mich darauf hin, daß auch in Dänemark Kirche und Staat sich trennen würden; er rieth mir inständig, auszutreten.

„Treten Sie nicht aus“, sagte er, „so jagt man Ei
hinaus.“ Ein pessimistischer Ausdruck für den ver
meintlichen Haß des Staates gegen die Kirche! Ic
meinte indeß, daß man jedenfalls in Dänemark noc
nicht so weit sei, uns fortzujagen. Im Ganzen abe
waren mir jedoch diese Besuche lehrreich.

Ich suchte darauf, mit den Gottesdiensten de
Freigemeine und den angeblich großen Wirkungen de
Austrittes bekannt zu werden. Ich überzeugte mich
daß der Pfingstengeist darum, daß man austritt, noc
nicht ausgegossen wird. Was das Aeußere betrifft, s
war der Gottesdienst nach reformirtem Zuschnitte kal
und trocken. Die Predigt durfte gut und gesun
heißen; sie erinnerte oft an Vinets Predigten. Allei
die in der Nationalkirche gehörten Predigten waren
nicht weniger löblich. Ueberhaupt kam es mir vor
daß beide Kirchen, die Freikirche und die National
kirche, zusammenwirken zum Aufbau des Reiches Got
tes in den Seelen. Die Freikirche hatte einen ge
wissen aristokratischen Charakter, indem sie vorzugsweis
die Gebildeten, die Vornehmeren versammelte. Es
galt als Zeichen einer höheren geistigen Stufe, da
man zur Freigemeine gehöre, weßhalb man dies
spottweise als église à la mode bezeichnen hört
Die Nationalkirche nahm sich mehr des Volkes, de

ineren, einfacheren Leute an, obschon keineswegs
:rmit gesagt werden soll, daß diese nicht auch in
: Freigemeine Gegenstand der Fürsorge seien. Er=
ınen wir aber so, daß beide gemeinschaftlich für die
ıche des Evangeliums wirken, so können wir nicht
ıhin, zu behaupten, daß Vinet in einer gewaltigen
lusion lebte, wenn er meinte, die Trennung der
rche und des Staates werde sich als ein neues
'ormatorisches Princip geltend machen, sie werde, im
unzehnten Jahrhundert, mit dem religiösen Indivi=
alismus sich als eine Reformation erweisen, welche
r Gesellschaft und Geschichte eine neue Gestalt
be, und der großen Reformation des sechszehnten
ıhrhunderts an die Seite zu stellen sei. Es ist
erkwürdig, daß hochbegabte Männer sich zuweilen
ı Ideen hingeben können, für welche sich zu be=
istern, nur unter Voraussetzung eines sehr engen
orizontes möglich ist, Ideen, die übrigens gar nicht
r ihren Geist passen.

Vinet war gewiß ein hochbegabter Geist. In
ner speciellen Sphäre hat er dies durch seine For=
)ungen über die französische Literatur bewiesen. Hier
igte er schon sein unvergleichliches stilistisches Talent,
elches durchweg seine Schriften auszeichnet. Seine
:eligiosität war eine tiefe, ursprüngliche, echt persön=

liche, aus einer inneren Quelle und aus erster Hand. Seine Begeisterung für die Religionsfreiheit (liberté des cultes) verdient die vollste Anerkennung. Sein Irrthum aber war jener einseitige Individualismus, welcher eine so beschränkte Ansicht von der Gemeinschaft zur Folge hatte. Er verstand nicht die volkserziehende Macht, die das Christenthum auszuüben vermag, wenn Kirche und Staat verbunden sind, wodurch nicht ausgeschlossen, vielmehr vorausgesetzt wird, daß die Kirche eine relative Selbständigkeit besitzt. Da er diese pädagogische Bedeutung des Christenthums verkannte, so fehlte ihm auch das Auge dafür, daß die Tradition, daß das Stabile, das Feste in Gottesverehrung und Lehre am besten bewahrt wird, wenn das Christenthum in die Verhältnisse und Einrichtungen des Volkes hineinwächst. Er sah nicht ein, daß die Trennung von Kirche und Staat nach innerer Nothwendigkeit nur in zwei Perioden der Kirchengeschichte eintritt, der ersten und der letzten Periode. In der ersten, weil die Kirche nothwendig als eine Freigemeine anfangen muß, als eine Versammlung von Individuen, die freiwillig sich um das Evangelium zusammenschließen; in der letzten, weil die alsdann hervorbrechende Verfolgung, die Auflösung der Staaten und Völker es nothwendig macht, daß die Kirche auf-

trete als Kirche der Wüste und der Märtyrer, in Kreisen, die sich freiwillig bilden und zusammenschließen. In der Mitte der Zeiten ist das Normale der Bund des Staates und der Kirche, zur Erziehung der Völker und ihrer Vorbereitung für die Gemeinschaft der Heiligen. Austritte sind da nur etwas mehr oder minder Zufälliges, begründet in besonderen Umständen und Zeitverhältnissen, z. B. Mißvergnügen mit dem Bestehenden, Abweichungen in Glauben und Lehre (Dissenters). Es geschieht öfter, daß sowohl die Freigemeinen als die Staatskirche, ihrer Eigenthümlichkeit nach, wirken können für die Sache des Evangeliums. Aber übersehen darf man auch nicht, daß Austritte und Sonderungen recht oft, was besonders von unserer Zeit gilt, nur Werke der Eitelkeit sind, Werke von Menschen, die sich hervorthun und ein äußeres Ansehen erwerben, oder gewisse selbsterdachte Theorien praktisiren wollen.

In einer Gesellschaft traf ich Vinets Wittwe, eine sehr gebildete und angenehme Dame. Ich redete mit ihr über die christliche Predigt; und sie äußerte den Wunsch, daß die Predigt zuweilen abwechseln möge mit ausführlichen Betrachtungen und Entwickelungen, weil die Predigt leicht ins Konventionelle und Stereotype hineingerathe. Möglich, daß dieser Klage

einige Wahrheit zugrunde liegt; indeß ward es mir zweifelhaft, ob die Dame von der christlichen Predigt die rechte, gesunde Vorstellung habe. Ich mußte mich daran erinnern, daß Vinets Predigten keine eigentliche Predigten waren, sondern eher christlich-moralische Abhandlungen; sowie auch daran, daß, wenn er das Ethische hervorhob, er zwar das Dogmatische voraussetzte, niemals aber sich in dasselbe vertiefte, wovon die Folge war, daß einzelne seiner Schüler das Dogmatische völlig wegwarfen und einen ethischen Rationalismus entwickelten.

Ich sagte Lausanne Lebewohl, indem ich der Größe Vinets mir von Neuem bewußt geworden war, aber auch der Schranken dieses Geistes, und zugleich bestärkt in meiner eigenen Ueberzeugung von dem gegenseitigen Verhältniß des Staates und der Kirche.

Luzern.

Hier, wo der Rigi und der Vierwaldstädter See eine hinreißende Schönheit entfalten, wo die Freude am freundschaftlichen Gespräche erhöht wird durch die Wanderungen an den Ufern des Sees, hier traf ich meinen alten, theuren Freund, Prof. Dorner, welchen ich seit vielen Jahren nicht gesehen hatte. Wir hatten

ander hinbestellt nach dem Schweizerhofe in Luzern;
) es war uns eine außerordentliche Freude, so zu=
mmen sein zu dürfen. Ein Freund Dorners, dessen
sönliche Bekanntschaft mir neu war, schloß sich uns
Liebner, dieser herrliche Theologe und edle
arakter. Liebner hatte eigentlich vorgehabt, nach
gi=Scheideck hinauf zu ziehen (wir waren vorher
f Rigi=Kulm gewesen), um dort in völliger Einsam=
: einige Tage zuzubringen und sich ganz seinen
)ekulationen hinzugeben, welche er liebte. Er be=
loß indessen, bei uns zu bleiben; und bald wurden
r einig, von Luzern nach Gersau am Vierwald=
bter See überzusiedeln und hier einige Tage zu
:bringen.

„Hier können wir theologisiren," sagte Dorner
Gersau. Dieß geschah auch. Außer anderen Pro=
:men besprachen wir besonders Eines, welches damals
: Geister aufs Neue erfüllte: Gottes Menschwerdung
Christo. In theologischen Kreisen forschte man
:l über die Bedeutung des Wortes Pauli im Briefe
die Philipper: „Christus, da er in Gottes Gestalt
ır, habe es nicht für einen Raub gehalten, Gott
eich zu sein, sondern habe sich selbst erniedrigt, sich
bst entäußert, ausgeleert, und Knechtsgestalt ange=
ımmen." Man fragte, ob diese Worte so zu ver=

stehen seien, daß der Sohn, welcher ja von Ewigkeit her seine Stelle in der Dreieinigkeit innehatte, die Herrlichkeit, die er beim Vater hatte, wirklich abgelegt, seine göttliche Existenz mit einer erniedrigten Menschenexistenz vertauscht habe, indem er als gottmenschlicher Keim in den Mutterschooß einging und von hier aus, durch eine fortschreitende Entwickelung, seine Gottheit und seine Herrlichkeit wiedergewann, und zwar durch das von ihm vollbrachte Versöhnungswerk; oder — wenn man diese Auffassung für nicht vereinbar mit Gottes Unveränderlichkeit halte — ob sie also verstanden werden müßten: der Sohn sei geblieben, der er von Ewigkeit war; aber er habe eine neue Offenbarungsform angenommen, sei in diese Form eingegangen, unter welcher er im Zustande tiefster Erniedrigung das Werk der erlösenden Liebe ausführte. Ich will nicht weiter in diese Frage eingehen, welche uns zu weit und tief führen möchte. Ich führe nur an, daß Liebner sich zu der erstgenannten Auffassung hielt. Er war Kenotiker, wie die Theologen sagen, nahm also ein wirkliches Aufgeben der Gottesherrlichkeit an. Dorner stand zu der andern Anschauung, indem er Gottes Unveränderlichkeit stark betonte und nicht darauf eingehen mochte, daß in dem ewigen trinitarischen Innenleben irgend eine Veränderung vorgegangen sei.

Ich selber, am meisten mit Dorner übereinstimmend, vertrat die in meiner Dogmatik dargelegte Ansicht. Aber wir alle bekannten, in Uebereinstimmung mit jenen Männern, die seit den Anfängen der Kirche über Gottes Menschwerdung nachgesonnen haben, daß, welche tiefsinnigen Gedanken hier die Spekulation auch zu Tage fördere, dennoch ein Mysterium übrig bleibe, das kein menschlicher Verstand durchdringen, das man allein im Glauben sich aneignen könne.

Und hierdurch werde ich zu einer Betrachtung veranlaßt, welche zu unserer Zeit sowohl auf Theologen als auf Nicht-Theologen reiche Anwendung findet. Heute richtet der Naturalismus heftige Angriffe auf den christlichen Glauben, vor Allem auf die Lehre von der Person Christi, welche dem Unglauben der Fels des Aergernisses ist. Daher gilt es, hinsichtlich dieses Punktes fest zu stehen, wie es sich mit unseren Erklärungen oder unserer Einsicht in die Möglichkeit der Menschwerdung auch verhalten möge. Uebrigens können und dürfen wir darum auf unser spekulatives Streben selbst nicht verzichten, wenn auch unser Erkennen nur Stückwerk ist, und wir nur wie in einem Spiegel sehen, in einem dunklen, oft räthselvollen Worte. Was ich hier nur betonen will, ist dieses, daß die Gottheit Christi, Christus als Gottmensch, die

Grundlage bildet, auf welcher unsere rechte, volle Hingebung an Christum beruht; und daß wir alle, Weise oder Einfältige — und im Grunde sind wir alle, dem großen Geheimnisse gegenüber, Einfältige und Unmündige — mit Luther und unserem christlichen Katechismus bekennen müssen: „Ich glaube, daß Jesus Christus, wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren, und (zugleich) wahrhaftiger Mensch, von der Jungfrau Maria geboren, sei mein Herr." Unter den Gegnern des Naturalismus giebt es Manche, die Christum bloß von der menschlichen Seite auffassen, nämlich als den Sündlosen, Vollkommenen, als das Ideal der Menschheit, den zweiten Adam, wie wir vorhin bei Baggesen gesehen haben. Aber so sehr diese Auffassung auch Anerkennung verdient, bleibt sie doch unzulänglich. Sollen wir in Christo die wahrhaftige und volle Offenbarung der Liebe Gottes sehen, so muß Gott selber, das heißt als Sohn, als Logos, in unsere menschliche Natur herabgestiegen sein. Liebe ist ja Selbstmittheilung; und alsdann nur beweist Gott seine Liebe, wenn er nicht allein Gaben und Kräfte uns mittheilt, sondern sich selbst uns dahingiebt, wenn der in Niedrigkeit einhergehende Heiland die Selbstoffenbarung des Eingeborenen von Ewigkeit ist, wenn seine Herrlichkeit wirklich die des

enen vom Vater ist, voller Gnade und Wahr=
ır in dieser realen Vereinigung von Gott
ısch, Gott und der menschlichen Natur in
ßersten Armuth, haben wir das Mysterium
:. Und alsdann erst kommt jene Vorstellung
isto als des Menschen Sohn, als höchster
ınd Ideal der Menschheit, zu rechter Geltung,
ristus der eingeborene Sohn Gottes ist: denn
te Bestimmung der menschlichen Natur ist ja
inigung mit Gott, für welche sie die tiefste
lichkeit hat; und ohne diese Vereinigung bleibt
ıus unvollständig. Das Ideal der Menschheit
ınderes, als eben der Gottmensch selbst; und
nicht in diesem Lichte aufgefaßt, so bleibt es
ȷaltloses. In jeder Menschenbrust, in der
ıer menschlichen Seele, regt sich ein mehr oder
bewußtes Verlangen nach dem Gottmenschen,
ı Mittel= und Einheitspunkte des Reiches
ıschheit, dem Haupte des ganzen menschlichen
ıtes, ja der ganzen Schöpfung, durch welchen
Gemeinschaft mit dem Vater kommen und
ıestimmung, unsere Vollendung erreichen, weil
:ch der Menschheit durch ihn sich verklärt zum
Gottes.

r uns Menschen bekommt die Erscheinung

Christi dadurch eine erhöhte Bedeutung, daß er um der Sünde willen zu uns gekommen ist, daß er, obgleich der Herr der Herrlichkeit, diese Knechtsgestalt, diese Duldergestalt darum angenommen hat, um Versöhnung und Frieden zu stiften. Nur, wenn wir den Gottmenschen in Christo erblicken, können wir in wahrem Sinne unter seinem Kreuze stehen und die Größe seines Opfers verstehen, daß er nämlich in die Tiefe dieses Leidens, ja bis zur Gottesverlassenheit herabgestiegen ist, um zu suchen und selig zu machen, was verloren ist, können alsdann erst den unendlichen Werth verstehen, den jede einzelne Seele in Gottes Augen hat, indem der Eingeborene des Vaters die neunundneunzig Schafe in der Wüste läßt, um das eine verlorene Schaf aufzusuchen und es heimzutragen in des Vaters Haus.

Ueber alles Dieses redeten wir nicht nur als Theologen, sondern als Christen; und mit jedem dieser ausgezeichneten Freunde habe ich Gespräche geführt, die in Wahrheit erbaulich heißen durften. Als Christen bedürfen wir alle, daß wir das Mysterium der göttlichen Liebe zu Herzen nehmen und gegen die Angriffe des Unglaubens, als unser köstliches Eigenthum, als unseren „Schatz im Himmel", festhalten und bewahren.

Ein dritter Freund kam dazu, H. Gelzer. Er
tte viel in der Welt gelebt, nicht in der wissenschaft-
hen nur, sondern auch in ästhetischen und politischen
reisen, und kannte eine Menge Menschen; und dieses
epräge allgemeiner Bildung drückte sich in seiner
ersönlichkeit aus. Er redigirte damals die „Pro-
stantischen Monatsblätter“. Ich unterhielt mich mit
m über kirchliche und sociale Verhältnisse, besonders
ber über sein Werk: „Die deutsche Nationalliteratur
ach ihren ethischen und religiösen Gesichts-
unkten.“ Dieses Werk interessirte mich, schon seiner
ntention, seines Planes wegen, in hohem Grade.
enn das Ethische und Religiöse ist der wahre Ge-
chtspunkt für die Darstellung und Beurtheilung einer
iteratur. Die Meisten gehen von dem ästhetischen
esichtspunkte aus. Aber obgleich dieser gewiß seine
lative Bedeutung und Gültigkeit hat, genügt er
nnoch nicht, um das letzte Urtheil zu fällen. Man
räth in Willkür und allerlei Abwege, wenn man dem
esthetischen eine unbedingte Autonomie beilegt, ohne
unter das Ethische als die höchste Norm zu stellen.
ndere gehen von dem geschichtlichen Gesichtspunkte
us, schildern die Verhältnisse und Bedingungen, unter
nen eine Periode der Literatur sich entwickelt hat,
as freilich in der Ordnung ist, aber doch nicht zu

dem Innersten führt, was man in einer Literatur suchen muß, nicht dahin führt, daß man das Wesen der Literatur an sich selbst erkenne. Das Ethische und Religiöse bezeichnet den höchsten und absoluten Gesichtspunkt und muß es auch bleiben, wiewohl er gewiß nicht leicht durchzuführen ist. Das Ethische und Religiöse ist das absolut Werthvolle, Dasjenige, das ganz um seiner selbst willen erstrebt werden muß, und das alle anderen Werthe bestimmt. Fragen wir, welche Bedeutung eine Literatur für eine Nation haben, wozu sie dienen soll, so soll sie zuletzt doch zur Stärkung des Nationalcharakters dienen, darauf abzielen, sie zu der wahren Freiheit und zu der wahren Begeisterung zu erziehen, der Freiheit von den einschnürenden Fesseln des Alltagslebens, und der Begeisterung für das Beste und Höchste, worin zugleich der wahre Ernst und die wahre Lebensfreudigkeit enthalten sind. Aber keinenfalls soll sie dazu dienen, die Nation moralisch zu verweichlichen, nicht auf eine bloß augenblickliche Unterhaltung, Zerstreuung, Zeitvertreib in lockeren und frivolen Dingen, ausgehen, soll nicht der Verbreitung falscher, z. B. materialistischer Lebensansichten dienen, welche das Gefühl für den tieferen Gehalt des Lebens untergraben, zu wahrer Freude ebenso sehr als zu wahrem Ernste untüchtig machen und nur ein entartetes,

zum Guten untaugliches Geschlecht bilden. In jeder Literatur begegnet uns allezeit ein Kampf zwischen dem Wahren und dem Falschen, zwischen dem, was wirklich Kraft und Nahrung giebt, und dem, was aushöhlt und schwächt, was weiter nichts ist als Gift und das Verderben verbreiten hilft. Man braucht eben keine große Bekanntschaft mit der Literatur zu besitzen, um zu wissen, welche Vergiftung des Volkes und der Völker zu verschiedenen Zeiten durch die falschen Propheten der Literatur stattgefunden hat. Gelzer war überzeugt, daß der tiefste Gegensatz in der neueren Literatur der Gegensatz zwischen dem Christenthum und dem neuen Heidenthum sei, welchem das Christenthum als veraltet, als ein antiquirter Standpunkt gelte; und er suchte nachzuweisen und durch Hinweise auf die Literatur zu bestätigen, daß die wahren Quellen der Erneuerung in dem Christenthume liegen und daß das Veraltete auf der anderen Seite liegt. Hierin mußte ich ihm völlig beistimmen, wie ich denn damals schon die Idee meiner Ethik gefaßt hatte. Der höchste Ruhm, der einer Literatur beigelegt werden kann, bleibt doch dieser, daß sie, und zwar um so mehr, je reicher und mannigfaltiger sie an sich selbst ist, aus dem ethischen und religiösen Gesichtspunkte ihre Probe bestehen kann. Die wahrhaft großen Autoren unserer (dänischen) Lite-

ratur haben alle eine ethische Richtung. Welche herrliche Erscheinung ist unter unseren älteren Dichtern Johannes Ewald durch seinen tiefen, heiligen Ernst, seine frommen Bekümmernisse und seine Begeisterung für die höchsten Ideale! Holberg war bekanntlich Moralist; und Oehlenschläger hat niemals — wieviel man im Einzelnen auch auszusetzen findet — die ethische Norm hintangesetzt. Die Versuche, die von einigen Literaten auch bei uns gemacht worden sind, lockere und leichtfertige, ja heillose Literatur auch unter uns heimisch zu machen, werden hoffentlich stets genügender Opposition begegnen. Was also das religiöse Urtheil betrifft, so stand Gelzer auf entschieden christlichem Standpunkte. Doch gab sich zugleich ein Suchen und Sehnen bei ihm zu erkennen: denn die Zukunft der Kirche lag ihm sehr am Herzen. Beim Abschiede theilte er mir einige Texte mit zu einer beabsichtigten Konferenz über eine ökumenische Union in der Zukunft. Ich kann indeß nicht sagen, daß ich dieses Programm zutreffend und für seine Bestimmung geeignet fand. Vielleicht hätten die von ihm aufgestellten Punkte sich zweckentsprechender erwiesen, wenn er Gelegenheit bekommen hätte, über sie zu reden. Zu bedauern ist, daß Gelzer in neuerer Zeit in der Literatur verstummt ist und sein Werk über die deutsche Nationalliteratur nicht vollendet hat.

Reichenhall. München.

Meine zweite Reise ins Ausland machte ich im J. 1876; und das Hauptziel war Reichenhall. Wir gingen über den Brenner, da wir in Botzen mit meiner verheiratheten Tochter zusammentreffen sollten, welche ihrer Gesundheit wegen sich in Mentone aufhielt. Sie begleitete uns nach Meran und von hier nach Reichenhall, worauf es abgesehen war. Aber sowohl vor unsrem Uebergang nach Tyrol, als auf dem Rückwege, mußten wir München passiren.

Hier machte ich mehrere Besuche, namentlich bei Döllinger; und von diesem Besuche muß ich Näheres mittheilen. Döllinger kann man gewiß als den größten Theologen der katholischen Kirche bezeichnen. Das große Ansehen, in dem er stand, zeigte sich auch darin, daß er an Schellings Stelle Präsident der Münchner Gesellschaft der Wissenschaften ward. In früherer Zeit hätte ich ihn nicht aufsuchen mögen: denn er hatte Luther mit großer Bitterkeit angegriffen, sowie er denn überhaupt die protestantische Kirche in seinem Werke: „Kirche und Kirchen" sehr ungerecht angegriffen hatte. Jetzt war eine wichtige und erfreuliche Veränderung mit ihm vorgegangen. Denn als Vertheidiger des Altkatholicismus war er selbst

mit dem päpstlichen Stuhle in Konflikt gekommen. Obgleich er seine äußere Stellung durch einen förmlichen Austritt nicht änderte, war er dennoch der Vater der Altkatholiken, sofern er es war, der durch Schriften, wie „Janus“, und durch Vorträge sie aus der Fülle seines geschichtlichen Wissens mit den Hauptargumenten im Kampfe ausgerüstet hatte. Was ihn bewog, gegen den Papst aufzutreten, war schwerlich ein innerer religiöser Umschwung, wie bei Luther und anderen Zeugen der Wahrheit, welche Frieden suchten für ihr Gewissen, den wahren Weg des Heiles suchten, den sie in der römischen Kirche nicht fanden. Döllinger hielt auch ferner am Katholicismus fest, in Uebereinstimmung mit dem tridentinischen Konzile, hielt Alles fest, was vor dem Vaticanum lag, indem er das letztere nicht als ökumenisch betrachtete. Was ihn bewog, als Opponent aufzutreten und diesen Kampf aufzunehmen, war, soweit ich urtheilen kann, sein geschichtliches Gewissen. Mit dem vatikanischen Konzile und der päpstlichen Unfehlbarkeit kamen Lehrsätze auf, von denen er sich sagen mußte, daß es nunmehr zu weit gehe, daß es zu toll werde; jetzt könne man nicht länger dazu stillschweigen, wenn man nicht alle Wahrheit verleugnen und der Geschichte geradezu hohnsprechen wolle. Er begriff, daß, wenn diese vati-

kanischen Behauptungen sich dürften hören lassen, erst alle Bibliotheken verbrannt werden müßten, mit ihren handgreiflichen Beweisen für die vollkommene Unwahrheit jener Behauptungen. Indem er diesen Standpunkt einnahm, ward er in seinem Urtheile über die Protestanten milder und scheute nicht den Verkehr mit ihnen.

Ich hatte erfahren, daß Besuche protestantischer Theologen ihm nicht unwillkommen seien; und ich entschloß mich dazu. Auch waren unter seinen Werken solche, für die ich ihm aufrichtig danken konnte, z. B. sein Werk über „die Kirche im apostolischen Zeitalter“ und sein großes Werk: „Vorhalle des Christenthums, Judenthum und Heidenthum“, welches eine Goldgrube umfassender, in alle Gebiete des Lebens eingreifender Gelehrsamkeit ist, und aus welchem ich nicht wenig gelernt und gewonnen hatte. Ich sagte ihm dieß, was gut aufgenommen wurde. Der Besuch, den ich ihm machte, währte wenigstens zwei Stunden. Und von Anfang bis zu Ende war die Unterhaltung für mich in hohem Grade interessant. Ungeachtet seines hohen Alters — er war den Achtzigern nicht ferne — lag doch in seiner Persönlichkeit etwas Energisches; seine Rede strömte und war inhaltsreich; für mich hatte es etwas Imponirendes, ja

Erhebendes, einem wirklich großen Kirchenhistoriker mich gegenüber zu befinden. Daß er dieses war, zeigte sich durchweg. Mochte er von der Urzeit der Kirche reden, oder vom Mittelalter, oder von der Gegenwart, überall und immer war ihm Alles zur Hand, Namen, Jahreszahlen, Charaktere und Situationen, gerade als hätte er Alles selbst erlebt. Es war wie ein Strom, von welchem er getragen wurde.

Ich begann das Gespräch, nachdem wir uns gesetzt hatten, mit der kurzen und einfachen Frage, welche er sofort verstand: „Wie wird das enden?" Er antwortete: „Das kann gar nicht enden." Er ließ sich jetzt näher auf den sogenannten Kulturkampf ein, und setzte auseinander, wie die Principien es mit sich brächten, daß ein eigentliches Ende nicht kommen könne; wie das Höchste, das erreicht werden könne, ein bloß interimistischer modus vivendi sei. Da ich, im Blicke auf Pio Nono's hohes Alter, eine alsdann eintretende Papstwahl zur Sprache brachte und äußerte: es dürfte sich vielleicht ereignen, daß ein Papst, der seiner Persönlichkeit nach nicht allein größere Klugheit, sondern auch größere Milde und Toleranz besäße, moderirend wirken könne, so antwortete er: in der Hauptsache sei Dieß ganz unmöglich. Wer auch Pio Nono's Nachfolger werden möge

— was damals kein Mensch wissen konnte — er werde ganz und gar an die vatikanischen Principien gebunden, völlig beherrscht sein, ein bloßes Werkzeug der Jesuiten. Ueber die Letzteren redete er sehr lehrreich. Er lenkte die Aufmerksamkeit auf einen Punkt, welcher seiner Ansicht nach von den Protestanten nicht genug beachtet werde: die Bedeutung der Mönchsorden für das Papstthum. Schon im Mittelalter, im dreizehnten Jahrhundert, hätten die Päpste sich auf die Orden gestützt, um den Bischöfen gegenüber eine Macht innezuhaben. Die Mönche agitirten im Volke gegen die Bischöfe zu Gunsten des Papstes und seines unbedingten Ansehens. Zuerst waren es besonders die Dominikaner und Franciskaner (mendicantes). Seit der Jesuitenorden errichtet worden, gewann der Papst eine neue Stütze. Für den Papst war es von höchster Wichtigkeit, verschiedene Mönchsorden zu haben, auf die er sich stützen konnte. So konnte er es bald mit dem einen, bald mit dem anderen halten, konnte sozusagen zwischen ihnen laviren und sie temperiren, gegenseitig sie in Schach setzen, sich selbst aber die Vollmacht der Entscheidung vorbehalten. Dieses war namentlich von Bedeutung in Betreff der Jesuiten. Solange die Dominikaner und Franciskaner mächtig waren, hielten sie den Jesuiten die Stange, und diese

konnten nicht eigenmächtig verfahren. Dieß war besonders der Fall vor Aufhebung der Jesuiten durch Clemens XIV. Nun aber zeigt die Kirchengeschichte das Phänomen, daß seit der Wiederherstellung des Jesuitenordens (1814) die anderen Orden ganz ohnmächtig geworden sind und alle geschichtliche Bedeutung verloren haben: der Geist ist gleichsam von ihnen gewichen. Gegenwärtig stehen dem Papste gar nicht mehrere Mönchsorden zu Gebote, um mit ihnen zu operiren, er kann nicht mit dem einen oder mit dem anderen Partie machen; nein, er hat die Jesuiten allein. Daher haben diese die unbegrenzte Macht, und er ist vollständig ihr Werkzeug. Er hat keine andere Wahl: entweder muß er seinen Absolutismus aufgeben, was seit dem Vatikan-Konzile unmöglich ist, oder sich den Jesuiten völlig hingeben, welche dafür sorgen werden, daß sein Absolutismus stehen bleiben kann, nämlich in ihrem Geiste und in Uebereinstimmung mit ihren Plänen.

Auch auf etwas Anderes machte Döllinger mich aufmerksam. Er sagte zu mir: „ich solle doch nicht denken, daß der in Deutschland jetzt geführte Kampf zwischen dem Papstthum und der weltlichen Macht, zwischen Papst und Kaiser, jenen und seine Umgebungen in besonderem Maße interessire, oder für sie eine

ernsten Ranges sei. Was in Italien wirkliches
sse errege, als eine Frage ernsten Ranges, das
e weltliche Macht des Papstes". Döllinger,
: mit den italienischen Zuständen sehr vertraut
schilderte die Situation folgendermaßen: die
jeren Geister, zu welchen auch Pius IX. selbst
seien jeden Tag eines Gottesgerichtes gewärtig,
welches der Papst restituirt werde und seine
je Macht zurückerhalte; die Klügeren, wie Anto-
hoffen auf politische Veränderungen und den
oder anderen Kompromiß. „Die Kardinäle" —
e er — „kennen kein höheres Interesse, als ihren
smus. Sie wollen ihre vorige Macht haben,
wiederum Güter, die jetzt in der Hand der
ung sind, vergeben können. Den Kampf, der
itschland geführt wird, verstehen sie garnicht,
dafür auch kein Interesse. Die deutsche Wissen-
chkeit bedeutet für sie nur Gottlosigkeit, Atheismus.
irgend einem anderen Gesichtspunkte jene zu sehen,
e unfähig, weshalb sie denn auf Forderungen,
e Wissenschaft frei sein solle, nicht eingehen
." Er fügte hinzu: sie würden durch die fran-
n Bischöfe in dieser ihrer Haltung unterstützt.
) Bossuet nannte, welcher s. Z. in Frankreich
öchste Ansehen genoß, von welchem man aber

jetzt in allen Schulen lehre, er sei ein Häretiker gewesen, sagte er: „Sic transit gloria mundi!“

Ich konnte nicht umhin, die Frage wegen der Union der getrennten Kirchen auf die Bahn zu bringen, welche jetzt, wo der Unglaube so stark um sich greife, ein besonderes Bedürfniß zu sein scheine. Er hatte hierüber mehrere Vorträge gehalten, und schien für eine Union mit der griechischen und anglikanischen Kirche gestimmt zu sein. Von Dänemark war natürlich nicht die Rede. Obgleich er so höflich war, mich Bischof zu tituliren, bekam ich doch den Eindruck, daß er mich nicht als einen wirklichen Bischof ansah, da mir ja die apostolische Succession fehlte, in Folge der Irregularität im J. 1537. Das Bisthum war ihm von höchster Wichtigkeit; und er konnte nicht zugeben, was ich nicht verhehlte, daß das in katholischem Sinne aufgefaßte Bisthum zu den päpstlichen Konsequenzen führen müsse. Wir kamen wieder auf das Unfehlbarkeitsdogma; und ich äußerte, daß, gesetzt auch, daß wir dem unfehlbaren Papste entgingen, wir doch nicht der unfehlbaren Kirche und den Schwierigkeiten, die in der Geschichte der Konzilien sich erhöben, entgehen könnten. Er antwortete: dieser Begriff der unfehlbaren Kirche müsse in evangelischem und geschichtlichem Geiste entwickelt werden (!), eine Antwort, die

freilich vom römisch-katholischen Standpunkte etwas
derbar ausnahm. Da ich näher auf die Sache
zehen wollte, fragte ich, an welchen Punkt der
chengeschichte er die Grenze setze, wo die Korruption
en Anfang nehme. Diese Grenze werde ja von den
katholiken beständig gesucht; und es scheine, daß sie
elbe nicht finden könnten. Doch müsse sie ja zu
den sein, falls man überhaupt eine feste Position
dem wahren Katholicismus einnehmen könne, im
gensatze gegen den falschen. Er fing an, die
orischen Dekretalien zu nennen; da ich aber erklärte,
ich hiermit wirklich mich nicht begnügen könne,
l schon vor ihrer Zeit viel Verderben gewesen, ja,
ich äußerte, daß ich schon in der allerersten Zeit
nche Keime jenes Verderbens sähe, das sich durch
Lauf der Zeiten entfaltet habe, so antwortete er:
lange man eine Zeit, in welcher es gar keine
sätze zum Falschen gab, dann werde kaum irgend
e Grenze zu setzen sein. Hierin meinte ich ein sehr
ßes Zugeständniß zu erkennen. Ich war aber nicht
ommen, um mit ihm zu disputiren; daher sprach
nicht aus, was ich dachte, daß er mit diesem Zu-
ändniß im Grunde zu dem protestantischen Satze
men müsse, daß die Schrift, die heilige, apostolische
rift das einzig Unfehlbare sei, woran wir uns

halten müssen, das, wodurch alles Andere normirt werden, was in der Kirche als wahr und unfehlbar gelten soll, daß wir nur hierin eine feste Position finden können. — Ueber die Zukunft äußerte er sich mit großer Zurückhaltung, und schaute in das, was noch kommen wird, als in das Unbestimmte hinaus: „Denken Sie zurück an 1530“, sagte er. „Damals wußte man nicht, wozu alles das führen werde. Ebenso weiß man nicht, wozu das Gegenwärtige führen wird“. Ueber die Altkatholiken sprach er sich ungemein bedenklich aus. Er wußte nicht, ob sie einen Kern wahrhaft religiösen Lebens in sich trügen. Was ihre Fortschritte sehr erschwere, sei der Umstand, daß das Volk nicht verstehe, um was eigentlich jetzt gestritten werde, nämlich um das Verhältniß zwischen der Macht der Bischöfe und der des Papstes. Das Volk sei gewohnt, auf den Papst als das Höchste hinzublicken. Zu ihm hielten sie sich; an ihn glaubten sie. Um sie davon abzubringen, dazu werde freilich eine religiöse Erweckung der tiefsten Art erfordert. Alles dieses mußte ich unstreitig als wahr und richtig anerkennen. Ueber den damaligen Papst Pius IX. äußerte er sich mit einer gewissen Bitterkeit und Schärfe. Als ich beklagte, daß dieser Papst einer (wenn auch nur innerlichen) Union im Wege stehe und die Christen

ıander reiße, so antwortete er: gerade dieser
werde dazu führen, daß die Christen einander
kämen; denn in ihm sei das Verderben der
: zu seiner höchsten Erscheinung gekommen! —
die Person des Papstes äußerte er, daß er den
uck einer alten Nonne mache: dieselbe
eit, dieselbe naive Unwissenheit und hiermit ver=
ne Selbstzufriedenheit. Schon bei seiner Wahl
Papste habe man Bedenken gehabt, eben seiner
ılen Unwissenheit wegen. Nach Döllinger soll
Philipp auf die Wahl keinen Einfluß geübt
, wie ich doch gemeint hatte. Man wählte Pio,
man keinen Anderen hatte. — Dieser bitteren
erungen über Pius IX. wegen, haben Wider=
Döllingers angenommen, er habe sich persönlich
igt gefühlt, weil er nicht zu dem Vatikanischen
ile eingeladen war, um als Theologe die nöthigen
ıgeschichtlichen Aufklärungen zu geben. Indessen
ıhl kaum nothwendig, an persönliche Beleidigung
nken. Denn was sollten auf dem Vatikan=Kon=
Döllingers Aufklärungen? Sie gingen ja darauf
s, das Ganze zu vernichten. Im Laufe des Ge=
ıes, welches zu allerlei Abschweifungen führte,
: wir auf Thiersch zu sprechen, für welchen
nger großes Interesse hatte. „Thiersch hat einen

katholischen Zug", sagte er. Uebrigens verglich er ihn mit Tertullian. Mit wahrem Vergnügen hatte er seine Schrift über „den christlichen Staat" gelesen; was aber seinen Irvingianismus betrifft, war er derselben Meinung wie ich, daß mit diesem keine kirchengeschichtliche Betrachtung bestehen könne.

Beim Abschiede fragte ich ihn noch, ob er nicht zuweilen predige. Seine Antwort lautete: er predige nicht, fungire überhaupt nicht mehr. Er war nämlich vom Erzbischof zu München excommunicirt worden; da aber der König die Hand über ihn hielt, so stand er nichtsdestoweniger den Hofkirchen vor, hatte auch auf die Besetzung der Aemter Einfluß, indem der König seine betreffenden Vorstellungen entgegennahm. Aber auf persönliches, öffentliches Auftreten wollte er sich doch nicht einlassen. Ein Zustand der Dinge, wo die Erzbischöfe excommuniciren, während der König dem Excommunicirten einen Dienst bei den Hofkirchen anweist, muß unleugbar als ein konfuser Zustand bezeichnet werden. — Von mir nahm er den freundlichsten Abschied. Er äußerte, daß er seit meiner Jugendschrift über die Autonomie alle meine Schriften gelesen habe, und war so freundlich, nach der Fortsetzung meiner Ethik zu fragen, nachdem er schon von dem „Allgemeinen Theile" Vieles gelesen habe.

gleiche ich die Zeitereignisse, die seit jener
:nkunft vorübergegangen sind, mit seinen da=
Erklärungen, so finde ich, daß diese im Wesent=
htig waren. Wir haben einen neuen Papst
ı, welcher persönlich sich von Pius IX. sehr
det; aber die gegenwärtigen Verhandlungen,
n so viel geredet wird, werden es höchstens nur
gewissen modus vivendi bringen, zu Kom=
ı über einzelne Punkte, aber nicht zu einer
ıng in Betreff der Principien.

ıer Döllinger besuchte ich auch den protestan=
thiker Harleß, welcher Präsident des Ober=
ths in Bayern war. Er urtheilte über
r nicht günstig, und bedauerte, daß dieser
alen Schweif hinter sich schleppe, sofern ja alle
sich ihm anschlössen, an seine Rockschöße
in jeder Hinsicht sich auf ihn beriefen. Ueber
urkampf äußerte er die Ansicht, welcher ich in
ınd öfter begegnet bin, daß man in Preußen
e verkehrt angegriffen habe. Man hätte keinen
:nstreit daraus machen sollen; man hätte das
gnoriren und sich nur an das Faktische, an
:lnen Fälle, so oft solche vorkommen, halten
Daß der Principienstreit füglich zu vermeiden

[illegible]

[illegible]

[illegible] der [illegible] [illegible] Stimme [illegible].

Auf dem Kirchweg [illegible] ich [illegible] [illegible] Berlin. Ein paar Tage konnte ich in Breslau zu [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] der Zeit haben wir einander nicht gesehen. Wir [illegible] uns auf brieflichen Verkehr [illegible] [illegible]; und dabei wird es wohl sein Bewenden haben, solange es uns noch vergönnt wird zu [illegible].

Literarische Arbeiten.

t meiner Jugend habe ich immer neben meiner
ıätigkeit die eine oder andere literarische Arbeit
änden gehabt; und hierbei blieb es auch in
bischöflichen Amtsleben. Und zwar hatte ich
ganz besonders aber, seit ich Bischof geworden
s Bewußtsein, es gehöre mit zu meinem Amte,
olcher Arbeiten in einem weiteren Kreise zu
nd so eine Aufgabe zu erfüllen, zu welcher
rgend einem Grade berufen zu sein glaubte.
lich habe ich schon im Vorhergehenden ein-
:ser Arbeiten aus der Bischofszeit berührt;
me ich näher auf dieselben zurück.

:z nach meiner Anstellung als Bischof (1855)
lichte ich eine kleine Schrift: „Zur Erinnerung
s. Mynster“ (55 S. 8). Die nächste Veran-
war, daß ich in der Gesellschaft der Wissen-
es übernommen hatte, dem Herkommen gemäß
Sorte zum Gedächtniß Mynsters, welcher Mit-

glied der Gesellschaft gewesen war, vorzulesen. Ich gab sie nachher in Druck. Es war keine Biographie Mynsters; sondern ich beschränkte mich darauf, seinen inneren Lebensgang zu schildern, besonders den Weg, welchen er gegangen war, um zur Gewißheit dessen zu gelangen, was ihm der Ernst des Lebens war; und der Blick blieb geheftet auf die Ausgangspunkte für seinen geistigen Lebensgang. Die Schrift scheint gerade nicht in weiteren Kreisen durchgedrungen zu sein. Das größere Publikum war damals benebelt von Kierkegaards ungesunden Behauptungen und falschen Idealen. So fand meine Schrift die Anerkennung nicht, welche sie verdiente und m. Daf. noch heute verdient. Man wird hier schon die Grundtöne meiner Ethik finden.

Einige Jahre später gab ich die früher erwähnte Schrift „über Glauben und Wissen", in Veranlassung der R. Nielsen'schen Angriffe, heraus. Hier glaube ich einen Beitrag zu tieferer Erkenntniß des ethischen Grundgedankens gegeben zu haben. Ich suchte nachzuweisen, daß dieser eben der des Theismus sei, welcher seine völlige Entwickelung in dem christlichen Gottesbegriffe finde. Der ethische Gottesgedanke schließt das Logische und das Physische, was gewiß auch in Gott vorhanden ist, nicht aus, sondern trägt

es in sich. Das Charakteristische des Theismus besteht gerade darin, daß in Gott selbst ein Uebergeordnetes und ein Untergeordnetes erkannt wird, und daß das Uebergeordnete, das Hegemonische, das im höchsten Sinne Göttliche in Gott, der Wille und das Gute ist, und daß alle bloß logischen und physischen Bestimmungen des Wesens Gottes nicht in Wahrheit für sich bestehende sind, sondern nur das, was sie im Verhältniß zum Guten, oder zu seinem ethischen Willen, bedeuten. Das sogenannte reine Wissen und die reine Macht sind vom Standpunkte des Theismus durchaus nichts Selbständiges und Selbstgeltendes; sondern Wissen und Macht sind nur Prädikate, Attribute des vollkommenen Willens und haben nur in diesem ihren wirklichen Einheitspunkt.

Dieser Gedanke ist es, welcher in meiner Schrift weiter ausgeführt und durchgeführt worden ist. Ich trat hiermit nicht allein in Gegensatz zu R. Nielsen, sondern zu vielen der heutigen Philosophen, welchen das Logische und das Physische das Höchste, ja einzig Gültige ist, das Ethische dagegen nicht als etwas Selbständiges gilt, sondern nur als eine Modifikation des Logischen und des Physischen, worin sie sich mit ihrem Denken ausschließlich bewegen. Von ziemlich vielen dieser Philosophen der Gegenwart muß man

sagen, daß sie schlechterdings kein Verständniß haben für das große Problem: das Verhältniß zwischen dem Ethischen und dem Logisch-Physischen. Und doch ist gerade in unserer Zeit dieses Problem das tiefste für die Wissenschaft, weßhalb auch die tiefsten Geister sich mit demselben beschäftigen. Von den Widersachern des Christenthums, und überhaupt von denen, die auf negativer Seite stehen, wird es vollkommen ignorirt; und sie haben sich auf gar keine Diskussion darüber eingelassen, höchstens im Vorbeigehen es vornehm abgewiesen.

Nicht lange darnach arbeitete ich, unter Voraussetzung dieser ethischen Gottesidee, meine „Christliche Ethik" aus. Dieses Werk hat sowohl in meiner Heimath, als in Deutschland, eine Aufnahme gefunden, welche meine Erwartung so weit übertroffen hat, daß ich annehmen muß, es sei einem sich mit großer Stärke regenden Bedürfnisse entgegengekommen. Daß dieses Bedürfniß vorhanden sei, hatte ich nicht bezweifelt; daß es aber in diesem Umfange vorhanden sei, hatte ich mir nicht vorgestellt.

Und wie sollen wir denn dieses Bedürfniß bezeichnen? Ich glaube es mit dem Ausdrucke für den Grundgedanken meines Werkes bezeichnen zu können: Vereinigung des Christlichen und des Humanen. Die

lebendige Einheit dieser Gegensätze ist es, wonach man verlangt. Sie ist es, welche von allen tieferen und ernsteren Naturen gesucht wird, indem sie sich sehnen, von jenem leidigen Zwiespalte, dem so häufigen Widerspruche zwischen Christlichem und Menschlichem, erlöst und frei zu werden. Man will das Religiöse, welches nur im Christlichen zu finden ist, will aber nicht das Pietistische, das Puritanische, will nicht ein Christenthum, das — unmenschlich, voll Inhumanität ist, ein Christenthum, das zwar das Reich der Gnade geltend macht, zugleich aber das der Natur ganz verleugnet, Kunst, Wissenschaft, jede Erscheinung der Schönheit als verdammlich und verwerflich betrachtet, als eine Versuchung zum Bösen, als unvereinbar mit dem Heiligen. Man hat ein Verlangen nach dem rein Menschlichen, besonders nach Menschenkenntniß und Menschenliebe; aber auf der andern Seite muß der wahrheitsuchende Mensch wünschen, daß er frei und los komme von der religionslosen Humanität, von jener independenten Moral, und hiermit auch von aller daraus folgenden falschen Aesthetik, auch der leichtfertigen und oberflächlichen Politik, ihren Früchten. Der Einheitspunkt, in welchem der bezeichnete Gegensatz sich auflöst, liegt allein in dem richtig aufgefaßten Ethischen in seiner Einheit mit dem Religiösen. Das

Ethische, oder das Gute, ist „die Königin, deren Thron über alles Andere erhöht ist". Alles, was im Leben einen Werth hat, bekommt ihn allein durch die Beziehung zum Ethischen, als dem absolut Werthvollen, wodurch es normirt wird. Wiederum verlangt das Ethische, daß auch diese relativen Werthe in ihrer relativen Berechtigung, Selbständigkeit und Freiheit erkannt und in dieser respektirt werden. Diese Wahrheit hat ihre vollendete Offenbarung im Christenthum. Das Christenthum will sich nicht isoliren, sich nicht vom Menschenleben absondern, im Gegentheil die höchste, Alles durchdringende Macht im Menschenleben werden. Dieses gilt von den Weltzuständen im Großen, dem geschichtlichen Völkerleben; es gilt aber auch von unserem inneren Leben. Der ernste, wahrheitsuchende Mensch verlangt für sein Inneres nach Einheit und Friede, und will von dem Zwiespalt und Gegensatz erlöst werden. Aber diese Einheit kann nicht gefunden werden, es sei denn, daß eine Auktorität, eine höchste Macht sich in seinem Inneren kundgebe, unter welche er sich unbedingt beugt. Aber diese Auktorität soll nicht eine einengende und fesselnde sein, nein, eine erweiternde und befreiende. Diese Auktorität ist **Christus**, der Gottes- und Menschensohn, welcher durch seinen Geist Alles

in Freiheit setzt, was zum Menschen, dem zum Bilde Gottes geschaffenen, gehört.

Das also, worauf das Bedürfniß der Zeit hingeht, ist eine christliche Welt- und Lebensanschauung. Die christliche Predigt allein ist nicht imstande, sie zu geben, jedenfalls nicht, wie dieselbe meistens geartet ist. Es ist eine alte Erfahrung, daß ernstgesinnte Christen Sonntag auf Sonntag die Verkündigung des Wortes Gottes hören und auch zu Herzen nehmen können, dennoch aber, wenn sie die Kirche hinter sich haben und nun in die Geschäfte und Sorgen des täglichen Lebens hineinkommen, völlig nach den Kategorien des Zeitgeistes, nach den stadt- und landläufigen, falschen, sowohl ethischen, als politischen und socialen, Kategorien oder Begriffen räsonniren. Sie bedürfen eines Ueberblickes über das Leben und einer Durchführung desselben in den wirklichen Lebensverhältnissen, wozu eine ausgeführte Ethik ihnen behülflich sein muß. Was nun der wahren Lebensanschauung sehr im Wege steht, ist der Individualismus, in welchem die Meisten auch in Betreff der Moral befangen sind. Sie meinen, daß die Moral nur Sache des einzelnen Menschen sei, daß sie aber mit der menschlichen Gemeinschaft durchaus nichts zu schaffen habe, keine Anwendung auf das Politische

und Sociale, z. B. das Nationalökonomische finde, sondern daß hier allein Zweckmäßigkeitsrücksichten und andere sogenannte praktische Rücksichten gelten und entscheiden müssen. Dieß ist ein Wahn, dem abgeholfen werden muß.

Unstreitig war und ist ein solches Bedürfniß in vielen Gemüthern. Ich glaube hoffen zu dürfen, daß mein Werk, wenn auch nur unvollkommen und als ein bloßer Anfang, doch einigermaßen ein Beitrag zur Abhülfe ist, und auch im Stillen eine Wirkung übt.

Zur Polemik habe ich in Beziehung auf dieses Werk keine Nöthigung gehabt. Einzelne Angriffe, theils von der rein negativen Seite, theils von Seiten des Liberalismus sind freilich nicht ausgeblieben. Wenn die Anhänger desselben sich nicht zu einem höheren Standpunkte erheben können, so ist es natürlich, daß sie meinem Werke gegenüber sich feindlich stellen, da ich mehrere ihrer irrigen Richtungen, ihren Individualismus, ihre Ableugnung einer gesellschaftlichen Ethik, und was hiermit in Verbindung steht, bekämpft habe. Ich sah mich aber nicht veranlaßt, auf ihre Angriffe, welche mir sehr unfruchtbar erschienen, näher einzugehen.

Außerdem habe ich noch eine Schrift ausgearbeitet: „Jacob Böhme“. Durch diese habe ich mehr, als durch irgend eine andere meiner Schriften, kundgegeben, wie wenig ich von der heute bei einer großen Anzahl herrschenden Philosophie Notiz nehme, welcher es beliebt, die übersinnliche Welt zu leugnen, und welche nur Phänomene (Erscheinungen) ohne inneres und bleibendes Wesen anerkennen will, von dieser wesenlosen Philosophie, welche die niedrigste Abgötterei mit dem Logischen und Physischen treibt. Ich habe ihnen hier gezeigt, daß ich mich dessen, was sie das Phantastische nennen, nicht schäme, daß dieses Phantastische, richtig verstanden, für mich das im höchsten Sinne Reale ist, ja daß ich es nur bedaure, daß sie in so hohem Grade des rechten Verständnisses bar sind, so ganz phantasielos, wie sie es eben sind. Uebrigens wird Jacob Böhme nur denen verständlich sein, die mitten in der christlichen Weltanschauung stehen. Selbst Solche, die mit Verstand und gutem Willen, aber ohne die Voraussetzungen des Christenthums, dem Studium seiner Lehre sich hingeben, werden an vielen Punkten sich vor Mißverständnissen nicht hüten können. Für mich selbst hat dieses Studium, mit welchem ich zu den Idealen meiner Jugend zurückgekehrt bin, die tiefste Bedeutung gehabt und eine so-

wohl belehrende als beruhigende Wirkung auf mich geübt. Mehrere Begriffe, wie das Verhältniß zwischen Natur und Geist, der Begriff des Innenlebens Gottes, der Herrlichkeit Gottes und des unerschaffenen Himmels — Begriffe, die in meiner Dogmatik nur schwach angedeutet sind — haben hier eine weit größere Klarheit und Fülle gewonnen. In persönlicher Hinsicht war es von besonderer Bedeutung, daß die jenseitige, die zukünftige Welt für mich mehr Wirklichkeit und größere Nähe bekommen hat. Es mag als etwas Natürliches gelten, daß, wenn man in meinem Alter dem Uebergang in's Jenseits so nahe ist, dieses Jenseits sich auch näher vernehmbar macht, als etwas unmittelbar uns Umgebendes. Aber Böhme's Anschauungen haben hierzu bei mir viel mitgewirkt.

Die Schrift hat sich, ohne öffentlich viel besprochen zu sein, in der Stille verbreitet, und ist nicht allein von Theologen, sondern auch von Laien gelesen worden. Jacob Böhme war ja selbst ein Laie. Auf gelehrte Einsicht kommt es hierbei nicht so sehr an, vielmehr auf den rechten, offenen Sinn. Auch Frauen bin ich begegnet, die das Buch mit Interesse gelesen haben. Waren einzelne Partien desselben ihnen auch unverständlich, so haben sie doch einen Total-

indruck erhalten, der eine fesselnde und zugleich wohl-
þuende Wirkung geübt hat.

Endlich habe ich in den Jahren meines bischöf-
lichen Amtes auch mehrere Predigtsammlungen her-
usgegeben. Aus diesen habe ich zuletzt eine Postille
usammengestellt, welche eine weite Verbreitung ge-
unden hat. Man liebt vorzugsweise solche Predigt-
Jahrgänge, weil man hier eine Anweisung hat, was
in jedem Sonntage gelesen werden kann*).

*) Bald nach dem Tode des Bischofs Martensen (schon im
Februar 1884) ist ein Buch u. d. T. erschienen: „Til Daglig
Opbyggelse. Uddrag af Biskop Dr. Martensen's Prädikener
Kphg. Gyldendal 339 S. gr. 8), d. h. „Zur täglichen Erbau-
ung. Auszüge aus Bischof M.'s Predigten". Es ist Grund
vorhanden, anzunehmen, daß Bischof M. in seinem letzten
Lebensjahre dem Herausgeber des Buches, bei der Wahl und
Zusammenstellung der Auszüge, mit seinem Rathe zur Seite
gestanden hat. Al. M.

Mein 25jähriges Jubiläum als Bischof von Seeland.

Der 15. April 1879 war für mich ein Freuden- und Ehrentag. Es war der Tag, an welchem ich vor fünfundzwanzig Jahren Bischof von Seeland geworden war. Ich hatte jetzt annos Petri. Obgleich ein Jubiläum oft das weniger Angenehme hat, daß es gar sehr an das Vergangene erinnert, und daran, daß man selbst zu den Vergangenen gehört, so bekam ich doch den Eindruck einer nicht vergangenen, sondern gegenwärtigen Liebe, welche mir reichlich entgegenkam. Zwar hatte ich schon im J. 1868 von einem Freundeskreise, in Erinnerung an die dreißig Jahre, die ich seit Antritt meiner Professur gedient hatte, eine schöne Gabe empfangen. Jetzt aber trat Alles in vollkommener Oeffentlichkeit auf: Pastoren, Schullehrer, Gemeinden, legten ihre Anhänglichkeit deutlich und in vielfacher Weise an den Tag; und

h mußte mir selbst sagen: bei einer solchen Gelegen-
:it erfährt man, daß mehr Liebe in der Welt ist,
:s man sonst glauben mag. Eine ganz besondere
reude war es mir, daß die theologischen Studenten
ch einfanden und einen schönen Gesang von Richardt
)sangen, worauf einer derselben, Kandidat Ussing,
ne vortreffliche, begeisterungsvolle Rede hielt. Es
ußte mich ja freuen, daß ich unter den Studenten
)ch fort lebte; daß meine Schriften bei ihnen eine
Zirkung übten; daß ich mit ihnen in Geistesgemein-
jaft stand. Auch die theologische Fakultät ehrte mich
n diesem Tage. Ein Lichtpunkt des Festes war,
ıß Repräsentanten eines zahlreichen Kreises von
Rännern und Frauen aus allen Klassen und aus
len Gegenden unsres Landes (deren Namen man
ıgleich mittheilte) eine bedeutende Geldsumme mir
berreichten, welche dazu dienen sollte, mir und meiner
amilie einen freundlichen Sommeraufenthalt zu ver-
haffen, und von welcher die Hälfte nach meinem
nd meiner Frau Ableben zu einem Legat oder Sti-
:ndium verwandt werden sollte, das alsdann meinen
:amen trage. Ich kann die Freude mir nicht ver-
ıgen, das schöne Schreiben, in welchem Solches
ıir mitgetheilt wurde, des künftigen Gedächtnisses
egen hier aufzunehmen. Es lautete:

Hochehrwürdiger Bischof!

Ein Vierteljahrhundert ist verflossen, seit Sie auf den ersten Bischofsstuhl Dänemarks berufen wurden. Durch Gottes gnädige Fügung ist dieses Amt, Jahrhunderte hindurch, von einer Reihe von Männern bekleidet worden, zu denen sowohl die Kirche als das Vaterland mit Freude und Dank, als zu ihren besten Männern, emporblickten. Mit Freude und Dank sahen wir, wie Sie in dieser Reihe Ihren Platz einnahmen, wie Sie denselben so voll und ganz ausgefüllt, wie Sie in so reichem Maße die von ihr ausgegangenen Wirkungen und die an dieselbe sich anknüpfenden guten und theuren Erinnerungen gemehrt und gesteigert haben. Groß ist die Anzahl derer, in deren Namen wir diese Worte an Sie richten. Viele ehren in Ihnen den Lehrer ihrer Jugend, welchem es gegeben war, den alten, ewig wahren Glauben in neuem Lichte, mit neuer Kraft und Klarheit, sowie mit neuen Beweismitteln, darzulegen und zu bezeugen. Die Diener der Kirche danken Ihnen sammt der gläubigen Gemeine, weil Sie, „der Wahrheit getreu in Liebe", niemals das Feld geräumt haben, noch das Schwert stumpf werden ließen im Kampfe für die heilige Wahrheit, während Sie doch immer das Ohr offen behielten, um zu hören und anzuerkennen, was auch bei

anders Denkenden Anerkennung verdiente, also daß die Einheit des Geistes bewahrt wurde durch das Band des Friedens. Schaaren von Männern und Frauen danken Ihnen für gesunde und lebendige, für warme und herzliche Unterweisung, wie in der Kirche, so im stillen Zimmer. Das Vaterland dankt Ihnen, weil Sie das Feuer des Geistes in Gluth und Wärme erhalten haben für die Kinder unsres Volkes; weil Sie dem Auslande bewiesen haben, daß, wieviel wir auch gelitten, dennoch das Höchste und Beste nicht bei uns erstickt ist, daß auch jetzt noch helle Strahlen von uns ausgehen können, wo es gilt, die große Sache der Menschheit ins rechte Licht zu stellen.

Für alles dieses danken wir Ihnen, unserm hochehrwürdigen Bischof, nachdem wir zuvor Gott gedankt haben, welcher seine Diener zubereitet und bestellt und einem jeden zutheilt, wie's ihm gefällt. Aber ein zahlreicher Kreis von Männern und Frauen aller Klassen der Gesellschaft und aus allen Gegenden unsres Landes, deren Namen sich in dieser Mappe verzeichnet finden, hat sich in dem Wunsche vereinigt, bei Ihrem 25jährigen Jubiläum, als Bischof von Seeland, Ihnen ein sichtbares Zeichen zu geben der Anerkennung Ihres bedeutungsvollen und segensreichen Wirkens.

Indem die hier anwesenden Repräsentanten dieses Kreises jetzt die Ehre haben, als ein solches Zeichen Ew. Hochehrwürden einen Betrag von 20000 Kronen (in Obligationen des Kredit=Vereins) zu überreichen, haben wir geglaubt, den verschiedenen Wünschen desselben am besten dadurch zu begegnen, daß wir Ew. Hochehrwürden bitten: dieser Betrag möge dazu dienen, Ihnen sammt Ihrer Familie eine behagliche Wohnung mit ländlichen Umgebungen zu schaffen, zu Ihrer Erholung und zur Kräftigung für Ihr theures Leben, und daß später, nach Ihrem und Ihrer Frau Gemahlin Abscheiden, die Hälfte jenes Betrages zu einem Legate oder Stipendium verwandt werde, welches Bischof Martensens Namen trage, und dessen Zinsen s. Z. laut der von Ihnen zu treffenden Bestimmung mögen vertheilt werden.

Kopenhagen, den 15. April 1879.

C. Bille Brahe. B. J. Fog. Hermansen. C. Liebe. C. Rothe. Stein. E. Tvermoes.

Die reiche Gabe ist ihrer Bestimmung gemäß verwandt worden. Ich habe Sorge getragen, daß nach meinem und meiner Frau Tode ein Legat errichtet werde für einen theologischen Kandidaten, behufs einer Reise ins Ausland. Ich selber habe in meiner Jugend durch die Reisen, die ich in die Fremde machte,

großen Genuß und Gewinn gehabt, daß ich gern
ızu beitragen will, daß Andere eine ähnliche Erfah-
:ng machen mögen.

Erhöht wurde die Festlichkeit des Tages durch
e Theilnahme, die der König und das Königs-
ıus mir bewiesen. Nicht nur erhielt ich Briefe von
'n Mitgliedern der königlichen Familie mit werth-
ıllen Geschenken, nicht nur beehrte die Königin mich
it einer Gabe, an der ihre eignen Hände gearbeitet
ıtten; sondern der König sowohl als der Kronprinz
ehrten mich mit ihrem persönlichen Besuch in meiner
schöflichen Amtswohnung. Ich konnte bei dieser
eranlassung nicht umhin, daran zu denken, daß auch
: früheren Jahren diese alte Wohnung (Bispegaard
:nannt) sich eines königlichen Besuches zu erfreuen
:habt hat. So erinnerte ich mich, daß Friedrich III.
:i Bischof Brochmand*) gewesen war.

Indem ich dieses Jubiläums erwähne, muß ich zu-
.eich daran erinnern, daß in demselben Jahre (1879)
ısere Universität ihr vierhundertjähriges Jubiläum
ierte. Der an mich ergangenen Aufforderung ge-

*) Ueber diesen, auch im Auslande s. Z. sehr berühmten
inischen Dogmatiker, einen der Lebenszeugen der lutherischen
ırche im 17. Jahrhundert (geb. 1585, gest. 1652), s. d. Art. in
erzogs und Plitts Theol. Realencyklopädie. Zweite Auflage.
Al. M.

mäß redete ich am ersten Tage des Festes in der Frauenkirche, worauf Prof. Madvig die Hauptrede hielt. Es war mir von großem Interesse, an diesem Feste theilnehmen zu können und mit einer Anzahl ausgezeichneter Männer, welche aus den Bruderreichen zu uns kamen, nähere Bekanntschaft anzuknüpfen.

Häusliche Verhältnisse.

Von meinen häuslichen Verhältnissen zu reden, ich bisher Scheu getragen. Mich dünkte, daß h nicht für die Oeffentlichkeit eigneten. Und glaube ich jetzt, da ich mich dem Abschluß meiner eilungen nähere, nicht schließen zu können, ohne es berührt zu haben, was gleichwohl kaum ver- werden würde.

So will ich denn erwähnen, daß ich als junger , kurz nach meiner „Auslandsreise", mich mit ilde Helene Heß, Tochter des Schiffscapitains t. Heß, verheirathete. Nach neunjähriger Ehe diese fromme Seele abgerufen, mir zwei Kinder, Sohn und eine Tochter, Julius und Marie, ssend. Im Jahre darauf (1848) ehelichte ich ie Henriette Constance Bidoulac. Ihr Vater ranzösischer Emigrant. Mit ihr habe ich nun hre gelebt; und sie hat mir in unserer Ehe eine er, unsere Josepha gebracht. Ich darf diese Ehe

als eine der besten und größten Segnungen meines Lebens bezeichnen. Ich vermag es nicht auszusprechen, was sie, meine treue Gattin, alle Tage mir gewesen ist. Nur das will ich sagen, daß die Einwirkung, die sie auf mich geübt hat, sowohl meine Wirksamkeit als mich selbst, meinen inneren Menschen, umfaßte. Ihr verständiger Rath hat mich öfter in meinem Thun unterstützt; und wenn meine Predigten mit den Jahren an Herzlichkeit gewonnen haben, wenn sie mehr ins Individuelle, in das innere, verborgene Leben des einzelnen Menschen eingedrungen sind, so verdanken sie das zum großen Theile ihr. Wenn ich selbst demüthiger, freundlicher, nachsichtiger in meinen Urtheilen geworden bin, so habe ich zum großen Theil ihr dafür zu danken. Wenn mein Sinn sich mehr für das Persönliche, das Einzelne, das Kleine entwickelt hat, während ich früher nur geneigt war, das Ganze und Große ins Auge zu fassen; wenn mein Sinn für die Natur dergestalt entwickelt ist, daß ich mich nicht allein an dem großen Totaleindruck erfreuen kann, sondern betrachtend meine Freude auch an dem einzelnen Naturgegenstande, an einer Blume, einem Blatte habe: es ist ihr Verdienst. Ich könnte Vieles in dieser Richtung aufzählen; aber ich weiß, daß das nicht ihren Beifall haben würde. Ich will daher nur

den Wunsch aussprechen, es möge mir die Gnade gewährt werden, daß sie bis zu meinem letzten Erdentage mein guter Genius bleibe!

An meinen Kindern habe ich Freude. Mein Sohn Julius, welcher eine Anstellung bei der königlichen Bibliothek hat, ist zugleich mein Assistent in meiner eigenen Bibliothek und bei meinen literarischen Arbeiten. Mein Schwiegersohn, Comptoirchef C. F. Larsen, welcher mir ein vertrauter Freund ist, unterstützt mich nicht allein in meinen amtlichen Verrichtungen, als mein Amanuensis, sondern auch in allen meinen wissenschaftlichen Unternehmungen, in welche er gründlich eingeweiht ist. Sein spekulatives Talent macht es ihm möglich, auf alle dahin gehörigen Untersuchungen einzugehen; und mit wahrem Nutzen habe ich mit ihm über die schwierigsten Punkte in meinen Arbeiten mich unterreden können. Meine Tochter Josepha ist zu Hause des Vaters und der Mutter Freude. Ihre Liebe zur Malerei hat sie nicht abgehalten, den ihr verliehenen Sinn für Poesie und überhaupt für die ideale Welt auszubilden; und oft freue ich mich der Gespräche mit ihr. Auch meine Tochter Marie, Larsens Gattin, hat einen entwickelten Sinn für das Ideale. Sie ist Mutter eines Kreises liebenswürdiger Kinder. Diese Enkel bringen neues Leben ins Haus,



lebens.

Ho[illegible]

Prof. [illegible]

Lieder, [illegible]

Sam[illegible]

mittheilen

Blick rückwärts und vorwärts.

m ich jetzt in meinem hohen Alter einen
diesen langen Lebensweg zurückwerfe, so
Gefühl nur ein gemischtes sein. Das Erste,
bei solchem Rückblicke zu thun hat, ist gewiß
: „Vergieb uns unsere Schuld, wie auch
ıen unsern Schuldigern". Es ist ja das ge-.
Bekenntniß, welches bei ernstgesinnten Christen,
bst prüfend auf die vergangenen Tage zurück-
ausbleibt: daß Sünde und Schuld an unserem
et, und daß sich ernste Anklage gegen uns er-
onders müssen wir darüber klagen, daß nicht
ne Uebertretungen und Versäumnisse bei uns
sondern daß in unserer ganzen Entwickelung
wenig Verfehltes zeigt. Es ist ein gemein-
:nntniß, daß in Keinem von uns das Ideal, zu
)on dem Schöpfer beanlagt waren, so ver-
)orden ist, wie es sollte, sondern daß Miß-
ſe und Verunstaltungen sich daran gehängt
ie oft rennen wir uns in Einseitigkeiten fest,

[illegible] Vollkommene ergriffen zu [illegible] der Sache der Wahrheit zu dienen, während [illegible] von der Wahrheit und [illegible] entfernen! Niemand wird [illegible]. Hätten wir für unser Leben [illegible], so würde das Bild [illegible] werden. Aber Gott [illegible] waltet eine unsichtbare Hand, [illegible], gnadenreiche, fürsorgliche Hand, [illegible] macht, was wir Menschen [illegible] und sich sogar unserer Ver- [illegible], um vermittelst derselben [illegible] Werk, auf welches Gott [illegible].

[illegible] Demuth, im Gefühl der Schuld und Unvollkommenheit, des Verfehlten, des [illegible] das Gute, ja das Beste meiner [illegible] eingeschlichen hat, zurückblicke, soll der Schluß meines Lebens Lob und Dank dafür sein, daß die [illegible] Hand der Erziehung mich so geführt hat, daß ich die Aussicht habe, das Ziel erreichen zu können. Ich sage, die Erziehung Gottes, und bekenne hiermit meinen Glauben an eine ins Individuelle und Specielle eingehende Erziehung. Manche lassen diese nur gelten für das Geschlecht im Großen und Ganzen,

r die Geschichte der Völker, in welcher sie Plan
:d Zusammenhang erkennen. Aber dieser Plan und
ısammenhang ist auch in der Lebensführung des
ızelnen Menschen. Zwar kann es in unserem Leben
artien geben, sowie auch in der Weltgeschichte solche
artien vorkommen, in denen wir die Vorsehung nicht
ıhrnehmen können. Aber im Ganzen und Großen
:rden wir es doch können. Oft können wir so dem
:ane der göttlichen Vorsehung folgen vom Anfang
s Lebens bis zu seinem Schlusse, wenn auch einzelne
:omente kommen, wo er sich unserm Blicke verbirgt.
nes ist da, was uns auf ganz unzweifelhafte Weise
erzeugt, daß Gott sich des einzelnen Menschen an-
nmt, wenn er uns nämlich von der Welt zu sich
ht, wenn er durch Christum uns die Wiedergeburt,
:rgebung unserer Sünden und die Hoffnung ewigen
bens schenkt. Hierbei müssen wir ja jenes Wortes
s Herrn gedenken von dem verlorenen Schafe und
n verlorenen Groschen, welches uns zeigen will,
lchen hohen Werth in Gottes Augen die einzelne
:ele hat. Aber ich danke meinem Gott nicht allein
: dieses Höchste und Centrale, sondern auch für seine
ıhrung in dem mehr äußerlichen Theil meines Lebens,
ıe Führung in Betreff der mir angewiesenen Wirk-
ıkeit. Er hat mir gegeben, wonach ich von Jugend

[illegible] habe ich gesagt, daß ich mein Vaterland mit seinen Heimaten der [illegible] Gnade Gottes befehle. Fragt man mich aber, mit welcher größeren, [illegible] Hoffnung ich der irdischen Zukunft entgegensehe, die ich selbst nicht mehr erleben soll, so weiß ich nur Eines zu nennen: den fortschreitenden Sieg des Christenthums. Blicke ich in die Zukunft hinaus, so drängt sich mir diese Gewißheit auf, daß, was in näherer und fernerer Zukunft die Geschichte bestimmen und in Bewegung setzen wird, der Kampf ist zwischen dem Christenthum und dem modernen Heidenthum. Dieser Kampf wird auch in unseren Tagen geführt und wir können in Wahrheit sagen, daß, wenn dieser Kampf sich nicht in der Tiefe der gegenwärtigen Weltbegebenheiten, sie im Grunde bedeutungslos wären. Denn an und für sich sind sie ohne Idee und Geist.

Aber von der Zeit wende ich den Blick auf die Ewigkeit hin. Der Apostel Paulus sagt, da er nicht weiß, was er vorziehen solle, noch länger auf Erden zu leben, oder in den Himmel einzugehen: „Ich habe Lust, abzuscheiden und bei Christo zu sein, welches auch viel besser wäre“. Ich habe Momente, wo ich ihm Dieses nachsprechen kann. Nichts ist mir nämlich gewisser, als der auferstandene und zum Himmel

Vaterlandes, auch mehreren der vorzüglichsten Ausländer und einem Kreise treuer Freunde, bis heute innig verbunden war. Auch muß ich für die Freude danken, die ich an meinen Arbeiten und durch sie gehabt habe, zugleich dafür, daß es mir vergönnt wurde, manche Wirkungen und Früchte derselben mit Augen zu sehen. In meine Danksagung muß ich auch das Zeitliche und Leibliche aufnehmen. So habe ich im Ganzen eine gute Gesundheit gehabt, jedenfalls eine solche, in welcher die leiblichen Organe dem geistigen Leben und der geistigen Thätigkeit dienstbar sein konnten. Wenn ich also nach menschlichem Maßstabe mir ein glückliches Leben beilegen kann, so vergesse ich doch nicht jenes Wort des alten Weisen, das ich schon gelernt habe, als ich den Herodot las: „Preise Niemanden glücklich vor seinem Tode!“ Erreichen wir auch ein hohes Alter, so weiß doch unser Keiner, welche Prüfungen vielleicht noch über ihn verhängt werden, wiewohl wir wissen, daß sie von der Hand der erziehenden Liebe über uns verhängt werden. Und wenn ich von einem glücklichen Leben rede, so vergesse ich auch nicht, was ich oft gepredigt habe: Besser selig, als glücklich!

Es sind freilich düstre Zeiten, in denen ich mich bereite, diese Erde zu verlassen. Schon im Vorher-



umfassenderen Hoffnung ich der
gegensehe, die ich selbst nicht
weiß ich nur Eines zu nenne
Sieg des Christenthums. Bli
hinaus, so drängt sich mir die
was in näherer und fernerer
bestimmen und in Bewegung s
ist zwischen dem Christenthum
Heidenthum. Dieser Kampf
Tagen geführt; und wir könn
daß, regte dieser Kampf sich
gegenwärtigen Weltbegebenhei
bedeutungslos wären. Denn
ohne Idee und Geist.

Aber von der

wir zu lange leben, daß Gott uns immer noch fort-
leben lasse, obschon wir nichts auszurichten vermögen
und Niemandem zum Nutzen seien. Möchten wir in
solchen Stimmungen nur nicht vergessen, daß unser
Leben zum Nutzen für uns selbst sein soll, indem
Gott uns noch eine Gnadenzeit gewährt, um unseren
inwendigen Menschen noch weiter zu bearbeiten und
zu durchläutern, um noch mehr geübt zu werden in
Geduld und Sanftmuth, im Stillesein und Harren,
um unter stetem Warten auf den Herrn für die
Ewigkeit zu reifen. Wie kurz oder wie lang unsre
Zeit hier auf Erden währen müsse, darüber werden
wir uns die Entscheidung nicht anmaßen. Wir wollen
in dieser Beziehung uns nicht einmal einen Wunsch
erlauben, sondern sprechen: „Dein Wille geschehe!"
wollen bedenken, daß „Zeit und Stunde der Vater
seiner Macht vorbehalten hat". Gehören wir aber zu
denen, die ihre Sache dem Herrn befohlen haben und
seiner harren, so dürfen wir auch hoffen, daß die
Stunde, in welcher er uns ruft, von der Erde abzu-
scheiden, die rechte, die für unser Heil geeignetste
Stunde sein werde. Seine Gnade und Barmherzig-
keit gebe uns nur, wenn unsere Stunde schlägt, daß
wir aufgenommen werden können in eine selige Ewigkeit!

---

h fühle mich aufgefordert, diese Mittheilungen
er Osterpredigt zu schließen, welche ich in
loßkirche gehalten, und in welcher ich vor der
e mein Bekenntniß abgelegt habe. Ich denke,
de manchen Lesern dieser Schrift nicht unwill-
: sein.

Der Anker der Hoffnung.

Am ersten Ostertage 1881.

Dir, unserm Gott, dem Vater unsres Herrn Jesu Christi, und dir, unsrem Heilande, welcher den Tod überwunden und Leben und unvergängliches Wesen an's Licht gebracht, und unsren Herzen die Hoffnung mitgegeben hat, daß wir den sichern und festen Anker unserer Seele haben sollen, der auch hineingeht in das Inwendige des Vorhangs, Dir sei Ehre und Preis in der Gemeine, durch den heiligen Geist, in Ewigkeit! Amen.

Marcus 16, 1—8.

Und da der Sabbath vergangen war, kauften Maria Magdalena und Maria Jacobi und Salome Specereien, auf daß sie kämen und salbten ihn. Und sie kamen zum Grabe am ersten Tage der Woche sehr frühe, da die Sonne aufging. Und sie sprachen unter einander: Wer wälzet uns den Stein von des Grabes Thür? Und sie sahen dahin und wurden gewahr, daß der Stein abgewälzt war; denn er war sehr groß. Und sie gingen hinein in das Grab und sahen einen Jüngling zur rechten Hand sitzen, der hatte ein langes weißes

Kleid an; und sie entsetzten sich. Er aber sprach zu ihnen: Entsetzet euch nicht; ihr suchet Jesum von Nazareth, den Gekreuzigten; er ist auferstanden und ist nicht hier. Siehe da die Stätte, da sie ihn hinlegten. Gehet aber hin und saget es seinen Jüngern und Petro, daß er vor euch hingehen wird in Galiläa; da werdet ihr ihn sehen, wie er euch gesagt hat. Und sie gingen schnell heraus und flohen von dem Grabe, denn es war sie Zittern und Entsetzen angekommen, und sagten niemand nichts; denn sie fürchteten sich.

„Laßt uns halten an der angebotenen Hoffnung, welche wir haben als einen sicheren und festen Anker unserer Seele, der auch hineingehet in das Inwendige des Vorhangs, dahin Jesus der Vorläufer für uns eingegangen“ (Hebr. 6, 19 f.). Dieser Ausspruch eines Apostels über unsere christliche Hoffnung führt uns zurück auf unsere hohe Festfeier. Denn das Fest der Auferstehung Christi ist recht eigentlich das Fest der christlichen Hoffnung. Wie schön und wohlthuend ist es doch, daß wir in dieser Welt der Vergänglichkeit auch ein Fest der Hoffnung haben! Und gerade in solchen Weltzeiten, die in vieler Hinsicht dunkle, bewölkte Zeiten, Zeiten der Sorge und Bekümmerniß, der Entbehrung und Wehmuth heißen dürfen, ist dieses Mal das Fest der Hoffnung wieder bei uns eingekehrt. So laßt uns denn das Wort des Apostels zu Herzen nehmen, daß wir festhalten sollen an der angebotenen

in denen wir meinen das Vollkommene ergriffen zu haben und der Sache der Wahrheit zu dienen, während wir uns dadurch nur weiter von der Wahrheit und unserer eigenen Bestimmung entfernen! Niemand wird sich davon frei wissen. Hätten wir für unser Leben keinen anderen Gesichtspunkt, so würde das Bild desselben gewiß ein sehr düsteres werden. Aber Gott sei gelobt! In unserem Leben waltet eine unsichtbare Hand, Gottes erlösende, gnadenreiche, fürsorgliche Hand, welche beständig gut macht, was wir Menschen verkehrt und übel machen, und sich sogar unserer Verirrungen und Mißgriffe bedient, um vermittelst derselben das erlösende und erziehende Werk, auf welches Gott es abgesehen hat, auszuführen.

Indem ich daher in Demuth, im Gefühl der Schuld und Unvollkommenheit, des Verfehlten, des Einseitigen, das sich in das Gute, ja das Beste meiner Bestrebungen oft eingeschlichen hat, zurückblicke, soll der Schluß meines Lebens Lob und Dank dafür sein, daß die väterliche Hand der Vorsehung mich so geführt hat, daß ich die Aussicht habe, das Ziel erreichen zu können. Ich sage, die Vorsehung Gottes, und bekenne hiermit meinen Glauben an eine ins Individuelle und Specielle eingehende Vorsehung. Manche lassen diese nur gelten für das Geschlecht im Großen und Ganzen,

für die Geschichte der Völker, in welcher sie Plan und Zusammenhang erkennen. Aber dieser Plan und Zusammenhang ist auch in der Lebensführung des einzelnen Menschen. Zwar kann es in unserem Leben Partien geben, sowie auch in der Weltgeschichte solche Partien vorkommen, in denen wir die Vorsehung nicht wahrnehmen können. Aber im Ganzen und Großen werden wir es doch können. Oft können wir so dem Plane der göttlichen Vorsehung folgen vom Anfang des Lebens bis zu seinem Schlusse, wenn auch einzelne Momente kommen, wo er sich unserm Blicke verbirgt. Eines ist da, was uns auf ganz unzweifelhafte Weise überzeugt, daß Gott sich des einzelnen Menschen annimmt, wenn er uns nämlich von der Welt zu sich zieht, wenn er durch Christum uns die Wiedergeburt, Vergebung unserer Sünden und die Hoffnung ewigen Lebens schenkt. Hierbei müssen wir ja jenes Wortes des Herrn gedenken von dem verlorenen Schafe und dem verlorenen Groschen, welches uns zeigen will, welchen hohen Werth in Gottes Augen die einzelne Seele hat. Aber ich danke meinem Gott nicht allein für dieses Höchste und Centrale, sondern auch für seine Führung in dem mehr äußerlichen Theil meines Lebens, seine Führung in Betreff der mir angewiesenen Wirksamkeit. Er hat mir gegeben, wonach ich von Jugend

auf gestrebt, was als ein Ideal mir vorgeschwebt hatte: eine Berufsthätigkeit als Lehrer der theologischen Jugend, wobei ich Gelegenheit hatte, über die höchsten Fragen nachzusinnen und mich in den Reichthum der Offenbarung zu vertiefen. Ich muß annehmen, daß dieses mein eigentlicher, mein primitiver Beruf war, derjenige, der mit meiner Begabung am meisten übereinstimmte. Nichtsdestoweniger muß ich Gottes Führung und seine Vorsehung auch darin erkennen, daß ich nicht in jener ersten Stellung bei der Universität bleiben, sondern mit der kontemplativen Richtung die praktische verbinden sollte, und dreißig Jahre hindurch Bischof von Seeland war, was gewiß für meine Entwickelung von großer Bedeutung gewesen ist, sowohl in christlicher als in humaner Hinsicht. Ohne diese Vereinigung des Kontemplativen und des Praktischen hätte ich z. B. meine Ethik nicht schreiben können.

Soll ich noch näher eingehen auf Gottes Führungen in meinen irdischen Lebensverhältnissen, so will ich nicht vergessen, daß Gottes Vorsehung ihre Pläne insbesondere mit und durch Menschen verwirklicht. Und gewiß habe ich dafür zu danken, daß ich in persönliche Berührung mit großen und ausgezeichneten Menschen gebracht bin, daß ich den, in geistigem Sinne hervorragendsten Männern meines

Vaterlandes, auch mehreren der vorzüglichsten Ausländer und einem Kreise treuer Freunde, bis heute innig verbunden war. Auch muß ich für die Freude danken, die ich an meinen Arbeiten und durch sie gehabt habe, zugleich dafür, daß es mir vergönnt wurde, manche Wirkungen und Früchte derselben mit Augen zu sehen. In meine Danksagung muß ich auch das Zeitliche und Leibliche aufnehmen. So habe ich im Ganzen eine gute Gesundheit gehabt, jedenfalls eine solche, in welcher die leiblichen Organe dem geistigen Leben und der geistigen Thätigkeit dienstbar sein konnten. Wenn ich also nach menschlichem Maßstabe mir ein glückliches Leben beilegen kann, so vergesse ich doch nicht jenes Wort des alten Weisen, das ich schon gelernt habe, als ich den Herodot las: „Preise Niemanden glücklich vor seinem Tode!“ Erreichen wir auch ein hohes Alter, so weiß doch unser Keiner, welche Prüfungen vielleicht noch über ihn verhängt werden, wiewohl wir wissen, daß sie von der Hand der erziehenden Liebe über uns verhängt werden. Und wenn ich von einem glücklichen Leben rede, so vergesse ich auch nicht, was ich oft gepredigt habe: Besser selig, als glücklich!

Es sind freilich düstre Zeiten, in denen ich mich bereite, diese Erde zu verlassen. Schon im Vorher-

gehenden habe ich gesagt, daß ich mein Vaterland mit seinen Geschicken der schirmenden Gnade Gottes befehle. Fragt man mich aber, mit welcher größeren, umfassenderen Hoffnung ich der irdischen Zukunft entgegensehe, die ich selbst nicht mehr erleben soll, so weiß ich nur Eines zu nennen: den fortschreitenden Sieg des Christenthums. Blicke ich in die Zukunft hinaus, so drängt sich mir diese Gewißheit auf, daß, was in näherer und fernerer Zukunft die Geschichte bestimmen und in Bewegung setzen wird, der Kampf ist zwischen dem Christenthum und dem modernen Heidenthum. Dieser Kampf wird auch in unseren Tagen geführt; und wir können in Wahrheit sagen, daß, regte dieser Kampf sich nicht in der Tiefe der gegenwärtigen Weltbegebenheiten, sie im Grunde bedeutungslos wären. Denn an und für sich sind sie ohne Idee und Geist.

Aber von der Zeit wende ich den Blick auf die Ewigkeit hin. Der Apostel Paulus sagt, da er nicht weiß, was er vorziehen solle, noch länger auf Erden zu leben, oder in den Himmel einzugehen: „Ich habe Lust, abzuscheiden und bei Christo zu sein, welches auch viel besser wäre“. Ich habe Momente, wo ich ihm Dieses nachsprechen kann. Nichts ist mir nämlich gewisser, als der auferstandene und zum Himmel

gefahrene Christus und das himmlische Reich; und indem ich dorthin den Blick erhebe, so kann es mich wohl zu Zeiten verlangen, zu scheiden aus allem diesem eitlen Wesen, aller dieser Einförmigkeit und Leere. Allein wenn der Apostel sagt: „Ich habe Lust, abzuscheiden und bei Christo zu sein“, so fügt er das wichtige Wort hinzu: „Aber es ist nöthiger, im Fleisch bleiben um euretwillen“ (Phil. 1, 23 f.). Es ist gewiß schön und ein großes Glück, Solches sagen zu können. Denn es ist schön, durch sein Wirken hienieden Frucht zu schaffen, seinen Mitmenschen zum Segen sein zu können, dadurch, daß man für das Reich Gottes und der Menschheit arbeitet. Hierdurch bekommt das Erdenleben Bedeutung für die Ewigkeit; und die Klage über die Eitelkeit und Vergänglichkeit des Daseins muß verstummen. Aber freilich ist es nicht immer möglich, so zu sprechen, weil es nicht immer möglich ist, eine fruchtbare Wirksamkeit auf Erden zu entfalten. Die Zeit unserer Wirksamkeit kann ja vorüber sein. Alsdann liegt die Aufforderung nahe, zu sagen, was der Apostel nicht sagt, aber was wir, jenes Wort umändernd, sagen müssen: „Im Fleische zu bleiben, ist nöthiger für mich selbst, um meiner selbst willen“. Wir Menschen können zuweilen versucht werden, die Klage auszustoßen, daß

wir zu lange leben, daß Gott uns immer noch fortleben lasse, obschon wir nichts auszurichten vermögen und Niemandem zum Nutzen seien. Möchten wir in solchen Stimmungen nur nicht vergessen, daß unser Leben zum Nutzen für uns selbst sein soll, indem Gott uns noch eine Gnadenzeit gewährt, um unseren inwendigen Menschen noch weiter zu bearbeiten und zu durchläutern, um noch mehr geübt zu werden in Geduld und Sanftmuth, im Stillesein und Harren, um unter stetem Warten auf den Herrn für die Ewigkeit zu reifen. Wie kurz oder wie lang unsre Zeit hier auf Erden währen müsse, darüber werden wir uns die Entscheidung nicht anmaßen. Wir wollen in dieser Beziehung uns nicht einmal einen Wunsch erlauben, sondern sprechen: „Dein Wille geschehe!" wollen bedenken, daß „Zeit und Stunde der Vater seiner Macht vorbehalten hat". Gehören wir aber zu denen, die ihre Sache dem Herrn befohlen haben und seiner harren, so dürfen wir auch hoffen, daß die Stunde, in welcher er uns ruft, von der Erde abzuscheiden, die rechte, die für unser Heil geeignetste Stunde sein werde. Seine Gnade und Barmherzigkeit gebe uns nur, wenn unsere Stunde schlägt, daß wir aufgenommen werden können in eine selige Ewigkeit!

Ich fühle mich aufgefordert, diese Mittheilungen mit einer Osterpredigt zu schließen, welche ich in der Schloßkirche gehalten, und in welcher ich vor der Gemeine mein Bekenntniß abgelegt habe. Ich denke, sie werde manchen Lesern dieser Schrift nicht unwillkommen sein.

Der Anker der Hoffnung.

Am ersten Ostertage 1881.

Dir, unserm Gott, dem Vater unsres Herrn Jesu Christi, und dir, unsrem Heilande, welcher den Tod überwunden und Leben und unvergängliches Wesen an's Licht gebracht, und unsren Herzen die Hoffnung mitgegeben hat, daß wir den sichern und festen Anker unserer Seele haben sollen, der auch hineingeht in das Inwendige des Vorhangs, Dir sei Ehre und Preis in der Gemeine, durch den heiligen Geist, in Ewigkeit! Amen.

Marcus 16, 1—8.

Und da der Sabbath vergangen war, kauften Maria Magdalena und Maria Jacobi und Salome Specereien, auf daß sie kämen und salbten ihn. Und sie kamen zum Grabe am ersten Tage der Woche sehr frühe, da die Sonne aufging. Und sie sprachen unter einander: Wer wälzet uns den Stein von des Grabes Thür? Und sie sahen dahin und wurden gewahr, daß der Stein abgewälzt war; denn er war sehr groß. Und sie gingen hinein in das Grab und sahen einen Jüngling zur rechten Hand sitzen, der hatte ein langes weißes

Kleid an; und sie entsetzten sich. Er aber sprach zu ihnen: Entsetzet euch nicht; ihr suchet Jesum von Nazareth, den Gekreuzigten; er ist auferstanden und ist nicht hier. Siehe da die Stätte, da sie ihn hinlegten. Gehet aber hin und saget es seinen Jüngern und Petro, daß er vor euch hingehen wird in Galiläa; da werdet ihr ihn sehen, wie er euch gesagt hat. Und sie gingen schnell heraus und flohen von dem Grabe, denn es war sie Zittern und Entsetzen angekommen, und sagten niemand nichts; denn sie fürchteten sich.

„Laßt uns halten an der angebotenen Hoffnung, welche wir haben als einen sicheren und festen Anker unserer Seele, der auch hineingehet in das Inwendige des Vorhangs, dahin Jesus der Vorläufer für uns eingegangen" (Hebr. 6, 19 f.). Dieser Ausspruch eines Apostels über unsere christliche Hoffnung führt uns zurück auf unsere hohe Festfeier. Denn das Fest der Auferstehung Christi ist recht eigentlich das Fest der christlichen Hoffnung. Wie schön und wohlthuend ist es doch, daß wir in dieser Welt der Vergänglichkeit auch ein Fest der Hoffnung haben! Und gerade in solchen Weltzeiten, die in vieler Hinsicht dunkle, bewölkte Zeiten, Zeiten der Sorge und Bekümmerniß, der Entbehrung und Wehmuth heißen dürfen, ist dieses Mal das Fest der Hoffnung wieder bei uns eingekehrt. So laßt uns denn das Wort des Apostels zu Herzen nehmen, daß wir festhalten sollen an der angebotenen

Hoffnung, daß wir sie in unserm Herzen beleben, um über alle Angst der Welt und Zeit emporgehoben zu werden.

„Die angebotene Hoffnung" — das ist eine Hoffnung, die aus Gnaden, und gerade in diesem Evangelium uns angeboten wird, das an die Frauen bei dem Grabe erging: „Ihr suchet Jesum von Nazareth, den Gekreuzigten; er ist nicht hier; er ist auferstanden," dem Evangelium von ihm, dem gekreuzigten Heiland, welcher siegreich von den Todten auferstanden ist, welcher sich lebendig erzeigte durch viele Erweisungen, und den Jüngern während jener vierzig Tage erschien, bis er in den Himmel aufgenommen wurde, und eine Wolke ihn vor ihren Augen verbarg. Die angebotene Hoffnung — es ist die Hoffnung auf das himmlische Reich, zu welchem der Zugang uns aufgethan ist und in welches er uns vorausgegangen ist. Einen Anker nennt der Apostel unsre christliche Hoffnung; und bedürfen wir nicht eines Hoffnungsankers? Ist diese Welt nicht einem empörten Meere zu vergleichen? ist das Menschenleben, unser eigenes Leben nicht einem Schiffe zu vergleichen, das auf diesem Meere hin und her geworfen wird und in Gefahr schwebt, Schiffbruch zu leiden, wenn wir nicht einen Anker haben, den wir auswerfen und dadurch Sicher-

heit und festen Muth gewinnen können? Bedürfen wir nicht eines Hoffnungsankers, wenn wir in die Zeiten hinausschauen, wie über ein ungeheures Meer, über welchem alle Sterne erloschen sind, und wir wie in grauen, undurchdringlichen Nebel hinausschauen? Bedürfen wir nicht eines Hoffnungsankers, wenn unsere Arbeit für das Reich Gottes so oft eine vergebliche zu sein scheint, oder wenn unser persönliches und häusliches Leid, wenn unsre mannigfachen Trübsale uns so räthselhaft, so unerforschlich vorkommen, daß wir zu der Frage versucht werden: ist es denn ein blindes Schicksal, das über unser Leben herrscht? Und bedürfen wir nicht eines Hoffnungsankers, wenn wir inmitten von Gräbern wandeln, und die Wirklichkeit uns überall Sterben und Vergehen predigt, gleichsam zu uns sagt: „Eure Tage fahren dahin wie ein Schatten, und danach ist Alles vorbei"; oder wenn wir an unser eigenes Grab, an die letzten Dinge, gedenken und fragen: giebt es ein besseres Leben nach diesem, oder werden wir in die Nacht des Nichts versinken? — Zwar können wir nicht Alles erschöpfen, was von unsrer christlichen Hoffnung zu sagen wäre; aber doch wollen wir zu unsrer Erbauung, zu unsrer Erhebung über diese vergängliche Welt, jetzt mit einander reden von dem Anker der Hoffnung.

Aber zuvörderst laßt uns das Bild, das der Apostel gebraucht von dem Hoffnungsanker, näher zu verstehen suchen. Dieses Bild findet sich auch außerhalb des Christenthums, es ist ein altherkömmliches unter den Menschen; und doch findet hier ein Unterschied statt. Denn gewöhnlich wirft man ja einen Anker abwärts; aber nach des Apostels kühnem Bilde sollen wir den Anker aufwärts werfen; das heißt: wir sollen ihn nicht ins Meer, nicht in den Boden der Erde senken; nein, wir sollen ihn in die Tiefen des Himmels, die Tiefen der Ewigkeit senken, welche uns rings umgeben und uns nahe sind. Und hiermit bezeichnet er die Natur der christlichen Hoffnung, sagt uns, daß sie eine himmlische Hoffnung ist, deren Gegenstand himmlischer Art ist, ein überirdisches Reich, nicht von dieser Welt. Daher kommt's, daß Viele die angebotene Hoffnung nicht annehmen wollen, weil sie fordern, daß wir eine irdische Hoffnung, eine Glückseligkeit anbieten, welche sich in irgend einem Reiche dieser Welt verwirklichen soll, sei es dem Reiche irdischen Besitzes, oder sinnlichen Genusses und Behagens, oder weltlicher Ehre, sei es dem Reiche der Wissenschaft, oder der Kunst. Und doch können wir unmöglich ihnen Solcherlei anbieten, weil eine jede Hoffnung, die auf Irdischem und Zeitlichem beruht,

eine vergängliche, trügliche Grundlage hat. Nur in die himmlische Tiefe sollen wir unsern Anker werfen und ihn immer festhalten; nur alsdann kann unser Leben auf Erden die rechte Sicherheit und Festigkeit behaupten. Der Apostel sagt ferner: der Anker unsrer christlichen Hoffnung gehe ins Inwendige des Vorhangs. Was sollen wir unter dem Vorhange uns denken? Wir mögen uns zunächst daran erinnern, daß nach dem Alten Testamente der Hohepriester im Tempel durch den Vorhang in das Allerheiligste einging, wo er den Gnadenstuhl mit Opferblut besprengte und Fürbitte that für das Volk. Aber wenn wir nun mit der Schrift sagen, daß Christus, der Auferstandene, der gen Himmel Gefahrne, in das Allerheiligste eingegangen ist; wenn wir sagen, daß er, unser himmlischer Hoherpriester, welcher ins Allerheiligste vor Gottes Angesicht einging, jetzt innerhalb des Vorhangs ist, was sollen wir da unter dem Vorhange verstehen?

Unter dem Vorhange, meine Zuhörer, können wir nur diese ganze sinnliche Welt mit Sonne, Mond und Sternen, mit dieser Erde und allen ihren Herrlichkeiten verstehen. Das ist die christliche Anschauung von dieser sinnlichen Welt, daß diese nur ein Vorhang ist, ein wundervoller, ein schöner Vorhang, so

groß wie der Weltenraum selbst, mit dem Sternenschmuck und der Blumenpracht, welche dahinein gewebt sind, mit einer Unendlichkeit von Gestalten, voll von Bildern und Gleichnissen und Räthseln, die in unserm Herzen Ahnungen wecken, den Geist anregen, daß er ihnen nachdenke, die Kräfte und Gesetze dieser Welt erforsche — aber doch nur ein Vorhang, nicht die Wirklichkeit selbst. Erst innerhalb des Vorhanges, hinter dem Schleier dieser sichtbaren Welt, befindet sich die wahre, die wirkliche Welt, gegen welche diese Welt nur ein Schein und Schatten ist. Innerhalb des Vorhanges, hinter dieser sichtbaren Welt sind die himmlischen Welten, welche man nicht vermengen darf mit dem sichtbaren Sternenhimmel, welcher nur zu dem Vorhange gehört, mit seinen, dieser Erde verwandten Lichtwelten, zu denen wir Nachts hinaufblicken, und die so ruhig und beruhigend auf uns herableuchten, wo du aber dennoch — könntest du dahin kommen — den nämlichen Naturgesetzen, wie hier auf Erden, begegnen, Schwere und Finsterniß, Vergänglichkeit und Tod finden würdest. Innerhalb des Vorhangs sind die wahren Himmel, wo keine Schwere, keine Finsterniß, kein Tod noch Vergänglichkeit ist: Welten, wo es sowohl sichtbare Gestalten als hörbare Harmonien giebt, mit Farben und

Tönen, mit einer unaussprechlichen Schönheit und dem Frieden, der nicht von dieser Welt ist, jetzt aber für uns unfaßbar in dieser unsrer groben Leiblichkeit, unsren irdischen Sinnen verborgen, obgleich sie uns ganz nahe sind und überall uns umringen. Innerhalb des Vorhangs, hinter dieser ganzen Sinnenwelt sind die wahren, die ewigen, bleibenden Güter, gegen welche alle Erdengüter nur fliehende Schatten sind. Wohl weiß ich, daß Viele meinen, dieser Vorhang, diese sinnliche Welt sei das einzig Wirkliche, und wir hätten nichts Anderes zu erwarten, als zu versinken in die Nacht des Nichts, nachdem wir einige Jahre, vielleicht siebenzig oder achtzig Jahre auf diesen Vorhang hingeschaut haben. Wir aber, m. And., wollen den Anker unsrer Hoffnung nicht loslassen, welcher ins Inwendige des Vorhangs geht, in das Land der Herrlichkeit, in die himmlischen Welten, die vielen Wohnungen in des Vaters Hause. Wir wollen festhalten den Anker der Hoffnung, daß der Erlöser, welcher von den Todten auferstanden ist und vierzig Tage sich seinen Jüngern lebendig erzeigte, darnach wahrhaftig innerhalb des Vorhangs, uns allen voraus, eingegangen ist, daß er uns die Stätte bereite.

Nein, diese Hoffnung wollen wir nicht fahren lassen. Daß Christus uns die Stätte bereitet, will

nicht sagen, daß er hingegangen ist, um erst die Stätte zu schaffen; denn diese Stätten, diese Wohnungen sind im Anfang aller Dinge geschaffen. Es will sagen, daß er eingegangen ist, um für uns die Stätte zu bereiten, und vor Allem, um uns eine gute Aufnahme in den ewigen Wohnungen zu bereiten. Eine gute Aufnahme in dem unbekannten Lande — ist dieses doch nicht ein stiller Wunsch, eine stille Hoffnung bei den Meisten, sofern sie überhaupt den Gedanken an ein künftiges Leben nicht aufgegeben haben? Manche setzen die gute Aufnahme darein, daß wir von unsren vorausgegangenen Lieben mögen empfangen, von Freunden, die wir gewonnen, in die ewigen Wohnungen aufgenommen werden, daß wir, mit diesen unsren Geliebten vereinigt, uns freuen im Lande des Wiedersehens. Aber wie sehr wir auch selbst der Hoffnung sind, die Freunde jenseits wiederzusehen, Dieses ist doch nicht das Erste, was zu der guten Aufnahme gehört. Das Erste ist doch, daß wir eine gute Aufnahme finden bei dem himmlischen Vater, daß wir bei ihm ein gnädiges, ein barmherziges Gericht finden, daß er, welcher ja auch der heilige und gerechte Gott ist, Sünder annehmen wolle, ja Sünder annehme als seine Kinder, Gottes Kinder. Und dieses ist der Anker unserer Hoffnung.

welcher in's Inwendige des Vorhangs geht, daß er, der Auferstandene, dort eingegangen ist, die gute Aufnahme uns zu bereiten bei dem himmlischen Vater. Er ist darum in das Allerheiligste des Himmels eingegangen, daß er, als unser himmlischer Hoherpriester, dem Vater das große Versöhnungsopfer darbringe, welches er am Kreuze auf Golgatha geopfert hat, wo er sein Blut vergossen zur Vergebung unserer Sünden, dieses Opfer darbringe als ein gegenwärtiges Opfer in ewiger Geltung und Kraft, welches nicht wiederholt zu werden braucht, also daß wir, durch ihn von aller Furcht erlöst, nun sprechen können: „Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? Ist Christus nicht hie, der gerecht spricht? Wer will verdammen? Ist Christus nicht hie, der gestorben, ja vielmehr, der auch auferwecket ist, sitzet zur Rechten Gottes und vertritt uns?" (Röm. 8, 33.) Er ist in das Allerheiligste im Himmel eingegangen, um als unser himmlischer Hoherpriester für uns zu bitten, um die Bitten, die wir in Jesu Namen beten, vor den himmlischen Vater darzubringen: denn solche Bitten erhört der Vater. Dadurch bereitet er uns die gute Aufnahme bei dem Vater, daß der Vater uns in ihm siehet, und wir um seinetwillen in den Himmel eingehen können, als Gottes geliebte Kinder. Und sowie

er uns die gute Aufnahme droben bereitet, so bereitet er uns auch die gute Stätte, die Stätte, wo es heißt: „Hier ist gut sein!“ Und was wäre die Stätte, was wäre der Himmel, wenn Christus nicht im Himmel wäre, wenn Er uns nicht durch Seine Gegenwart die Stätte bereitete? Was wäre die himmlische Herrlichkeit, wenn die Herrlichkeit Christi im Himmel fehlte, wenn jene seine Bitte nicht in beständiger, kräftiger Erfüllung stünde: „Vater, ich will, daß, wo ich bin, auch die seien, die du mir gegeben hast, und die Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast“ (Joh. 17). Wo Er ist, da, da ist gut sein. Wo Er ist, da schauet man die Herrlichkeit Gottes: denn ohne Ihn können wir ja den Vater nicht sehen. Wo Er ist, da ist die Gemeinschaft und der Genuß der vollkommenen Liebe; und wo Er ist, da ist auch die Gemeinschaft seiner Heiligen; denn er will in seinem Himmel nicht allein sein. Und hier kann denn auch die Rede sein von der guten Aufnahme seitens unsrer vorausgegangenen Lieben, des frohen Empfanges von Freunden im Lande des Wiedersehens: denn die, welche zusammengehören, die kommen zusammen, die, welche schon hier verbunden waren in dem Herrn. Wohl mögen wir des Wortes gedenken, wonach viele Wohnungen, verschiedene Stufen der

Entwickelung in des Vaters Hause sind, daß es auch im Himmel niedere und höhere Gebiete giebt. Wo aber die Verschiedenen ihre Wohnung finden sollen, dieß bestimmt des Herrn Gnade und Weisheit; an allen denen aber, die in den Himmel zu kommen gewürdigt werden, wird in irgend einer Weise erfüllt werden, was geschrieben steht: „Ihr seid gekommen zu der Stadt des lebendigen Gottes, zu dem himmlischen Jerusalem und zu der Menge vieler tausend Engel und zu der Gemeine der Erstgeborenen, die im Himmel angeschrieben sind, und zu Gott, dem Richter über Alle, und zu den Geistern der vollkommenen Gerechten, und zu dem Mittler des neuen Testaments, welcher ist Jesus“ (Hebr. 12, 22 ff.). Alles dieses gehört zu der guten Stätte, welche er hingegangen ist uns zu bereiten.

Hiermit haben wir gleichsam einen Versuch gemacht, durch den Vorhang hindurch zu blicken, um einen Schimmer zu sehen von der Herrlichkeit innerhalb des Vorhangs. Und wohl weiß ich, m. Gel., daß ich hier nach Anweisung der Schrift nicht anders reden konnte, als in Bildern. Aber solange wir „im Glauben wandeln, nicht im Schauen“ (2 Kor. 5, 7), können wir von diesen Dingen nur in Bildern reden; und wenn in diesen Bildern auch Manches

dunkel bleibt, so besassen sie dennoch die höchste Wahrheit und Wirklichkeit. Und wollten wir von diesen Dingen anders als in Bildern reden, dann würden wir nur ins Leere hinein reden; wir würden zu einigen dürftigen Begriffen gelangen, welche uns kein wirkliches Licht gäben. Laßt uns daher nur an diesen Bildern festhalten, wie Gottes Wort sie uns bietet, wenn es von den Dingen redet, die hinter dem Vorhange sind, von dem himmlischen Altar und Tempel, von Christo, unserm Hohenpriester, welcher in jenes Allerheiligste für uns eingegangen ist, von Gottes rechter Hand, von Gottes Throne und dem Jerusalem, welches droben ist, und von dem Strome, der durch die heilige Stadt sich ergießt, von dem Baume des Lebens an den Ufern des Stromes und von den Bürgern der himmlischen Stadt, den Seligen mit den weißen Kleidern und den Palmenzweigen. Das sind Bilder; und doch sind es mehr als Bilder: denn sie bilden die höchsten Realitäten ab.

Laßt uns denn annehmen die angebotene Hoffnung als der Seelen festen und sicheren Anker, welcher auch hineingeht in das Inwendige des Vorhanges, wo Jesus, unser Hoherpriester, uns voraus eingegangen ist. Diese Hoffnung müsse vor uns her leuchten auf unserm Lebenswege, wenn es um uns

dunkel wird; und kommt es uns in dieser Welt einmal so vor, wie auf einem stürmischen und empörten Meere, alsdann laßt uns nicht loslassen den Anker unsrer Hoffnung. Halte ihn fest unter deinen Anfechtungen, den inneren sowohl als den äußeren; halte ihn fest, wenn dein Weg dich zu theuren Gräbern hinführt, oder wenn vor deinen Füßen dein eigenes Grab sich öffnet und dunkle Schatten um dasselbe schweben. Wir haben ja einen auferstandenen Heiland, welcher den Stachel des Todes, unsre Sünde und Schuld, zerbrochen und der Hölle den Sieg entrissen hat, einen auferstandenen Heiland, welcher in das Inwendige des Vorhangs eingegangen ist, uns die Stätte zu bereiten. Laß ihn nicht fahren den Anker der Hoffnung, wenn deine Arbeit für die gute Sache, für das Reich Gottes, dir vergeblich scheint, oder wenn du unerklärlichen Räthseln des Geschickes gegenüber stehst. Wir haben einen auferstandenen Heiland, welcher selbst durch Leiden zur Herrlichkeit eingegangen ist und uns gezeigt hat, daß wir unter Leiden sollen geprüft, gereinigt, vollendet werden. Halte fest an dem Hoffnungsanker, wenn du ins Dunkel der Zeiten hinausblickst, die Mächte der Hölle aus dem Abgrunde steigen siehst, um die Herrschaft auf Erden an sich zu reißen und Alles niederzutreten, was aus dem Reiche des Lichtes stammt. Wir haben einen

Heiland zur rechten Hand Gottes, welcher m
alle diese Kämpfe und Drangsale sein Reich z
lichen Siege führt, so gewiß er gesagt hat: „d
der Hölle sollen meine Gemeine nicht überr

Er, der auferstandene Erlöser, und Er,
aller Gnade, der Vater aller Barmherzigkeit,
aus Gnaden einen ewigen Trost und eine g
nung. Ja, aus lauter Gnade eine gute
Dieses sei unser Ostergruß, womit wir einand
Das sei unser Gebet zu dir, du unser
Heiland: Gieb uns eine gute Hoffnung
wechselnden Geschicken unsres Lebens, und
der letzten Stunde, wenn wir selbst eingehe
das Inwendige des Vorhangs, ja dann
eine gute Hoffnung auf deine Gnade, und
eine gute Aufnahme und eine gute Stätte!

Nachwort des deutschen Herausgebers.

Die hiermit zu ihrem Abschluß gekommene Selbstbiographie darf als ein Vermächtniß gelten, das der Verfasser im Vorgefühl des herannahenden Endes seinen zahlreichen Verehrern und Freunden in der Heimath, wie im Auslande, bestimmt hat. Schon im J. 1882, als Bischof Martensen anfing, die Erinnerungen aus seinem Leben niederzuschreiben, fühlte er deutlich die Abnahme seiner leiblichen Kräfte, so daß er meistens ans Haus gefesselt war. Während jedoch der Geist in unveränderter Frische und Klarheit blieb, ja, neben der Fortsetzung dieser beständig nur aus dem Vorrath des Gedächtnisses schöpfenden Arbeit, sich mit neuen literarischen Entwürfen beschäftigte, nahm die erwähnte Entkräftung zu. Als er im Oktober 1882 noch einmal eine Ordination vollzog, mußte er die Feier schnell zu Ende führen. Ohne daß eine eigentliche Krankheit eintrat, blieb er fortwährend unter dem Drucke jener

Mattigkeit. Im August 1883 fühlte er sich verpflichtet, das Gesuch um Entlassung von seinen Aemtern einzureichen. In ehrenvollster Weise wurde ihm dieselbe gewährt, so daß er am 15. April 1884, gerade dreißig Jahre nach dem Antritt seines bischöflichen Amtes, in den Ruhestand zu treten gedachte. Aber in denselben Tagen (im Anfang des Oktobers vorigen Jahres), als in Kopenhagen das zweite und das dritte Bändchen: „Aus meinem Leben“, erschienen, und nachdem ihm eben in der Person seines Freundes, Dr. Fog, damal. Bischofs von Aarhuus, ein Nachfolger ernannt war, brach seine Kraft vollends zusammen, so daß er fortan das Bett hüten mußte. Die Besorgniß um das Leben des allverehrten Mannes bemächtigte sich zunächst der Seinigen, welchen er seine zärtliche Liebe in zunehmendem Maße fühlbar werden ließ, verbreitete sich aber mit jedem Tage über immer weitere Kreise. In stiller Ergebung, im kindlichen Glauben an den Versöhnungstod Christi, seines Heilandes, sah er seinem Ende entgegen. Am Sonntag, dem 3. Februar dieses Jahres, um 9 Uhr Abends, entschlief er in Frieden. Am Abend des 11. Februar wurde die Leiche von einer großen Anzahl von Geistlichen, die sich zum Theil aus weiterer Ferne auf die Trauerbotschaft in der Residenz eingefunden hatten, in feierlichster Weise nach der

Frauenkirche übergeführt. Am Vormittag des nächsten Tages war diese, durch Thorwaldsens Meisterwerke berühmte, jetzt für die Leichenfeier würdig ausgeschmückte Kirche bis auf den letzten Platz gefüllt. Der König mit dem Kronprinzen und allen jüngeren Prinzen, dazu Würdenträger der Regierung und der Hauptstadt, mehrere hundert Geistliche in ihrer Amtstracht, eine ebenso große Anzahl von Studenten, umringten den mit Kränzen reichlich bedeckten Sarg. An diesem redete zuerst der Stiftspropst von Kopenhagen, Dr. Rothe, darauf Bischof Dr. Fog. Sie feierten in dem Heimgegangenen den Mann des Glaubens, wie der Wissenschaft, den wachsamen und energischen Oberhirten, „der da wußte, was er wollte, und wollte, was er wußte“, endlich den treuen Sohn des Vaterlandes. Darauf wurde der Sarg durch die dichtgedrängten, mit Trauerfahnen ausgestatteten, mit Tannenzweigen und Blumen bestreuten, Straßen von einem so imposanten Zuge, wie Kopenhagen ihn selten gesehen hat, nach dem „Assistenzkirchhofe“ geleitet. Den Schluß der durchweg erhebenden Feier bildete eine kurze, herzliche Rede des Dompropstes Dr. Gude, welcher seinem geliebten Lehrer, „dem edlen Manne und treuen Christen, der in den Tod gegangen mit dem Bekenntniß: Nichts ist mir gewisser, als der aufer-

standene, gen Himmel gefahrene Christus und das himmlische Reich," in seinem und Vieler Namen, Worte des Dankes und das letzte Lebewohl ins Grab hinein nachrief, worauf die große Trauerversammlung ein Osterlied anstimmte.

Martensens Name wird, wie im skandinavischen Norden, so auch in Deutschland, unvergessen und im Segen bleiben.

Lübeck, im April 1884.

Al. Michelsen, Past. a. D.

Druck von W. Drugulin in Leipzig.



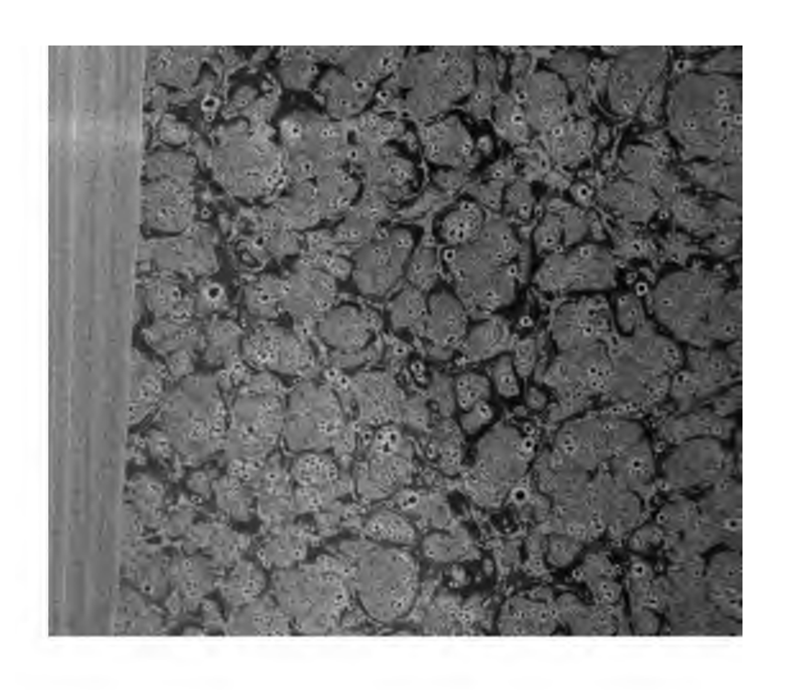


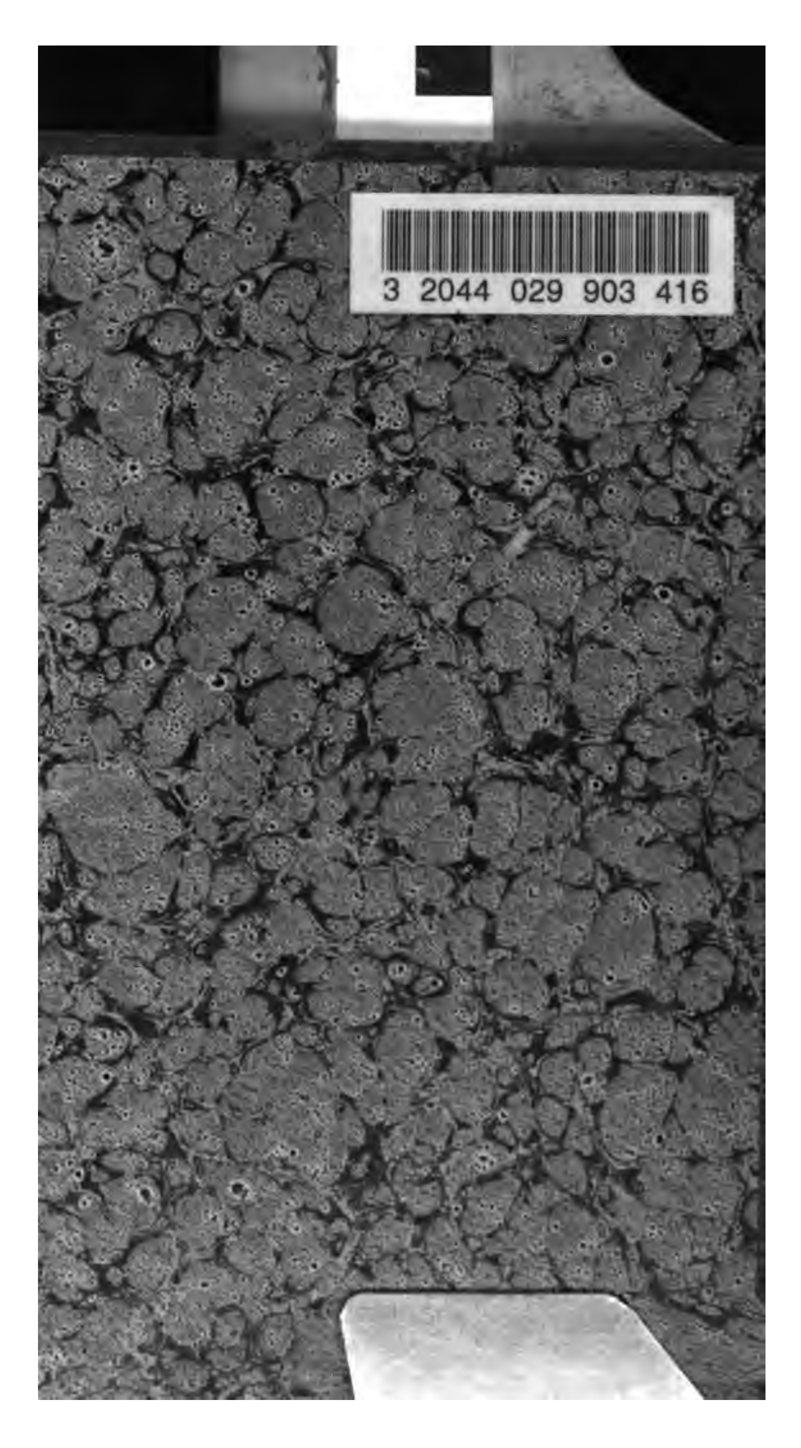











3 2044 029 903 416